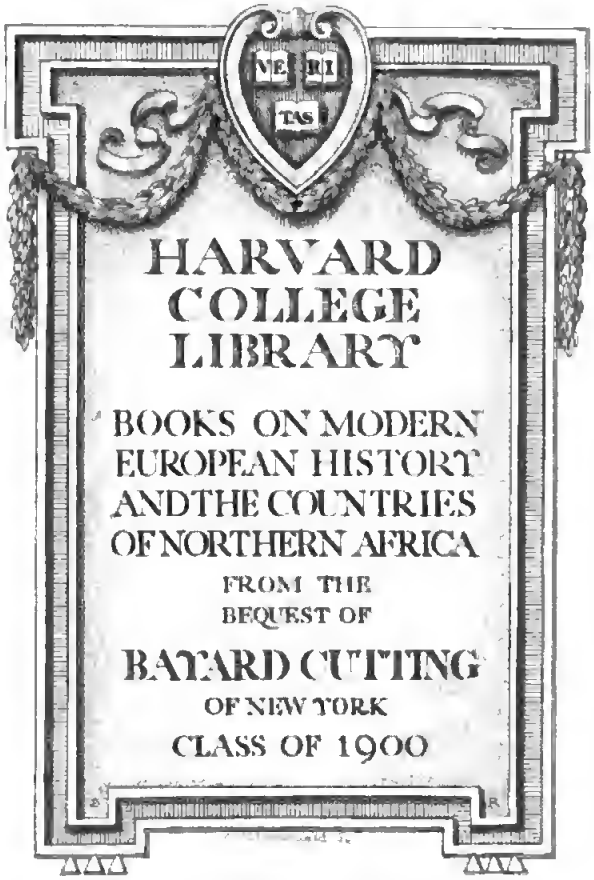
Zürcher Taschenbuch


VE
RI
TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
BOOKS ON MODERN
EUROPEAN HISTORY
AND THE COUNTRIES
OF NORTHERN AFRICA
FROM THE
BEQUEST OF
BAYARD CUTTING
OF NEW YORK
CLASS OF 1900

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1907

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Das Autor- und Uebersetzungsrecht wird ausdrücklich vorbehalten.

Neue Folge:
Dreißigster Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1907.

Swi52.1.2

HARVARD COLLEGE
MAY 7 1917
LIBRARY
Cutting Fund

Zimmer aus der Fraumünsterabtei
im Landesmuseum.

Nach einem Stich von L. Ammann.

Zimmer aus dem Schlößchen Wiggen
im Landesmuseum.

Nach einer Zeichnung von E. Fenner.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

1. Erinnerungen an die Grenzbesetzung des Jahres 1871. Von † Dr. Heinr. Zeller-Werdmüller 1
2. Die Eilwagenreise des Prinzen Carneval durch die alte und neue Welt. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1849. Von G. Meyer von Knonau 31
3. Die Zunft zur Waag. Vortrag von † Dr. Heinr. Zeller-Werdmüller 38
4. Juristenhumor vor sechzig Jahren. Mitgeteilt von Dr. R. Spöndlin 64
5. Der Barde von Riva. Landeshauptmann Franz Joseph Benedikt Bernold in Wallenstadt (1765–1841). Ein katholischer Verehrer des Evangeliums und des Antistes J. J. Heß. Von Pfr. Paul D. Heß in Wytikon 72
6. Mailänderreise einer Zürcher Dame im Jahr 1821. Mitgeteilt von C. Escher-Heß in Zürich 120
7. Aus der Geschichte der Constafel. Aus einem Vortrag, gehalten im Jahre 1905, von Oberst Steinbuch 163
8. Madame de Vandeul an Leonhard und Heinrich Meister 1786 und 1818. Mitgeteilt von Prof. Paul Usteri 181
9. Schicksale des Leonhard Hofmann, Pfarrers zu Kerenzen, von ihm selbst erzählt. Eine geschichtliche Episode aus dem Jahr 1616. Mitgeteilt von Pfr. J. Wälli 190
10. Aus Winterthurs Spitalordnungen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Von Dr. A. Ziegler, Winterthur 209
11. Zur Geschichte der Zensur im alten Zürich. Von Ad. Jacob 229
12. Zürcher Chronik vom 1. Oktober 1905 bis 30. September 1906. Zusammengestellt von S. Z. 243

* * *

Die Bibliographie der Geschichte, Landes- und Volkskunde von Stadt und Kanton Zürich 1905/06 wird erst im nächsten Jahrgang erscheinen.

Verzeichnis der Abbildungen.

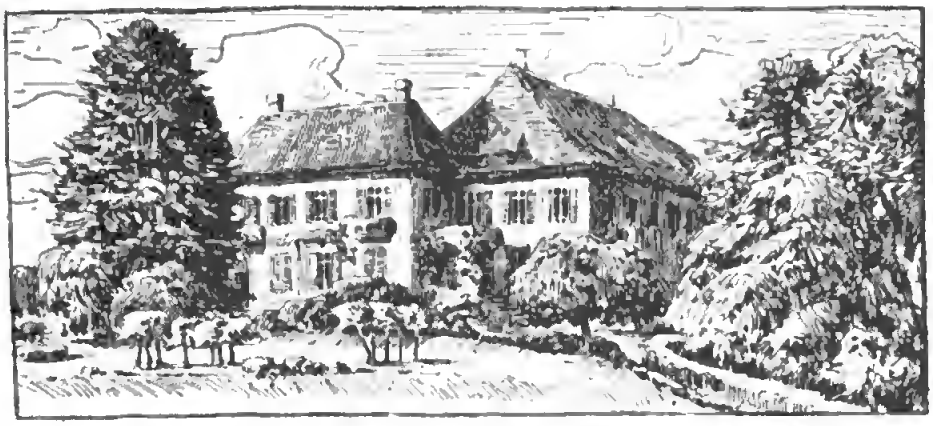
		Seite
1.	Zimmer aus der Fraumünsterabtei, im Landesmuseum, Tafel	
2.	Zimmer aus dem Schlößchen Wiggen, im Landesmuseum, Tafel	
3.	Das Muraltengut in Wollishofen	1
4.	Gruppe „Schweiz“ aus dem Sechseläutenumzug 1849 . . .	33
5.	Landgut zur „Schipf“ bei Herrliberg	38
6.	Franz Joseph Benedikt Bernold. Federzeichnung von Diog .	72
7.	Gartengitter beim Hause zum „Brunnen“ 1722	121
8.	Brunnen beim Hause zum „Brunnen“	161
9.	Jakob Heinrich Meister, nach einem gleichzeitigen Kupferstich .	181
10.	Häuser an der Torgasse	190
11.	Gitter beim Hause in Gassen Nr. 20	209
12.	Hof in der Liegenschaft zum Neuberg, Hirschengraben Nr. 60	229

* * *

Wiederum verdanken die Herausgeber der gütigen Mitwirkung hiesiger Künstlerinnen den größten Teil der Abbildungen, und zwar:

Nr. 1	Fräulein	L. Ammann.
Nr. 2	„	E. Fenner.
Nrn. 7, 8, 10, 11 .	„	G. Escher.
Nrn. 3 und 5 . .	„	S. v. Wyß.

Digitized by Google



Das „Muralten-Gut“ in Wollishofen.

Erinnerungen
an die
Grenzbesetzung des Jahres 1871.

Von † Dr. Heinr. Zeller-Werdmüller.

(1891 anläßlich einer Versammlung der noch lebenden Offiziere des Bataillons verfaßt.)

Der Schauplatz des deutsch-französischen Krieges hatte sich von unserer Grenze weggezogen, längst waren die im Sommer 1870 aufgebotenen eidgenössischen Divisionen an den heimischen Herd zurückgekehrt, die Übergabe von Paris und der Friedensschluß schienen nahe bevorzustehen. Niemand ahnte, daß unsere Armee berufen sein könnte, nochmals zum Schutze unserer Neutralität an die Grenze zu eilen.

Die badische Division unter General von Werder stand zu Weihnachten 1870 in Dijon und Vesoul, die Franzosen waren bis Besançon zurückgedrängt; im Rücken der deutschen Linie hielt einzig noch die starke Festung Belfort unter Oberst Denfert-Rocherau den Angriffen des preußischen Generals von Treskow

ſtand. Bei ſtarker Kälte und feſtgefrornem Boden vernahm man auf dem Ütliberg und ſelbſt beim Polytechnikum in Zürich deutlich den fernen Schall des ſchweren Feſtungs- und Belagerungsgeſchützes.

Im Dezember faßte nun die proviſoriſche Regierung Gambettas den Plan, aus Teilen der Loire-Armee und bei Lyon geſammelten Reſerven eine Oſtarmee unter General Bourbaki zu bilden, welche in der Stärke von ungefähr 140,000 Mann die deutſchen Truppen, die ſich auf dem ſüdöſtlichen Kriegsſchauplatz befanden und 36,000 kampffähige Krieger zählten, zurückwerfen, Belfort entſetzen und in Süddeutſchland einfallen ſollte. Daß eine Durchführung dieſes Planes die ernſteſten Gefahren für unſere Sicherheit, namentlich des vorgeſchobenen Poſtens des Pruntrutes und ſpäter des Kantons Baſel mit ſich gebracht hätte, liegt auf der Hand.

Am 27. Dezember begann General Werder ſeinen Rückzug vor der feindlichen Übermacht und langte nach verſchiedenen Gefechten am 11. Januar bei Héricourt und Montbéliard an, woſelbſt er ſeine Truppen etwa zwei Stunden vorwärts Belfort längs der Allaine und Liſaine von Delle an der Schweizergrenze auf dem linken Flügel bis nach Frahier auf dem rechten Flügel aufſtellte und dieſe Linie mit Feldbefeſtigungen und den ſchweren Batterien des Belagerungsparkes von Belfort verſtärkte. — Am 13. Januar 1871 erfolgte der erſte Angriff Bourbakis auf dieſe feſte, aber etwa dreißig Kilometer lange Verteidigungsſtellung, wobei die Franzoſen die Stadt Montbéliard einnahmen, während das alte, ehemals württembergiſche Schloß von den Deutſchen behauptet wurde. Offenbar ſtand hier ein Entſcheidungskampf bevor, und es war zu befürchten, daß die Franzoſen verſuchen würden, über Grandfontaine und Pruntrut den linken Flügel der Deutſchen zu umgehen, falls der Frontalangriff nicht zum Ziele führte.

An der bedrohten Grenze ſtand einzig eine Brigade, darunter das Waadtländerbataillon Nr. 10 und das Genfer Bataillon Nr. 20, mit etwas Kavallerie, die natürlich einem franzöſiſchen Durchbruch keinen Widerſtand hätte leiſten können. Auf die Kunde von den Ereigniſſen an der Liſaine beſchloß der Bundesrat auf den Vorſchlag des Diviſionärs Aubert von der dritten Diviſion, die Grenze ſtärker zu beſetzen, und erließ am 14. Januar Aufgebote an Truppen der dreizehnten Brigade von der fünften Diviſion, an die Bataillone Nr. 9 Zürich, 14 Thurgau, 71 Schaffhauſen, und an die Batterien Nr. 4 (8 ℔ Zürich und Nr. 18 (4 ℔ Aargau).

Am 14. Januar 1871 abends ſaß ich ahnungslos in meiner gewohnten Samstagsgeſellſchaft, als einer meiner Freunde eintrat und mir die Nachricht von dem ſoeben erfolgten Aufgebote mitteilte. Sofort eilte ich nach Hauſe und benutzte den Sonntag und den Montag-Morgen, um mich für den Feldzug gehörig vorzubereiten. Flanellunterkleider, hohe Stiefel, gefütterte Handſchuhe gegen die Kälte, Tabak und Zigarren, Chokolade, Thee und Rhum wurden eingekauft, der Koffer gepackt, — und vollſtändig ausgerüſtet, mit Gepäcktaſche, Revolver, Feldſtecher, Karten wohl verſehen, fand ich mich am 16. Januar 1870, 9½ Uhr morgens auf dem Bataillonsſammelplatze hinter der Kaſerne in Zürich ein.

Der Mannſchaftbeſtand des Bataillons Nr. 9 war ein ungewöhnlich ſtarker. An der Herbſtübung im September 1870 zu Hinwil hatten zirka 1100 Mann teilgenommen. Jetzt ſollte das Bataillon in Normalſtärke von zirka 750 Mann ausrücken. Es wurden deshalb alle ſchwächlichen Leute entlaſſen, Familienverhältniſſe in weitgehendem Maße berückſichtigt und ſchließlich die älteſten Jahrgänge beurlaubt. Auf das Nachrücken einer Anzahl Mannſchaften, welche bei der Schnelligkeit des Aufgebotes nicht rechtzeitig zur Stelle waren, konnte verzichtet werden; doch wurden dieſe zum Nachdienſte notiert. — Das ganze Bataillon

wurde mit kleinkalibrigen Milbank-Amsler-Gewehren versehen und die vorhandenen ungeänderten großkalibrigen Prélaz-Burnand-Gewehre abgegeben. Jeder Mann wurde mit einer Wolldecke versehen.

Da wir erst vier Monate früher einen zehntägigen Wiederholungskurs bestanden hatten, kannten wir uns alle gegenseitig. Im Offizierskorps herrschte ein guter, kameradschaftlicher Geist.

Vom Kommando zum Waffenoffizier bezeichnet, hatte ich das Fuhrwesen des Bataillons zu übernehmen, bestehend aus dem Bataillonsfourgon, zwei Halbcaissons und zwei Requisitionswagen für Gepäck und Proviant. Daß nur die Caissons und die Requisitionswagen von Zürich aus bespannt wurden, der Fourgon aber auf Requisitionspferde angewiesen war, gehörte zu den Eigentümlichkeiten der damaligen Organisation. Ein tüchtiger Traingefreiter, Bay von Ossingen, und Wagenmeister Sigg von Winterthur standen mir bei der Lösung meiner Aufgabe wacker zur Seite. Eine andere Eigentümlichkeit, die ich hier gleich erwähne, bestand darin, daß der Quartiermeister zur Haltung eines Einspänners berechtigt war. Das Chaischen des Herrn Quartiermeisters Sp., welches er selbst lenkte, beherbergte neben diesem trefflichen Verwaltungsoffizier öfters, sei es den Stabsfourier, sei es den Feldgeistlichen, sei es irgend einen maroden Offizier.

Da gleichzeitig die Batterie Nr. 4 (8 π^{cr}, Krupp) eingerückt war und weitere Truppenaufgebote in Aussicht standen, wurde das Bataillon nach Wipkingen, Wiedikon und Außersihl dislociert, mit dem Hauptquartier im Gasthof zur Blume in Außersihl.

Am 17. Januar wurde die Organisation fortgesetzt und beendigt, nachmittags das Bataillon Nr. 9 und die Batterie Nr. 4 auf dem Platze der jetzigen Kaserne in Außersihl bei strömendem Regen beeidigt. Bei letzterer Feierlichkeit stürzte das Pferd des Oberinstruktors der Infanterie, Oberst R. Heß, welcher

die Eidesformel zu verlesen hatte, in dem durch das Tauwetter aufgeweichten Ackergrunde des Platzes, was den Aidemajor Oberleutnant Alexander Sch. veranlaßte, mir nachher das bekannte, beim Stürzen Napoleons während des Übergangs über den Niemen ausgesprochene Wort zu wiederholen: „Ein böses Omen! Ein Römer würde umkehren.“

Am 18. Januar, morgens $5^{3}/_{4}$ früh vor Tag, trat das Bataillon unter die Waffen und wurde im Bahnhofe in guter Ordnung in einem Extrazuge untergebracht, der, 7^{20} von hier abgehend, uns 9^{30} nach Olten verbrachte. Von Schönenwerd bis Olten stand in langer Reihe auf einem Extrageleise das riesige Eisenbahnmaterial, welches von der französischen Ostbahn beim Herannahen der Deutschen nach der Schweiz geflüchtet worden war, Hunderte von Lokomotiven und Wagen. Daß ein Teil derselben bald zur Beförderung einer französischen Armee ins Innere des Landes dienen sollte, ahnte wohl keiner.

In Olten passierten wir Kommissariatsmusterung durch Major Hasler von Bern und erhielten den Befehl, ungesäumt nach dem Berner Jura abzumarschieren, da die Lage drohend geworden sei. Am gleichen Tage erhielten die Zürcher Bataillone Nr. 11 (Kommandant Graf) von der vierzehnten und Nr. 34 (Kommandant Goll) von der fünfzehnten Brigade Marschbefehl nach Basel.

Wir sahen voraus, für längere Zeit von den Bequemlichkeiten der Zivilisation Abschied nehmen zu müssen, was manchen veranlaßte, sich in der Bahnhofrestauration Olten noch mit etwas kalter Küche zu versehen. — Um ein Uhr setzten wir uns nach der Klus hin in Marsch. Da die Hauptstraße über Egerkingen und Oberbuchsiten nach Önsingen wegen Pockenepidemie nicht benutzt werden durfte, bewegte sich die Kolonne auf der Nebenstraße über Herkingen und Neuendorf und wurde in Niederbuchsiten, Kestenholz und Niederbipp einquartiert. Der Weg war

ſehr ſchlecht und vom herrſchenden Tauwetter und Regen aufgeweicht. Der Train des Bataillons langte abends gegen ſechs Uhr im Hauptquartier Keſtenholz an. Hier war die Unterkunft nicht am beſten; im Wirtshauſe beinahe nichts erhältlich, ſo daß der mitgenommene Thee (in einem Milchtopf angebrüht), Salami und andere Teile des eiſernen Beſtandes der Offiziere bereits ihre guten Dienſte leiſten konnten, während die in Niederbipp dislozierten Kompagnieen bei währſchaften Berner Bauern das Land kennen lernten, wo Milch und Honig fließt.

Über Nacht trat Witterungswechſel mit Froſt ein. Um ſieben Uhr marſchierten die in Keſtenholz gelegenen Kompagnien ab, um acht Uhr ſetzte ſich auch das Fuhrwerk in Bewegung. In Önſingen war Rendezvous des Bataillons; bei ſtarkem Schneefall marſchierten wir durch die Klus, vorbei an dem maleriſch den Paß beherrſchenden Schloſſe Blauenſtein oder Alt-Falkenſtein, und dann links durch das langgeſtreckte Tal der Dünnern. Der Schneefall wurde immer dichter, der ſchneidende Wind empfindlicher, der Weg ſchwieriger, die vom warmen Herd weggerufenen, des Marſchierens ungewohnten Soldaten fingen an, teilweiſe zu ermüden und marod zu werden. Die Fuhrwerke waren im tiefen Schnee beinahe nicht mehr von der Stelle zu bringen, um ſo mehr als ein Trainpferd erkrankte, ſo daß ich gezwungen war, in der Mühle zu Matzendorf Vorſpann zu requirieren, der mir nebſt einer Erfriſchung für die Trainmannſchaft willig zuteil wurde. Als wir nach einer kleinen halben Stunde weiter fahren konnten, war auf der Straße jede Spur vom Durchmarſch der Truppe verſchneit und verweht. Dennoch erreichten wir die Kolonne noch vor Welſchenrohr, wo wir um elf Uhr eintrafen und bis 2½ Uhr raſteten. Die Bewohner erwieſen ſich den Soldaten gegenüber ſehr gefällig; ſo nahm der Pfarrer fünfzehn Mann mit ſich zum Eſſen. — Nachdem ſich unſere Leute einigermaßen erholt hatten, wurde der Marſch über

Gänsbrunnen durch die schöne Schlucht, welche die zweite Jurakette durchbricht, über Crémine nach Münster fortgesetzt. Das Gros wurde in Münster, wo eine Illumination zu Ehren der Zürcher Truppen improvisiert wurde, die zweite Jägerkompagnie in Crémine untergebracht. Erst abends 7¼ Uhr traf ich mit dem Fuhrwerk ganz ermüdet in Münster ein, woselbst die Herren des Bataillonsstabes indessen dem Nachzügler schon für das Nachtessen und für Unterkunft im Hauptquartier, dem Gasthof zur Krone, gesorgt hatten. Saalartige Zimmer mit großen Himmelbetten bekundeten, daß zur Zeit des Reiseverkehrs mit der Post hier einst Absteigequartiers für Reisende von Distinktion vorhanden waren. Das wilde Land im Jura war wenigstens im gastlichen, freundlichen Münstertale noch nicht so schrecklich. Hier vernahmen wir verschiedene Gerüchte über den Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatz. Nach den einen war das Schloß Mömpelgart genommen und die deutsche Linie durchbrochen, nach den andern war der französische Angriff abgeschlagen.

Am 20. Januar erwarteten wir vorerst die Ankunft der in Grandval und Crémine einquartierten Abteilungen, so daß der Abmarsch von Münster erst morgens zehn Uhr erfolgte. Das Wetter war besser und der Marsch durch die prächtige Birsschlucht von Roche bis Courrendlin ungemein malerisch. Leider zeigte sich, daß die gestrige Marschleistung über das Vermögen vieler hinausgegangen war und daß nahezu 10 % Fußkranke teils aufgeladen werden mußten, teils Erlaubnis erhielten, Gewehr und Tornister nachführen zu lassen. Es war dies eine Folge sowohl unpassenden Schuhwerkes, als des Umstandes, daß die soeben erst in Dienst getretene Miliztruppe der zur Bewältigung der gestellten Anforderungen nötigen Abhärtung und Stählung noch entbehrte, ein Nachteil, welcher Milizen gegenüber einem stehenden Heere immer anhaften wird, der aber bei den Reserven und Landwehren auswärtiger Staaten ebensosehr

zutage treten wird und gewiß an den Mißerfolgen der französischen Massenaufgebote mit Schuld trug. — Glücklicherweise dauerte unser heutiger Marsch nur drei Stunden. Auf dem Felde unterhalb Delsberg, wohin der Marschbefehl lautete, erfuhren wir, daß dieses Städtchen bereits von Artillerie besetzt sei; wir wurden deshalb mit dem Hauptquartier nach Courroux gewiesen, wo wir 1½ Uhr eintrafen, während andere Kompagnien in Bassecourt und Boécourt untergebracht wurden. Es stellte sich heute heraus, daß für die Verpflegung der Truppe seitens des Kommissariats keinerlei Vorsorge getroffen war und daß es wie an Fleisch so auch an Brot gebrach. Auf den Rat eines einem andern Truppenkörper zugeteilten Kommissariatsoffizieres ließ deshalb unser Quartiermeister der Gemeindebehörde in Delsberg die Aufforderung zugehen, zu handen der Truppe ein Stück Vieh schlachten zu lassen; das Brot aber wurde gegen Gutschein von den Wagen genommen, welche dasselbe von Biel erst nach Pruntrut hätten führen sollen zur Verteilung von dortiger Zentralstelle an die rückwärtigen Truppen. — So konnte für die Mannschaft Rat geschafft werden, die Offiziere fanden ihr Essen schon bereit, — von den Zürcher Artillerieoffizieren, welche inzwischen nach Delsberg verlegt worden waren, bestellt, wurde dasselbe von uns mit Dankbarkeit gegen die Besteller zu Gemüte geführt. In Courroux trat uns bereits die abgeneigte Stimmung der Juraffier entgegen. Der Aidemajor und ich waren beim Curé des Ortes im Quartier und erhielten ein warmes, gemütliches Schlafgemach. Als wir aber die Perpetua des Pfarrers ersuchten, uns bei ihrem Herrn anzumelden, um denselben unsere Aufwartung zu machen, trafen wir Seine Wohlehrwürden in sehr schlechter Laune. Mit dem Brevier in der Hand durchschritt er sein Studierzimmer und erklärte uns, wir hätten unser Quartier, wie es uns gebühre, im übrigen sollen wir ihn ungeschoren lassen, er sei Katholik und Franzose, wir Deutsche und Prote-

ſtanten, alſo ſeine Gegner. Er beruhigte ſich etwas, als wir verſicherten, außer der Schlafſtelle überhaupt nichts zu beanſpruchen.

Am 21. Januar früh morgens erhielten wir Befehl zum Abmarſch nach Delsberg. Als wir uns von unſerm Quartiergeber verabſchieden wollten, wurde der Mann wie umgekehrt, erklärte, früher unangenehme Erfahrungen gemacht zu haben; er wolle aber nicht, daß wir, von deren vollkommen ehrenfeſtem Benehmen er ſich überzeugt habe, eine ungünſtige Erinnerung mit davon trügen. Er beſitze einige Flaſchen vorzüglichen Marſala, Geſchenk ſeines Biſchofs, und lade uns ein, mit ihm eine Flaſche davon auf unſer Wohlergehen zu leeren. Wir ließen uns dies natürlich nicht zweimal ſagen und zogen verſöhnt von dannen. — Der heutige Marſch war ſehr kurz und beſtand nur in einer Verlegung des Bataillons nach dem nahen Delsberg, welches die Artillerie inzwiſchen geräumt hatte. Das Hauptquartier wurde im Hôtel du Faucon untergebracht. Unſere Truppen erfreuten ſich ſeitens der Einwohner keiner günſtigen Aufnahme; es mußte teilweiſe vom Kommando aus eingeſchritten werden, da einzelne Quartiergeber ſich weigerten, den Leuten den vorſchriftsmäßigen Platz am Feuer zum Kochen des Eſſens und zur nötigen Erwärmung zu gewähren.

Am 22. Januar erhielten wir Befehle und Gegenbefehle aller Art; ſchließlich hatten wir in Delsberg zu verbleiben, wo inzwiſchen General Herzog mit ſeinem Stabschef Oberſt Paravicini und ſeinem Stab eingetroffen war. Das Mißlingen des Bourbakiſchen Angriffes auf die Liſaine-Linie und der begonnene Rückzug der Franzoſen machten es fraglich, ob eine Verſtärkung der Truppen in Pruntrut überhaupt noch notwendig ſei. Da es Sonntag war und auf Befehl der berniſchen Regierung die Kirchen für die Feldgottesdienſte zur Verfügung ſtehen ſollten, erſuchte das Kommando den Préfet, die nötigen Anordnungen zu treffen, damit

vormittags elf Uhr Predigt in der Kollegiatskirche abgehalten werden könne. Der Préfet verwies an den Maire. Dieser erklärte ebenfalls, in Sachen nichts tun zu wollen; wenn das Kommando auf der Benutzung der Kirche bestehe, so solle es dem Prévôt des Stiftes einen direkten Befehl zukommen lassen, was auch geschah. — Als das Bataillon morgens elf Uhr zur Kirche ging, war der Platz vor derselben vollkommen menschenleer, die Kirchentüren sperrangeloffen, die Kirche selbst ganz verlassen, für die allgemeine Stimmung bezeichnend.

Im Laufe des Nachmittags wurden von Pruntrut her 17 französische Soldaten verschiedener Waffengattungen, Chasseurs, Moblots, Vengeurs, Linie, Franctireurs, Zuaven, eingebracht, welche in den Räumen des Collège Unterkunft fanden. Die Delsberger beeilten sich, die Franzosen mit Liebenswürdigkeiten zu überhäufen, zum stillen Ärger unserer vernachlässigten Soldaten.

Da französische Abteilungen durch eine Linksschwenkung der Werderschen Armee gegen die Schweizergrenze gedrückt wurden und ernste Kämpfe unmittelbar an derselben bevorzustehen schienen, wurde das Bataillon am 23. Januar über les Rangiers nach Courgenay vorgeschoben. Der Marsch bis zur Berghöhe war vom herrlichsten Winterwetter begünstigt; eine helle Sonne bestrahlte aus blauem Himmel die ausgedehnte im Schneekleide schimmernde Landschaft. Ein Halt bei den trefflichen Bergwirtshäusern von les Rangiers und les Malettes erfrischte die Lebensgeister. Überrascht aber erblickten die Soldaten die unter ihnen liegende ausgedehnte Hochebene, von welcher das Pruntrut nur einen Abschnitt bildet, mit den Vogesen im Hintergrunde; die Leute hatten, nicht mit Unrecht, das Gefühl, jetzt aus den heimischen Bergen hinauszutreten in fremdes Gebiet. An eine ernsthafte Verteidigung dieser Gegend kann ja niemals gedacht werden, und unsere Truppen hätten auch in vorliegendem Fall zur Wahrung der Neutralität auf verlornem Posten ohne Aussicht

auf Erfolg kämpfen müſſen. In Courgenay und Courtemautruy erhielten wir dichtgedrängtes Kantonnement zuſammen mit unſern Kameraden von der Zürcher Batterie Nr. 4. Das Hauptquartier lag im Hôtel des Voyageurs. Ein trefflicher Burgunderwein, Arbois, war in Fülle und billig erhältlich; mit Abſcheu betrachteten dagegen unſere Weinländer die Schnapsflaſchen und Gläſer der „Schneggenwälſchen“.

Wegen heftiger Kämpfe längs der Grenze ſammelte ſich die Brigade am frühen Vormittag des 24. Januar bei Pruntrut auf dem rechten Ufer der Allaine oberhalb der Straße nach Alle. Mit Zurücklaſſung alles überflüſſigen Gepäckes, aber in Begleit der Munitionscaiſſons rückte unſer Bataillon lautlos in die Sammelſtellung ein. In tiefem Schweigen harrten die Truppen angeſichts der Stadt Pruntrut, welche mit ihrem runden Schloßturm, mit Kirchtürmen und beſchneiten Dächern ſich ganz mittelalterlich vom Winterhimmel abhob, hinter den Gewehrpyramiden auf weitere Befehle, während ſowol von Belfort her, als in der Richtung von Abbevillers und Blamont unausgeſetzter Kanonendonner erdröhnte. Ordonnanzen kamen und gingen; ſchließlich ſchien der Gefechtslärm an der Grenze zu verſtummen, und um drei Uhr kamen beruhigende Nachrichten von dem zur Überwachung der kriegeriſchen Vorgänge an der Grenze befindlichen General und der Befehl zur Rückkehr in die Quartiere. — Auf dem Heimmarſch löſten ſich die Zungen; man verſtieg ſich wieder zu ſchlechten Witzen, die am Morgen ausgegangen waren.

Den 25. Januar verbrachten wir ohne weitere Zwiſchenfälle in Courgenay. Am Morgen berichtete die Wache, es ſei in der Nacht heftiges Schießen in der Richtung nach Belfort hin vernehmbar geweſen, entweder ein Sturmverſuch oder ein Ausfall. Als wir beim Mittageſſen waren, hörten wir ſchwere Tritte die Treppe hinaufſchnaufen, mit kräftigen Flüchen und Beteurungen einer fetten, haſenſchartigen Stimme: „Tunner Hagel, Tunner

Hagel, wenn Zürcher da ſind, wird's wol au en guete Schnuck z'trinke gäh!" und unter Schnauben und Stöhnen erſchien unter der Türe der dicke Doktor G., der in den Fünfzigerjahren als füffigſter Studio Zürichs weit und breit bekannt geweſen und jetzt als Stabsarzt ebenfalls zu den Schneeggenwälſchen verſchlagen worden war.

Am 26. Januar, 9½ Uhr morgens, ſammelten wir uns mit den übrigen Truppen der 13. Infanterie- und 5. Artilleriebrigade auf der Hochebene bei Alle zur Parade vor unſerm General Hans Herzog. Als derſelbe im Gefolge ſeines Stabes und der Guidenkompagnie mit wehenden Büſchen angeſprengt kam, erſchallte von Bataillon zu Batterie der Fahnenmarſch, während er die lange Front abſprengte; nachher erfolgte im Schneegefilde und in etwas „höckerigem Klima" (nach Goßweiler) der Vorbeimarſch; um ein Uhr rückten wir wieder in Courgenay au. Nachmittags erhielten einzelne Offiziere Erlaubnis, Pruntrut zu beſichtigen. Als letzte fuhren dahin der Pfarrer mit dem Waffenoffizier, in Ermangelung eines beſſeren Fuhrwerkes ſich eines Holzſchlittengeſtells bedienend, auf welchem ſich eine mit einem Schafspelz bedeckte Getreidewanne befand. Item, die Sache ging luſtig über den glänzenden Schnee von dannen. Wir beſuchten die altertümliche Stadt und die hochgelegene biſchöfliche Burg und kehrten vergnügt beizeiten ins Quartier zurück.

Unterdeſſen hatte ſich der Kriegslärm von der Pruntruter Grenze etwas weggezogen, die Truppen in Pruntrut wurden zum Teil entlaſſen, zum Teil verlegt, General Herzog kehrte nach Delsberg zurück, während die bei Baſel angeſammelten beiden Brigaden hinter uns durch über Münſter und Biel nach dem Neuenburgiſchen geſandt wurden; und wir erhielten am 27. Januar morgens Befehl, das zur Entlaſſung beſtimmte Waadtländer Bataillon Nr. 10 an der Grenze abzulöſen und daſelbſt Vorpoſten zu Polizeizwecken zu beziehen. Das Bataillon

marſchierte infolgedeſſen über Pruntrut auf der Straße nach Damvant-Blamont bis Chevenez, woſelbſt wir einige zerſprengte Franzoſen trafen, und verteilte ſich von hier auf die Kantonnemente Bure, Fahy und Grandfontaine, mit Hauptquartier in Fahy. Als wir in Fahy anlangten und unſere Vorpoſten die Waadtländer ablöſten, marſchierten gerade die letzten Deutſchen Truppen von Abbevillers, welches in einem Kampfe vom 18. Januar durch deutſche Granaten größtenteils in Aſche gelegt worden war, gegen Blamont ab. Einige Ulanen ſprengten bis in die Nähe der Grenze. — Schon bei der Aufſtellung der Vorpoſten zeigte ſich, wie wenig ein Teil unſerer Leute vom Militärweſen verſtand. Als zum Beiſpiel der Aidemajor dem Hauptmann der Wachkompagnie M. alle Inſtruktionen aufs genaueſte gegeben hatte und ſich nach dem Hauptquartier zurückbegab, eilte ihm der letztere nach mit der Frage: „Aber was mues i denn au mache, wänn d'Prüße chömmed!!“ Fahy, ein echtes, gerechtes Schmugglerdorf, war kein angenehmes Quartier. Schon beim Einmarſch hatte uns der Waadtländer Kommandant darauf aufmerkſam gemacht, daß der Pfarrer von Bure in ſeinen Predigten gegen die Ketzer gehetzt und vor dem Umgange mit denſelben gewarnt habe, was ſich dann auch im Verlaufe völlig beſtätigte. Auch die allerdings ſchon ſechs Monate lang mit Einquartierung bedachte Einwohnerſchaft von Fahy zeigte wenig Entgegenkommen, und von unſerm guten, milden Feldprediger und dem ebenſo harmloſen Oberarzte, welche im Pfarrhofe zu Fahy einquartiert waren, ſchloß ſich der dortige Geiſtliche völlig ab. Überhaupt ließ das Dorf viel zu wünſchen übrig; es fehlte vor allem an gutem Waſſer, da die horizontalſtreichenden Juraſchichten der Hochebene keine Quellen enthalten, und auch die Sodbrunnen nur auf das mit der Jauche der Dungſtätte geſchwängerte Waſſer der Oberfläche angewieſen ſind. Der Wein ging zu Ende; es lagen ja ſeit Mitte Juli Truppen in der Gegend, das Dorf war mit Flüchtigen von jen-

ſeits der Grenze überfüllt, und aus Burgund konnten keine Nachbezüge gemacht werden. Das Eſſen war auch ſpärlich; man war im weſentlichen auf die eidgenöſſiſche Verköſtigung angewieſen; beim Bataillonsſtab half man mit Salami, Erbswürſten und andern eiſernen Beſtänden etwas nach. Daß wir im Wirtshauſe Servietten bekamen, war unter vorliegenden Umſtänden erſtaunlich; wehe aber dem Unglücklichen, der dieſelbe zu Boden fallen ließ, er hätte ſie ebenſogut in einen Schlammſammler eintauchen können. — In eben dieſem Wirtshaus entdeckten wir eine mit Kiſten und Ballen überfüllte Schmugglerniederlage und eine Menge zweifelhafter Geſichter.

Ich hatte mit Mühe und Not Unterkommen beim Zöllner des Ortes, einige hundert Meter von der Grenze, erhalten und lag abends bereits zu Bette, während eine andere Ruheſtätte einem der auf Vorpoſten befindlichen Offiziere beſtimmt war, als abends um neun Uhr mein lieber Aidemajor eintrat und dasſelbe für ſich in Anſpruch nahm. Lachend erzählte er mir den Grund ſeines Umzuges. Wie er im Wirtshaus (Hauptquartier) ſein Nachtlager aufſuchen wollte, ſtarrten ihm aus demſelben borſtiges Haar und Bart entgegen, „daß er meinte, es wäre der Teufel!“ Auf ſeine Reklamation beim Wirt hieß es, oh, er ſolle ſich nur beruhigen, das ſei ein «bonhomme, monsieur le maire d'Abbevillers, mon cousin», er müſſe denſelben als Schlafgeſellen ſich gefallen laſſen, man habe nicht für jeden ein eigenes Bett. Der Herr Oberleutnant aber packt ſeine Siebenſachen zuſammen und kam zu mir zum Zöllner, wo wir in den langen Abenden der folgenden Tage vergnügt im Bett liegend eine Menge Bouts verrauchten und uns allerhand Schnurren erzählten.

Am 28. hörte man bei ſcharfer Kälte unausgeſetztes Schießen, ſowol von Belfort her als auch von Süden, aus der Gegend von Blamont-St. Hippolyte. Uns gegenüber war alles ſtill und verlaſſen, wie von den Poſten gemeldet wurde und wie wir ſelbſt

bei einer nachmittags vom Aidemajor in meiner Begleitung bis zum Posten von Paradis gegenüber Croix gemachten Runde wahrnehmen konnten. Beim Bataillonsrapport teilte der Herr Kommandant mit, er habe vom Waffenkommando, Oberst Stadler, einen Brief erhalten mit der Klage eines Kellenhändlers von Waldshut, Leute des Bataillons 9 haben ihm in der „Blume" zu Außersihl einen Sack Kellen gestohlen, er verlange deren Rückgabe, ansonsten er sich bei Bismarck beklagen werde. Dieser Brief erregte schallendes Gelächter; endlich war das Geheimnis des berühmten Kellensackes aufgeklärt, welcher von Quartier zu Quartier mitgeschleppt worden war und bei jedem Auf- und Abladen vom Wagen Anlaß zu schlechten Witzen geboten hatte. Der Sack war am Abmarschmorgen vom Wagenmeister in den Bahnhof gebracht worden, angeblich als Sendung des Kriegskommissariats — nach seiner Erklärung waren die Kellen zum Kochen im Felde bestimmt — eine Erklärung, die mir schon damals etwas fragwürdig vorgekommen war. Jetzt marschierte der Sack wieder heim, Oberst Stadler versicherte später lachend, es sei gut, daß Bataillon Nr. 9 kein Kellenländerbataillon sei.

Am 29. erfuhren wir, daß Paris kapituliert habe, der Krieg also wol seinem Ende entgegengehe. Je eine der zu zweien in Fahy, Bure, Grandfontaine gelegenen Kompagnien erhielten Befehl zur Rückkehr nach Pruntrut, da die Vorposten vermindert werden konnten. Es war in der Tat gut, daß wir keine ernsthafte Prüfung bestehen mußten, hatte doch unser Herr Kommandant abends vorher bei Begehung unserer Feldwache wieder eine Erfahrung gemacht, welche bewies, wie gering das Verständnis für die Pflichten einer Truppe im Felde selbst bei einem Teil der Offiziere war. Wir Zurückbleibenden sehnten uns aus dem arg schmutzigen Fahy weg, das sozusagen gar nichts Anregendes bot. Eigentümlich berührte es uns, daß hier in der Schweiz die Dorfkirche ein Esel und Kühe heilendes Madonnen-

bild beſaß, welches mit zahlreichen Votivbildern geheilter Vierfüßer umhangen war, während jenſeits der Grenze die Bevölkerung in ihrer Mehrheit proteſtantiſch ſein ſollte. Der zu einem Typhuskranken nach einem franzöſiſchen Gehöfte «la Schäferie» berufene Bataillonsarzt berichtete uns diesbezüglich, daß eben die franzöſiſchen Grenzdörfer ehemals zu Württemberg-Mömpelgart gehörten und la Schäferie eine herzogliche Schäferei war, während Fahy zum Fürſtbistum Baſel gehörte.

Am 30. Januar morgens ſahen unſere Feldwachen einen militäriſchen Zug von Abbeviller nach der Grenze zukommen. Es war eine franzöſiſche Ambulanzabteilung, welche Bourbakis Armee begleitet, bei Villerſexel und an der Liſaine ihres Amtes gewartet hatte und jetzt nach Verrichtung ihrer Aufgabe, der Genfer Konvention gemäß, unbeläſtigt hinter den preußiſchen Linien durch über Schweizergebiet wieder zur Armee zurückzukehren gedachte. Die Ambulanz hatte einen weiten Weg gemacht, führte ſie doch unter anderm einen eleganten Omnibus mit ſich mit der Aufſchrift «de Paris à Longjumeau». Während die Franzoſen ſich in Fahy gütlich taten, langte die Nachricht an, daß zwiſchen den Kriegführenden ein dreiwöchentlicher Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden ſei. Die noch an der Grenze ſtehende Hälfte des Bataillons ſollte ebenfalls vorläufig nach Pruntrut zurückkehren und durch das Thurgauer Bataillon abgelöſt werden. Gegen Abend und bei ſehr ſtrenger Kälte rückten wir in Pruntrut ein, wo wir uns ſchon etwas behaglicher befanden als in Fahy.

Am 31. Januar herrſchte in Pruntrut ſchärfſte Kälte; bei 16° Reaumur unter Null morgens war an Exerzieren nicht zu denken. Es wurden den Truppen wärmende Unterkleider und Handſchuhe aus den geſammelten Liebesgaben ausgeteilt, auch ſchadhaftes Schuhwerk aus der vom Kommiſſariat nachgeſandten Reſerve ausgewechſelt. Im Hoſpital zu Pruntrut lag eine Reihe deutſcher Soldaten, meiſtens Landwehren, welche, vor Belfort ver-

wundet, hier ihrer Genesung entgegengingen und über die Friedensbotschaften der letzten Tage hoch erfreut waren. Nachmittags erwies eine Sektion unseres Bataillons einem verstorbenen Kameraden auf dem hochgelegenen Friedhof die letzte Ehre; in die Ehrensalven mischten sich aber immer noch die dumpfen Kanonenschläge von Belfort her. Es hieß heute, die französische Ostarmee und Belfort seien vom Waffenstillstande ausgeschlossen, weshalb auch wir noch weiterer Befehle gewärtig sein müßten.

1. Februar 1870. Auf heute Nachmittag war Parade vor dem Brigadier Oberst Pfyffer angesagt, welcher vormittags zur Besichtigung des Schaffhauser Bataillons Nr. 71 in St. Ursanne im Schlitten mit Guidenbedeckung von seinem Hauptquartier weggefahren war.

Morgens gegen zehn Uhr verlautete, es sei ein Guide mit wichtigem Marschbefehl für das Bataillon 9 angelangt und habe dem Brigadebureau eine Depesche übergeben. Der Guide habe das Unteroffizieren, Soldaten und Bürgern mitgeteilt. Als dem Aidemajor das bestätigt ward, ersuchte er den Kommandanten, den Stellvertreter des in St. Ursanne inspizierenden Brigadiers zu bitten, die Depesche zu öffnen und uns den Befehl mitzuteilen. Zögernd willfahrte endlich nach zwölf Uhr mittags der Kommandant diesem Wunsch und begab sich zum Adlatus des Brigadiers, um ihm das Gesuch zu stellen. Nach langem Hin- und Herreden willfahrte letzterer endlich und öffnete die seit zwei bis drei Stunden daliegende Depesche, in der es richtig hieß: „Bataillon 9 soll heute noch sofort nach Delsberg und dann weiter via Moutier nach Tavannes, Biel und Neuchatel marschieren."

Nach dem Mittagessen ward das Bataillon alarmiert und um zwei Uhr besammelt.

Als Waffenoffizier hatte ich, wie gewohnt, für den Bataillonsfourgon Pferde auf dem Requisitionsweg zu verlangen, und ich glaubte, es sei alles in Ordnung, als mir durch den Wagen-

meiſter berichtet wurde, der betreffende von der Stadtbehörde bezeichnete Pferdeeigentümer weigere ſich zu fahren. Ich ging dann ſelbſt hin; aber Vernunftgründe halfen nichts, wir mußten ſchließlich den Mann am Kragen faſſen und mit gezogenem Säbel auf die Mairie führen, während einige Dragoner die Pferde anſchirrten und wegbringen halfen. Nachher lief dann der Mann bis nach Delsberg der Kolonne nach, um nach ſeinen Pferden zu ſehen.

Um 2½ Uhr marſchierte das Bataillon von Pruntrut ab bei ſtrenger Kälte und ſandigem Schnee. Mit Mühe folgte das Fuhrweſen. Als ich durch Courgenay fuhr, kam eben Oberſt Pfyffer von St. Urſanne heraufgefahren. Er winkte mit der Hand, worauf der ebenfalls in der Nähe befindliche Aidemajor an ihn herantritt und ihm die Sache mitteilte. Er war zuerſt der Anſicht, es ſei etwas wohl ſpät, um noch nach Delsberg zu gelangeu, beruhigte ſich aber auf Sch's Verſicherung, daß das Bataillon friſch und munter ſei und noch vor Mitternacht in Delsberg eintreffen werde.

In Cornol war die Fuhrwerkkolonne bereits ſehr verſpätet, die Berichte über den Zuſtand des Weges lauteten ſchlecht, wir mußten hier Vorſpann bis les Rangiers auf die Paßhöhe nehmen. Dieſer wurde uns aber wiederum verweigert; wir waren deshalb gezwungen, ihn uns mit Güte oder Gewalt zu verſchaffen. Der Kommandant der Hinterwache ließ die ſich anſammelnden Bauern mit aufgepflanztem Bajonett zurückhalten, die Trainſoldaten nahmen die Pferde aus den Ställen, ſchirrten an und fuhren von dannen, natürlich nachdem ich dem Herrn Maire Gutſchein darüber ausgeſtellt hatte. Der Weg auf die Paßhöhe im ſandigen Schnee war ungemein mühſam, die Nacht ſchon lange hereingebrochen, glücklicherweiſe mondhell, eine Witterungsänderung kündete ſich durch warme Föhnſtöße an. Die Ungewißheit über die in den nächſten Tagen bevorſtehenden Ereigniſſe wirkte be-

klemmend. Endlich waren les Rangiers erreicht, wo die längſt vorbeigezogenen Kameraden für die Nachzügler vorſorglich das Nachteſſen bereit geſtellt und überdieß Herrn Dr. W. für allfällige ärztliche Hilfe zurückgelaſſen hatten. Hier erfuhren wir, daß an der Grenze eine Kapitulation zwiſchen den Franzoſen und General Herzog abgeſchloſſen worden ſei. (Als ich dies ſpäter einem alten Oheim erzählte, der 1815 vor Hüningen geſtanden hatte, ſagte er, ihm ſei die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo auf les Rangiers zugekommen, als er eben mit den Offizieren ſeines Bataillons ſich daſelbſt zum Eſſen niedergeſetzt habe). Bergabwärts ging die Fahrt etwas raſcher von ſtatten, nachts 11½ Uhr langten wir naß und ermüdet in Delsberg an.

2. Februar. Das Bataillon mußte ſchon um 7½ Uhr morgens zum Abmarſche antreten, und deshalb war auch ſchon in der Frühe für den Stab und den Train im eidgenöſſiſchen Magazin Pferdefutter zu faſſen. Der betreffende eidgenöſſiſche Kommiſſariatsſtäbler wollte aber indeſſen nicht damit herausrücken und ließ uns bedeuten, wir könnten um neun Uhr kommen, um zu faſſen, früher werde nichts ausgegeben, wir hätten geſtern ſchon (!) uns darum bemühen können! (Mit gleicher Bureaukratenwirtſchaft hatten, wie es ſcheint, auch andere Truppen zu kämpfen.) Wieder trat der ſchon früher erwähnte, auch jetzt zufällig anweſende zürcheriſche Kommiſſariatsbeamte für uns ein und erzwang die für uns notwendige Lieferung. — Der heutige Marſch war ſehr ſchwierig, der Schnee durch das eingetretene Tauwetter ganz durchweicht, die Fuhrwerke kamen kaum durch, zudem waren ſie mit Nachzüglern und Maroden überbürdet. Als die Wagenkolonne endlich in Münſter ankam, war das Bataillon ſchon wieder marſchbereit, ſo daß ich nach eiligem Eſſen mich ſchleunigſt im Orte um Vorſpann umſehen mußte. Ich wandte mich an den Maire. In deſſen Hauſe hieß es indeſſen im doppelſprachigen Münſtertaler Dialekt: „Der ‚Meier‘ iſt nicht zu Hauſe,

gehen Sie zum ‚Wismer‘ (Vizemaire).“ Der letztere, gerade beim Mittageſſen, forderte mich freundlich zum Miteſſen auf, was ich mir im Hinblick auf ſeine ſehr artigen Töchter gerne hätte gefallen laſſen, ich hatte aber leider keine Zeit und war froh, die verlangten Pferde zu erhalten, die ich bereitwillig bekam. Wir waren eben ſeit einigen Stunden aus dem Lande der „Schneggenwälſchen“ weg und wieder unter altſchweizeriſcher Bevölkerung angelangt. Nachmittags ging der Marſch etwas beſſer von ſtatten, immerhin hatten wir uns ſtark mit Nachzüglern zu befaſſen, die in allen Wirtshäuſern eingelagert und nur mit Mühe und Not vorwärts zu treiben waren. Einige glaubten ſogar, Fahrgelegenheiten ſuchen zu dürfen. Abends bei Nacht und Nebel und wieder eingetretener Kälte trafen wir in Dachsfelden (Tavannes) ein. Ein neugebauter Gaſthof, erſt halb eingerichtet, nahm die Mehrzahl der Offiziere auf; kalt genug war's darin (wenigſtens in dem Zimmer, welches Oberleutnant Albert F. mit mir teilte); am Morgen mußten wir das Eis in den Waſchbecken zerſchlagen. — Wir vernahmen, daß die franzöſiſche Armee unter General Clinchant in einer Stärke von etwa 80,000 Mann bei Verrières auf Schweizergebiet übergetreten ſei und interniert werden ſolle. An einen Verſuch durchzubrechen hätten die von Froſt und Hunger ganz erſchöpften Franzoſen nicht gedacht. Ein großes Glück für die Schweiz; unſere an der Grenze ſtehenden Truppen hätten zu ernſthaftem Widerſtand in keiner Weiſe genügt und befanden ſich großenteils auch nicht zur Stelle.

Der 3. Februar brachte uns einen kurzen Marſch über Pierre-Pertuis und durch das äußerſt maleriſche Schüßtal nach Biel. Unſere Soldaten jubelten auf, als ſie an den Gehängen oberhalb Biels wieder die Weinſtickel emporragen ſahen; die Weinländer Bauern fühlten ſich wieder auf heimatlichem Boden. Das Hauptquartier des Bataillons wurde in den Gaſthof zur Krone verlegt; die Mannſchaften bezogen ſeit langem wieder

gute, annehmbare Quartiere. Wir trafen hier auf die Kameraden des Schaffhauſer Bataillons, welches von St. Urſanne über Bellelay hieher marſchiert waren. Schon befanden ſich übergetretene Franzoſen in Biel, worunter namentlich viele auf Ehrenwort frei herumgehende Offiziere, welche ſich den Schweizern gegenüber nicht allzuviele Höflichkeit zu Schulden kommen ließen. Zwei Kompagnien des Bataillons kamen nach Nidau, woſelbſt aus Verſehen Quartierbillets mit Verpflegung in Empfang genommen wurden, was ſpäter den Major ſchweres Geld koſtete.

4. Februar. An dieſem Tage langten fortwährend entwaffnete franzöſiſche Truppen an, Linie und Moblots, von allen Waffengattungen, traurig heruntergekommene, halb verhungerte und halb erfrorne wankende Geſtalten. Es fiel uns auf, daß die Leute meiſtens noch einen ziemlichen Vorrat von Schiffszwieback auf dem Torniſter mit ſich führten, welchen ſie trotz allen Elendes nicht benutzt hatten, ſei es, weil ihnen die Preußen nie Zeit ließen, die harte Speiſe etwas aufzukochen, ſei es, weil dieſe dem verwöhnten galliſchen Gaumen nicht zuſagte. Unangenehm berührte die große Unordentlichkeit und Unreinlichkeit der Franzoſen, welche namentlich in der ſchönen alten, zum Internierungslokal hergerichteten Stadtkirche grell zutage trat. — Eine freie Stunde wurde dazu benutzt, um im neuen, ſchönen Krankenhauſe nach dem Befinden von Hauptmann G. zu fragen, der in Pruntrut an den Pocken erkrankt und hier untergebracht war. Die Berichte lauteten ſehr günſtig, da nur ganz leichte Erkrankung vorlag. — Nachmittags inſpizierte das Brigadekommando die beiden Bataillone. Abends gegen neun Uhr wurden die Truppen durch Generalmarſch alarmiert; es waren noch einige Abteilungen Franzoſen angekommen, und unſer lieber Freund, Oberſt A. M., kannte kein anderes Mittel, um noch einige Mann zur Verſtärkung der Wache heranzuziehen.

Am 5. Februar wurde Bataillon 9 (und bald nachher auch

die Schaffhauſer) mit der Bahn nach Neuenburg geſandt, woſelbſt die von der Grenze kommenden Transporte ſich ſtauten und eine ſtarke Garniſon notwendig war. Wie wir dort ankamen, wimmelte es von ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Uniformen aller Art. Wir hatten Mühe, an den gedrängten Maſſen der von Verrières her anlangenden Franzoſen vorbei vom Bahnhof zum Stadthauſe zu gelangen, wo wir die Quartierbillette in Empfang nehmen ſollten. In Abweſenheit des Herrn Quartiermeiſters Spühler hatte ich als Waffenoffizier dieſe Verteilung zu beſorgen. Die erſten Jäger kamen nicht nach Neuenburg, ſondern nach Serrières zu liegen, wo ſie bei Chokoladefabrikant Suchard und bei der ganzen Bevölkerung ausgezeichnet aufgenommen wurden; wir andern hatten uns übrigens in Neuenburg auch nicht zu beklagen, die Offiziere der zweiten Jäger erinnern ſich wenigſtens noch mit Vergnügen ihres Quartiers bei Herrn de Pury-Blakeway im Clos Brochet. Hier in Neuenburg war alles wieder menſchlich und angenehm; nach Abtreten der Mannſchaft hatten der Aidemajor und ich das Bedürfnis nach einem ordentlichen Eſſen und verfügten uns in das naheliegende Hôtel „Bellevue“, wo indeſſen die Tafel eben zu Ende ging. Wir beſtellten darauf ein dîner à part, nicht ohne einige Seitenblicke ſeitens hoher ſchweizeriſcher und franzöſiſcher Militärs auf die beiden etwas feldmäßig ausſehenden Lieutnants. Item, das Eſſen ſchmeckte uns; die Rechnung dafür war aber ſehr geſalzen, offenbar um uns das Wiederkommen zu verleiden. Das Reſtaurant „Balance“ wurde nachher vom Offizierskorps des Bataillons zur Stammkneipe auserſehen.

Am Abend des 5. Februar befanden ſich neben den eidgenöſſiſchen Truppen etwa 7000 internierte Franzoſen in Neuenburg, und noch langten bis in die Nacht immer neue Scharen an. Der Wach- und Etappendienſt war ſehr ſchwierig und wichtig. Den zahlreichen franzöſiſchen Offizieren wurde von den eigenen

Leuten ſehr wenig Aufmerkſamkeit erwieſen, im Gegenteil bezeugten ſie ihnen gelegentlich ihre Verachtung; die Herren waren auch zum großen Teil offenbar früher alles eher als Militärs geweſen und mußten ihrer Anſprüche und Flegelhaftigkeit wegen öfters zurecht gewieſen werden. Die Mannſchaften, namentlich die altgedienten Truppen und die armen Mobilgarden, benahmen ſich im allgemeinen höflich und dankbar. Übrigens war das Ganze eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Neben theatraliſchen Franktireurs und Marketenderinnen zweifelhaften Charakters ſah man müde, bleiche Mobilgarden in Menge, ſah man die Uniformen der Kaiſergarde, Küraſſiere, Chasseurs d'Afrique, Turcos, Zuaven und alle Arten Linientruppen. Am beſten ausſehend und wohl infolge guter Haltung auch weniger vom Feldzug hergenommen, war die Gendarmerie zu Fuß und zu Pferd, ſtramme Leute, aus welchen eine Ausleſe zum Polizeidienſt unter den Internierten von der Eidgenoſſenſchaft in Eid und Pflicht genommen wurde. Dieſe Spezialpolizei und Maréchauſſée behielt ihre volle Ausrüſtung und leiſtete gute Dienſte. Daher war auch ihr Ehrgefühl ſehr empfindlich, wie eine Offiziersrunde erfuhr, als dieſelbe nachts einen Mann, welcher Pferdefutter von einem Wagen abladen wollte, als der Dieberei verdächtig ſtellte. Er entpuppte ſich als Gendarm und war über den Verdacht ſehr aufgebracht. Messieurs! si ce n'étaient pas nous, l'on aurait déjà volé tout!

Auf den öffentlichen Promenaden ſtanden lange Reihen als geſund von Colombier hieher abgelieferter Pferde, welche in großen Transporten ins Landesinnere abgingen. Doch mußten auch hier noch alle Tage kranke Pferde auf Anordnung des Platzkommandos von der Wachtmannſchaft niedergeſchoſſen werden, wenn die Herren nicht etwa ſelbſt die Exekution übernahmen; ſo zerſchlug der Adjutant des Platzkommandanten einmal einem unſerer Soldaten das Gewehr mit dem vergeblichen Bemühen, ein angeſchoſſenes Tier mit dem Kolben völlig umzubringen.

— Eines Abends hatte einer unſerer Hauptleute, ein etwas trunkſüchtiger Herr, zu vorgerückter Stunde und in einer Weinlaune den tollen Einfall, eines dieſer Pferde loszubinden und auf dem ſattelloſen Gaul nach Serrières hinaus zu raſen. Dort ſuchte er, nach Champagner lüſtern, ſich vergeblich unter Poltern und Schimpfen den Eingang ins Haus Suchard zu erzwingen und kehrte unverrichteter Sache nach Neuenburg zurück, wo er vor der Hauptwache zu den Füßen ſeines Oberlieutnants F., welcher dort auf Wache war, zuſammenbrach.

Ein Gegenſtück zu dieſem Offizier bildete unſer Bataillonsſchuſter, ein dicker, fideler, verſoffener Kerl, voll ſchlechter Witze und ſchlimmer Gedanken. Dieſer Menſch, der gewiß ſchon lange kein Handwerksgerät berührt hatte, mußte ſich jetzt bequemen, den Soldaten die Schuhe zu flicken. Aber er ſchien mit ſeinem Handwerkzeuge nicht mehr recht vertraut geweſen zu ſein und ſchnitt ſich mit der Schuſterkneipe derart in den Wanſt, daß der Arzt die Wunde erſt für ſehr bedenklich hielt. Unſer Schuſter glaubte ſelbſt nichts anderes, als daß er geliefert ſei, und ließ Pfarrer B. kommen, um ihm zu bekennen, er ſei ein ſchlechter, liederlicher Menſch, der auf dem Todbette ſeine Frau und die ganze Gemeinde um Verzeihung bitte; ſollte ihm Gott nochmals das Leben ſchenken, ſo wollte er es gewiß beſſer anwenden. Aber der Weg zur Hölle iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert. Es ſtellte ſich heraus, daß der Stich nicht durch das Fettpolſter gedrungen war; der Mann war in drei Tagen wieder geſund und wurde ſchon einige Tage ſpäter zu Colombier in Arreſt geſchickt, weil er im Quartier die Weibsleute mit Zumutungen beläſtigt hatte.

Neben ſolch tragikomiſchen Zwiſchenfällen boten uns natürlich die täglich wechſelnden Bilder der großen Internierungsbewegung der Anregungen genug. Intereſſant war es, die 57 Grenadiere vom Pommerſchen Infanterieregiment zu beſuchen, welche an der Grenze von den Franzoſen gefangen, durch dieſe

mit hinübergebracht worden waren. Die altneuenburgiſchen Familien, welche von früher her noch vielfache Beziehungen zu Preußen haben, überhäuften dieſe Leute natürlich mit Leckerbiſſen aller Art, unter anderm mit der „pommerſchen Nationalſpeiſe“, geräucherter Gänſebruſt, einem Gericht, das die braven Bauernburſchen natürlich noch niemals geſehen hatten. Das betreffende Regiment, Nr. 8, zum zweiten Armeekorps gehörig, hatte an der Belagerung von Metz und an der Einſchließung von Paris teilgenommen und war mit der aus dem zweiten und ſiebenten Armeekorps zuſammengeſetzten Armee des General Manteuffel der Armee Bourbakis in die Seite geworfen worden. Über Chatillon ſ. Seine, wo ſich die Manteuffelſchen Truppen geſammelt hatten, und über Dôle war der Marſch gegen Pontarlier gegangen. Am 1. Februar, während eines ſiegreichen Gefechtes, war dieſe Abteilung noch in die Hände des Feindes gefallen. Die Leute ſahen ſehr gut und ſauber aus; ein Beweis, wie wohltätig Ordnung und Mannszucht bei einer im Felde liegenden Truppe jeden einzelnen Mann beeinflußt. „Strammes Putzen iſt eben im Feld eine Hauptſache, erhält die Kleider und hält den Mann geſund,“ ſagte ein Sergeant und gewiß nicht mit Unrecht. Ihre vom langen Dienſt arg hergenommenen Beinkleider hatten die Pommern mit franzöſiſchen hellblauen Moblotshoſen vertauſcht, welche am 21. Januar in Dôle mit einem großen Proviantzuge erbeutet worden waren.

War es uns leider nicht vergönnt geweſen, an der Grenze ſelbſt dem Übertritt der Franzoſen beizuwohnen, ſo bot ſich Gelegenheit im nahen Colombier, ſich ein Bild von dem Zuſtande zu machen, in welchen Kälte und Mangel die geſchlagene Armee verſetzt hatten. Ich benutzte einen dienſtfreien Nachmittag, um mit Architekt de Pury, Sohn unſeres Quartiergebers, dieſes Sammeldepot zu beſuchen. Herr de Pury, welcher leider ſchon wenige Monate ſpäter geſtorben iſt, hatte ſchon in Verrières den

Übertritt beobachtet und ſeine mit Geſchick aufgenommenen Skizzen der «Illustrated London News» zur Veröffentlichung übermacht; er wußte mir vieles darüber zu erzählen.

In Colombier ſah es greulich aus; im alten Schloſſe der Herzogin von Neuenburg-Longueville lagen die Wachmannſchaften und Pferdeärzte; in den ausgedehnten fünfſtrahligen Alleen, welche die Einwohner von Colombier einſt ihrer Fürſtin zum Dank für die Befreiung von den Feudallaſten gepflanzt haben ſollen, ſtanden Tauſende von Pferden zur Unterſuchung und Behandlung. Vor Hunger hatten ſich die armen Tiere Mähnen und Schweifhaare abgefreſſen und an den prachtvollen Kaſtanien- und Lindenbäumen die Rinde bis weit hinauf abgenagt, wie man auch im Artilleriepark vielfach auf durchgenagte Radſpeichen und Deichſeln traf. Im Schlamm lag allerlei Gerät umher, ſelbſt Küraſſierhelme mit Tigerfellbelag und Roßhaarbuſch, dazwiſchen tote kleine, friſchgeworfene Füllen. Abſeits war eine mächtige Grube ausgegraben zur Aufnahme der abgeſtandenen oder wegen Krankheit und Rotzverdacht getöteten Pferde. Über alles regierte die Hünengeſtalt des uns wohlbekannten Oberpferdearztes Direktor Zangger. Oben auf dem Exerzierplatze von Colombier ſtanden Hunderte von Geſchützen, Dutzende von Mitrailleuſen, Caiſſons, Kriegsfuhrwerke aller Art, ſelbſt der uns von Fahy her bekannte Omnibus hatte hier ſeine Aufſtellung gefunden.

Nach fünftägigem Aufenthalt in Neuenburg erhielt unſer Bataillon am 10. Februar Befehl, in Colombier die Parkwache zu übernehmen. Ungern nur verließen wir die Fleiſchtöpfe Neuenburgs und verabſchiedeten uns mit beſtem Danke von den verſchiedenen freundlichen Quartiergebern, wobei ein wenig ſprachgewandter Lieutnant der ſchwäbiſchen Kammerzofe morgens acht Uhr die zeitgemäße Anrede: Bon soir Madame! widmete. — Mein Hauptmann hatte von einem franzöſiſchen Offizier ein hübſches Pferd erworben, leider ohne Schweif und Mähne, und

wußte nicht, wie dasſelbe mit ſich ſchleppen. Als Waffenoffizier anerbot ich mich, ihm dasſelbe zu reiten, und ritt frohen Mutes mit dem Bataillonsſtab zur Stadt hinaus. Aber als die Muſik ſchwieg und die dem Franzoſengaul ungewohnten Trommeln einſetzten, ſtieg der Gaul und warf ſeinen Reiter ab zu deſſen Ärger und anderer Gaudium.

Die erſten drei Kompagnien erhielten Quartier in Colombier, die drei letzten unter Kommando des Majors Zollinger in Auvernier. Das Hauptquartier befand ſich im „Cheval Blanc“ in Colombier, woſelbſt auch die gemiſchte Artilleriekommiſſion ſpeiſte. Hauptaufgabe des Bataillons war die Bewachung des Pferdedepots und des großen Parkes, der auf dem Exerzierplatze, einer allen Winden ausgeſetzten Hochfläche, aufgefahren war. Der Wachtdienſt daſelbſt gehörte nicht zu den angenehmſten Aufgaben. Wie es beim Schloſſe Colombier ausſah, habe ich bereits früher geſchildert; doch hatten ſich die Zuſtände ſchon etwas gebeſſert, ein guter Teil der Pferde war bereits abgeſchoben, ein anderer verſcharrt. — In dem tiefen Unrate lag noch eine Menge guten Lederzeuges und Pferdegeſchirr. Eine unſerer Abteilungen wurde eines Tages beauftragt, dieſelben aufzuleſen und zu reinigen, welcher unangenehmen Arbeit ſie ſich willig unterzog. Als aber die herumlungernden franzöſiſchen Trainſoldaten mit den Händen in den Hoſentaſchen unſere Soldaten auszuföżeln begannen, nahm der kommandierende Oberlieutnant die Leute beim Ohr und zwang ſie zur Mithülfe.

Im Artilleriepark zogen neben den zahlreichen Geſchützen beſonders die zu Anfang des Krieges vielbeſprochenen Mitrailleuſen die Aufmerkſamkeit auf ſich, und manche Patrone aus den offenſtehenden Munitionskaſten mag ihren Liebhaber gefunden haben, ſolange nicht Ordnung und ſtrenge Bewachung durchgeführt war. Seltſam berührte es, daß die Munitionskarren und Caiſſons durchgängig wenige oder keine Lücken zeigten; man

hatte den Eindruck, als ſei die Artillerie nie recht zur Verwendung gekommen. Über dieſen Punkt unterhielten ſich einmal beim Eſſen die eidgenöſſiſchen Mitglieder der Artilleriekommiſſion, Oberſt Fornaro und Oberſtlieutnant Fornerod mit einem an der Inventariſierung teilnehmenden franzöſiſchen Oberſten. Letzterer erzählte von der Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Artillerie, ihrer den Preußen überlegenen Treffähigkeit und ihren großartigen Leiſtungen: «O, nous avons flambé ces Prussiens, nous avons demonté leurs canons à grande distance, nous étions hors porté de leurs obus.» Aber warum haben Sie denn nicht mehr Schüſſe verfeuert, Sie haben ja Ihre Munition ſozuſagen nicht angegriffen? Warum haben Sie ſich denn zurückgezogen? «O, nous avons été trahis, nous ne sommes pas battus, nous sommes trahis!» — «N'en parlons plus» entgegnete Oberſtlt. Fornerod.

Oberſt Fornaro gab unſern Wachtmannſchaften ſtrengen Befehl, durchaus niemand, auch keine Offiziere, ohne einen von ihm unterzeichneten Paſſierſchein in den Park einzulaſſen, was die mitbetroffenen franzöſiſchen Offiziere ſehr verſtimmte. Selbſt Fornaros Adjutant, Oberſtlieutnant Fornerod, der eines Tages den Park betreten wollte, wurde von der Wache zurückgewieſen, da er keinen Paſſierſchein habe.

Neben dem Wachtdienſt war in Colombier wenig zu tun; abends fanden ſich die Offiziere deshalb meiſt im Poiſſon zu Auvernier zuſammen, wo wir einen delikaten 65er Rotwein entdeckt hatten und das fragliche Faß ſtark aushöhlten.

Der Dienſt in Colombier fing an, eintönig zu werden, als wir zu unſerer Befriedigung am 15. Februar durch Bataillon 66 (Luzern) abgelöſt wurden und nachmittags 4½ Uhr wieder nach Neuenburg zurückmarſchieren durften, wohin die erſte Kompagnie ſchon morgens zehn Uhr zum Bezug der Wache abgerückt war, in Ablöſung von Bataillon Nr. 71. Major Zollinger war beim

Aufſteigen in Auvernier ſehr erboſt, daß der Sappeur ſeinem arabiſchen Schimmel einige Schweifhaare abgeſchnitten hatte, welche in einer Blutlache bei der dortigen Metzelei etwas rot geworden waren. „Jetzt hätt' dä chaibe Sappeur dem Roß de Schwanz abgſchnitte“ ꝛc. — Auf dem Marſch ſangen nun die Soldaten nach bekannter Melodie: „Haued dem Roß de Schwanz ab, Haued ne doch nüd ganz ab, Lönd em na es Stümpli ſtah, Daß es cha zur Chilbi gah“ ꝛc.

Die erſten Jäger erhielten zu ihrem großen Jubel wieder Quartier in Serrières, wir übrigen in Neuenburg, wo ſich inzwiſchen das Kriegsgetümmel verzogen hatte.

Am 16. Februar nahmen wir von der ſchönen gaſtlichen Stadt wieder Abſchied. Um neun Uhr ſammelten wir uns zum Abmarſch, und mit Ausnahme der erſten Kompagnie, welche aus unbekannten Gründen, wohl infolge eines Mißverſtändniſſes, auf Wache noch nicht abgelöſt war, wurde das Bataillon um zwölf Uhr mit Extrazug in die Heimat zurückbefördert. Um 7 Uhr trafen wir in Zürich wohlbehalten wieder ein und erhielten Quartiere in der Stadt. Die erſte Kompagnie benutzte den fahrplanmäßigen Zug von 3½ Uhr nachmittags zur Heimreiſe bis Aarau, von wo ſie ebenfalls mit Extrazug um zwei Uhr morgens nach Zürich gelangte.

Der Vormittag des 17. Februars wurde mit Abgabe des Kriegsmaterials, Abſchluß der Komptabilität und andern Herrlichkeiten eines Entlaſſungstages verbracht. Nachmittags drei Uhr entließ Herr Kommandant Huber das Bataillon 9 unter beſter Verdankung treuer Pflichterfüllung.

Unſer Winterfeldzug wird allen Teilnehmern in unvergeßlicher Erinnerung ſein. Viele Mängel traten bei uns und anderwärts zutage; danken wir Gott, daß wir keiner ernſtlicheren Prüfung unterworfen worden ſind. Daneben aber zeigte ſich doch, daß ein guter, williger Geiſt unſere Truppen beſeelte. Hoffen wir

daß die Reorganiſation unſeres Heerweſens, welche infolge der gemachten Erfahrungen wenige Jahre ſpäter an die Hand genommen und durchgeführt wurde, die jüngern Geſchlechter im Falle der Not in den Stand ſetzen werde, ihrer Aufgabe in vollkommerer Weiſe nachzukommen, als dies im Jahre 1871 bei der alten ungenügenden Organiſation der Fall ſein konnte.

„Die Eilwagenreiſe des Prinzen Carneval durch die alte und neue Welt".

Eine Erinnerung aus dem Jahr 1849.

Von G. Meyer von Knonau.

Im Basler Jahrbuche für das Jahr 1906 iſt eine vortreffliche Studie, betitelt „Die alten Basler", erſchienen, eine ausgezeichnet wahre Selbſtkritik, die innerhalb und außerhalb Baſels ſicher mit Intereſſe und Beifall aufgenommen worden iſt. Selbſtverſtändlich war da auch von der Basler Faſtnacht die Rede, und die Freude an Humor und Satire, die den Baslern ja beſonders an dieſen Tagen eigen iſt, findet da die gehörige Würdigung. Dabei wirft der Verfaſſer auch einen Blick über Baſel hinaus und ſagt u. a.: „An anderen Orten finden deklamatoriſche große Umzüge ſtatt mit den allegoriſchen Figuren der langweiligen vier Jahreszeiten, oder man ſtellt die Handwerke und die Menſchenalter dar, korrekt und brav, anſpruchsvoll und geiſtlos". Mit dieſen Worten iſt doch wohl auch auf unſere Zürcher Sechſeläutenzüge angeſpielt, und ſo mag es am Platze ſein, an einen derartigen Aufzug, der nun über mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegt, und auf den die eben genannten Beiwörter abſolut nicht paſſen, zu erinnern.

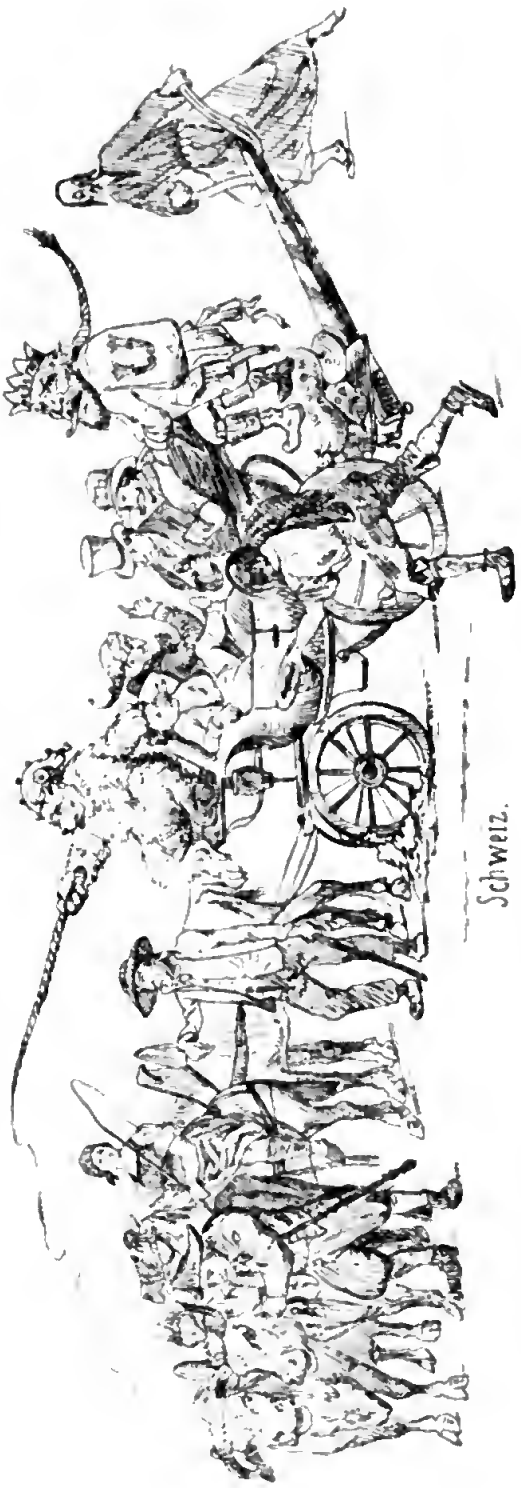
Ein Mann, der in Zürich nicht vergeſſen werden darf, Heinrich Cramer, ohne den man ſich Jahrzehnte hindurch an der

Limmat ein gelungenes Feſt nicht denken konnte, war auch für das Sechſeläuten vom 26. März 1849 der Erfinder des Programms geweſen, und er ſelbſt nahm als Prinz Carneval teil. Wie groß Cramers Verdienſte auch noch ſpäter bei ſolchen Gelegenheiten geweſen ſind, das hat ja Gottfried Keller in ſeinem farbenreichen Gedichte: „Ein Feſtzug in Zürich“ ſo ausgezeichnet dargeſtellt:

„Da lehnt auch Meiſter Heinrich ſchnell,
der Cramer ehrlich zubenannt,
das blanke Schlachtbeil an die Wand;
den Gurt, mit Kupfer hell verziert,
woran ihm Stahl und Meſſer klirrt,
den weißen Schurz tut er von ſich
und greift zum Stifte. Säuberlich
nimmt er Papier und träumt und ſinnt,
und gleich zu zeichnen drauf beginnt.
Denn wißt und ſeid des Meiſters froh,
ſeit manchem Jahre treibt er's ſo:
wenn ſich ein Spiel begeben will,
ſo ſteht ſein Eifer nimmer ſtill:
in Reim und Bildnis gleich gewandt,
entwirft und ordnet ſeine Hand,
bis friſch die Arbeit iſt getan
und fröhlich klar des Feſtes Plan.
Bald ſieht man ihn nun walten,
die Scharen zu geſtalten,
wie jedes Mannes Stand und Tracht
er weislich zu Papier gebracht“.

Ganz beſonders für den Zeitpunkt, wo damals dieſe bunten Geſtalten aus dem erfindungsreichen Sinne Cramers hervorgingen, iſt nun die Wahl des Stoffes, der dem Feſtzug zugrunde lag, höchſt bezeichnend. Sie zeigte ſo recht, wie ſehr man ſich in der Schweiz, nur anderthalb Jahre nach den Stürmen des Sonderbundskriegs, jetzt, nach Annahme der neuen Bundesverfaſſung von 1848, mitten im tief erſchütterten Europa auf einer ſicheren Inſel wußte, ſo daß der Gedanke gewagt werden durfte,

die ganze damalige Zeitgeſchichte durch die Gaſſen Zürichs ſpazieren zu führen. Man muß ſich vergegenwärtigen, daß drei Tage vor dem Sechſeläuten Radetzky den König Carlo Alberto bei Novara beſiegte, daß am 28. März das Frankfurter Parlament die mißglückte Kaiſerwahl Friedrich Wilhelms IV. entſchied, daß in Ungarn einen Monat vorher zwiſchen den kaiſerlichen Truppen und dem Heere Koſſuths bei Kapolna geſchlagen worden war, und daß zehn Tage nach dem Sechſeläuten im Hafen von Eckernförde das däniſche Linienſchiff Chriſtian VIII. in die Luft flog. So bebte ringsherum die Erde, und in Zürich hielt Prinz Carneval ſeinen Umzug.



Auf zwei lithographierten Blättern iſt in je fünf Streifen das Bild des Feſtzuges gebracht, und ein witziges Programm, ein Dialog von Publikum und

Referenten, erklärt das Ganze. Es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß Bild und Text — dem ersten fehlt die Signatur — von Cramer selbst herrühren. Die Zeichnung ist flott gemacht, an einigen Stellen mit einer kleinen Anleihe, so für Italien bei Leopold Robert; aber das hier in den Text gestellte Bild der Schweiz zeigt zur Genüge, wie flott der Zeichner seinen Gegenstand erfaßte.

Voran ist nun allerdings — das muß man dem Basler einräumen — eine Anzahl allegorischer Figuren, fast durchaus zu Pferde, zur Eröffnung gestellt, Humor, Satire und Ironie, Spott, Hohn und Fratze, Scherz, Posse und Schalk, Laune und Jux, zu hinterst noch Münchhausen und Till Eulenspiegel; aber daß Liberté, Concordia, Fraternité, Egalité in das Gefolge der Narkosis gestellt sind, ist eine sehr deutliche Anspielung! Mitten in dieser lustigen Gesellschaft thront Prinz Carneval.

Jetzt aber beginnt die Rundreise durch Europa, und zwar im Südwesten, mit Spanien. Hinter der Windmühle reiten Don Quixote und Sancho Pansa; ihnen folgt die Königin Isabella, deren Gewicht damals noch ein schmucker Zelter zu tragen vermochte. Allerlei Volk, Generale, Schmuggler, Pfaffen, Bauern, Karlisten und Christinos, schließen sich an.

Allein weit mehr fällt nun die Darstellung, die Frankreich gewidmet ist, in Betracht. Vier Kandidaten waren 1848 für die Würde eines Präsidenten der französischen Republik einander entgegengetreten, Louis Napoleon, der den Sieg davontrug, General Cavaignac, Lamartine und Ledru-Rollin. Diese kamen zweimal, einmal als Knaben auf den Rößchen eines Karussels sitzend und nach den Ringen stechend, und hernach die Männer selbst, die beiden Ersten stolz zu Pferde, Lamartine, dem nur der Dichterkranz auf dem Kopf geblieben ist, zu Wagen, und Ledru-Rollin mitten unter Proletariern zu Fuß. Nachher folgte noch, als Bezeichnung der für Frankreich im Jahr 1848 finan-

ziell und moraliſch ſo verderblichen Nationalwerkſtätten, ein Müllerkaſten, aus deſſen Innern Wecken und Würſte flogen.

Viel friedlicher erſchien England, wo in einer großen Kutſche die Königin Viktoria mit dem Prinzen Albert und ungezählten Kindern ſaß, auf dem Rückſitz die Amme mit dem jüngſten Sprößling. Ihnen folgte in einem zweiten Wagen ein Paar, das 1848, von zuhauſe davongejagt, in England hatte Zuflucht ſuchen müſſen, der dicke Louis Philippe und der magere Metternich.

Maleriſch, aber unbedeutender, nahm ſich Italien aus, mit ſeinen eben an Leopold Robert teilweiſe ſich anlehnenden Koſtümgruppen.

Ganz ausgezeichnet kam wieder die Schweiz an die Reihe, wie die hier eingefügte Nachbildung beweiſt. Bern iſt Bundesſitz geworden, und ſo kutſchiert der Mutz, während hintenauf der Lällenkönig von Baſel auf Geldſäcken ſteht und ſich ängſtlich anklammert; der gute Bruder Klaus gibt ſich alle Mühe, mit treuer Hand den Wagen zu ſteuern, daß er nicht entgleiſe. In der Kutſche ſitzen alle Parteien vertreten, aus deren Kämpfen heraus die neue Eidgenoſſenſchaft entſtand, vom bezopften Philiſter bis zum ſchnauzbärtigen Radikalen mit dem Schützenhut; und neben dem Wagen läuft ein Bettler, mit dem Teſſiner Kantonalſchild an der Hoſe, was wohl darauf hindeuten ſoll, daß das bedrängte Italien damals gerne ſchweizeriſcher Hülfe ſich erfreut hätte.

Dann reiht ſich Deutſchland an, voran ein Freiſcharenhauptmann mit dem Heckerhut, dann ähnlich koſtümiert, als Vertreter Badens, Weißhaar. Der gute Hans-Michel bemüht ſich, als Poſtillon die bockigen Pferde zu führen, die das Frankfurter Parlamenthaus ziehen, und daran ſchließt ſich, geführt von einem berittenen Studenten, die Bürgerwehr, zu der eine buntgemiſchte Muſikbande den „Aplaus“ machen muß. Ob wohl

der Zeichner schon ahnte, daß nach wenigen Monaten durch den Übertritt Sigels und seiner Revolutionsarmee Gestalten dieser Art in Zürich eintreten würden?

Nicht weniger bunt ist Österreich: Sensenmänner, ein Jesuit, Mönch und Nonne, akademische Legion, zuletzt hinter einem Einspänner, der einen Tiroler und eine Tirolerin trägt, Staberle mit der Harfenjungfrau. Um so eindrucksvoller war der von ungarischen Husaren begleitete Zweispänner, in dem finstern Antlitzes Kossuth saß.

Die Türkei fand sich durch einen Harem repräsentiert.

Ganz pikant war wieder Rußland. Da saß auf hohem Thron Zar Nikolaus und regierte an zahlreichen Leitseilen die vor ihm auf dem Wagen stehenden Generale, Minister, andere hohe und niedere Würdenträger. Man erfuhr nachher, daß der Zar, als der Zug das Rennwegtor passierte, beim Bücken den Hut verlor und durch energisches Anziehen der Seile seine Untertanen darauf aufmerksam machen mußte, ihm seine Kopfbedeckung zurückzuverschaffen.

Ein Hauptstück der ganzen Schaustellung war noch die ausgedehnte Schlußgruppe. Da ist die neue Welt vorgeführt. Europamüde, die ingeniöse Erfindung einer Drahtbrücke über den Ozean, nämlich ein von vier Männern getragener Wasserbottich, den die Brücke überspannt, weiter ein Dampfboot, mit Passagieren mit und ohne Seekrankheit, Einwanderer, hinter einem von Bewaffneten begleiteten wandelnden Goldklumpen kalifornische Goldgräber, Wasserhändler, Pflanzer, ein Sklavenmarkt, eine Kneipe mit der Überschrift „Mäßigkeitsverein", Brasilianer, Indianer folgten sich hier. Dazwischen bildete ein flotter Wagen, mit gallonierten Negern auf dem Bock und dem hinteren Trittbrett, wieder eine originelle Unterbrechung: das war der Kapitän Sutter, der damals als Goldfinder fast sprichwörtlich berühmte schweizerische Auswanderer in Kalifornien. Ein

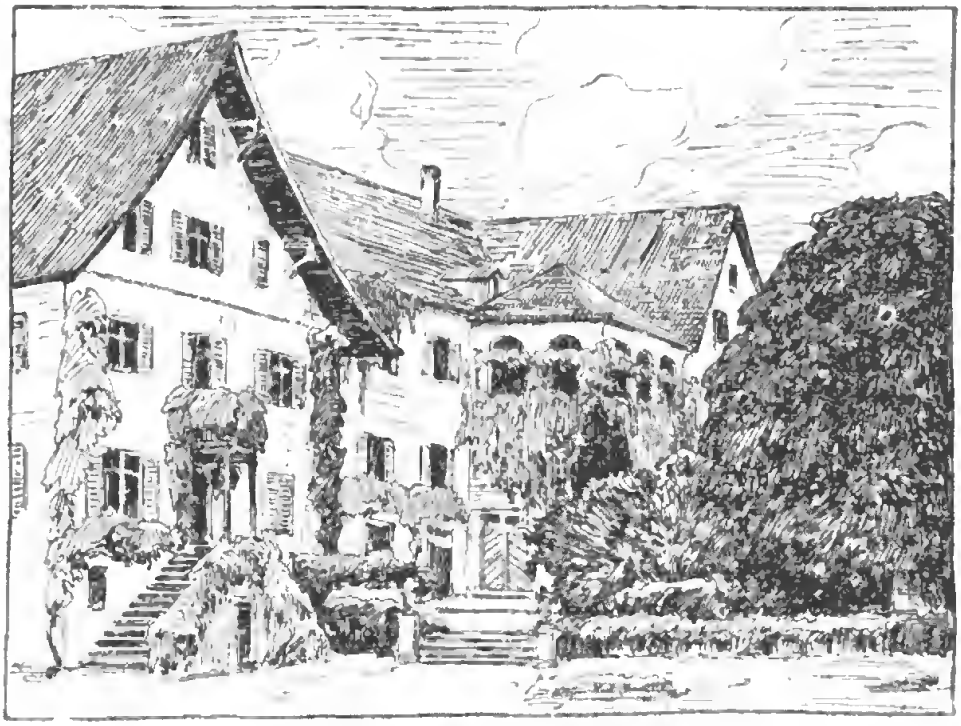
in Zürich wohlbekannter Papierhändler ſaß mit ſeiner Familie, die Kleider ganz mit Goldpapier bezogen, in dem Wagen.

— Dem fünfjährigen Knaben, der dieſem Feſtzug mit ſtaunendem Auge folgte, war auf einmal die ganze damalige Weltgeſchichte aufgegangen, und die Dinge blieben ſeinem Gedächtnis lange eingeprägt. Ein Parlament z. B. konnte er ſich lange Zeit nur als einen Omnibus mit vielen lärmmachenden Leuten und einer bimmelnden Schelle darüber vorſtellen, und leider entſpricht das Bild mehrerer derartiger Verſammlungen — unſere ſchweizeriſche Bundesverſammlung zum Glück ausgenommen — bis zum Beginn des laufenden Jahrhunderts mehrfach dieſem Begriffe.

An jenem 26. März war es leider ſehr ſchlechtes Wetter; denn das berühmte „Zürcher Feſtwetter", ein zwar in neueſter Zeit wieder etwas löcherig gewordenes Dogma, exiſtierte damals noch nicht, und ſo iſt auch 1851 der großartige hiſtoriſche Feſtzug zur Feier des Eintritts Zürichs in den Schweizerbund, abermals eine Schöpfung Heinrich Cramers, bei der erſten Vorführung windelweich durchnäßt worden. Aber man war damals mutiger als heutzutage. Heinrich Cramer ſah das Unheil voraus und dichtete am Ende ſeines Programms:

„Das alles und no gar vil meh,
das hätt me hüt ſchön ſolle g'ſeh,
da fallt vom Himmel, o Herr Je,
ganz krydewyße Märzeſchnee".

Man war noch nicht, wie in neuerer Zeit, rätig, einen Sechſeläutenzug auf den Tag zu verſchieben, wo ein noch viel ausgiebigeres Naß fallen würde.



Landgut zur Schipf bei Herrliberg.

Die Zunft zur Waag.

Vortrag vor der Zunft zur Waag
von † Dr. Heinrich Zeller-Werdmüller.

Vorbemerkung.

Wir freuen uns, neben den anschaulichen Schilderungen aus dem Kriegsjahr 1871, die diesen Band einleiten, aus dem Nachlasse des Verstorbenen, der auch dem Taschenbuche stets freundlich gesinnt war und zu wiederholten Malen gehaltvolle historische Abhandlungen darin veröffentlicht hat (vgl. die Jahrgänge 1881, 1882, 1888, 1889, 1892, 1893, 1894, 1897, 1898), einen weiteren Beitrag aus einem Gebiete veröffentlichen zu können, in dem der um Zürichs Geschichte so sehr verdiente Gelehrte ganz besonders zu Hause war. Die Redaktion.

Die Geſchichte einer der zürcheriſchen Zünfte zu ſchreiben, iſt inſofern ein ziemlich ſchwieriges Unternehmen, als dieſe Körperſchaften in politiſcher Hinſicht eigentlich nur als Wählergruppen zur Geltung kamen und in den öffentlichen Angelegenheiten nur ſelten, in beſonders erregten Zeiten, den Geſinnungen ihrer Zunftgenoſſen unmittelbaren Ausdruck geben konnten. — In gewerblicher Hinſicht aber ſetzte ſich jede Zunft wieder aus verſchiedenen Gewerben zuſammen, welche unter eigenen Obmännern und nach eigenen Satzungen ihre Angelegenheiten ordneten. Immerhin hat ſich die Zunftverfaſſung Zürichs in ihrem 462jährigen Beſtande im allgemeinen ſo bewährt, daß es ſich lohnt, erſt die Entſtehung und den Aufbau derſelben in kurzen Zügen darzulegen, und ſodann zu betrachten, wie ſich das innere Leben auf unſerer Zunft zur Waag in öffentlicher und geſelliger Hinſicht entwickelt hat.

Zürich hat ſich vom achten Jahrhundert an aus königlichen Höfen und Anſiedelungen freier Bauern unter dem Schutze eines königlichen Vogtes und der von den Herrſchern reich ausgeſtatteten beiden Stifte zu einer Stadt entwickelt, welche ſchon im XII. Jahrhundert für eine der erſten im Herzogtum Schwaben angeſehen wurde. Unter den Zähringern Berchtold IV. und V., welchen die Vogtei über Zürich vom Kaiſer als Reichslehen überlaſſen wurde, erſtarkte die Bürgerſchaft innerlich und äußerlich, das ſtädtefreundliche Herzogshaus hat wohl auch hier das Aufblühen von Handel und Gewerbe begünſtigt. Nach dem Erlöſchen der Zähringer im Jahre 1218 muß Zürich von Kaiſer Friedrich II. jeglicher fremden Vogtei enthoben worden ſein; ein der Bürgerſchaft ſelbſt entnommener Reichsvogt ſtand ſchon 1223 an der Spitze des die Stadt verwaltenden Rates. Zürich war nicht Untertan der Abtei Fraumünſter, wie Baſel ſeines Biſchofes, oder St. Gallen ſeines Abtes; die Rechte der Äbtiſſin beſchränkten

ſich auf ihre Befugniſſe als Lehensherrin eines großen Teiles des ſtädtiſchen Grundes und Bodens, und die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Dienſtleute und Hörigen. Ihr Beamter war der Schultheiß, derjenige des Reiches der Vogt. Der Rat, welcher zuerſt nur aus acht Beiſitzern beſtand, aber ſeit ſpäteſtens 1251 ſich aus drei Ratsrotten von je zwölf Mitgliedern zuſammenſetzte, welche alle vier Monate im Amte wechſelten, war annähernd zu gleichen Teilen aus Rittern und Bürgern gemiſcht. Er wurde jeweilen von der geſamten Bürgerſchaft Zürichs gewählt, d. h. von den zur Teilnahme an den Gerichtstagen berechtigten freien Leuten, Reichshofleuten (Fiscalinen) und Dienſt- und Eigenleuten der beiden Stifte. Man kann dieſem älteſten Rate von Zürich das Zeugnis nicht verſagen, daß er die Unabhängigkeit der Stadt nach außen kräftig gewahrt hat, und daß ſich dieſe auch in ihrem Wohlſtande im XIII. Jahrhundert gewaltig entwickelt hat.

Gerade dieſe Entwickelung bewirkte indeſſen, daß die ſtädtiſche Einwohnerſchaft ſich durch Zuzug von außen her vermehrte, nicht nur etwa von ältern Edelleuten und verwitweten hohen Damen, welche die Annehmlichkeiten einer größern Stadt genießen wollten (ſolche gab es auch), ſondern vornehmlich von zugewanderten Handwerkern, von Eigenleuten benachbarter Edeln, welche in der aufblühenden Stadt ihren Erwerb ſuchten und fanden. Bei ſteigender Zahl und wachſendem Wohlſtand aber erwachte in dieſen Hinterſäßen der Wunſch, ſich gleich den Altbürgern an der Stadtverwaltung zu beteiligen. Die Räte Zürichs ſuchten ſelbſtverſtändlich dieſe Gelüſte zu unterdrücken, und da anderswo die Bildung von gewerblichen Verbänden der Handwerker zur Auflehnung gegen die herrſchenden Gewalten geführt hatte — von Kaiſer Friedrich II. waren ſchon 1232 Innungen und Zünfte verboten worden —, ſo enthielt ſchon der ältere Richtebrief von Zürich eine Verordnung gegen dieſelben. Dieſes

Verbot wurde — im Jahre 1291 wahrſcheinlich — verſchärft und erſcheint im Richtebrief von 1304 in folgender Geſtalt:

„Wir der rat und die burger von Zürich ſetzen mit gemeinem rate und hein es auch geſworn ze dien heiligen ze behaltene ewechlechen, als hienach geſchriben ſtat, das nieman werben noch tuon ſol enhein zunft noch meiſterſchaft noch geſelleſchaft mit eiden, mit worten oder mit werchen. Swer es aber her über tete, dem ſol man ſin beſte hus niderbrechen und ſol darzuo der ſtat ze burge geben zehen Mark. Iſt aber, das einer nit huſes hat in der ſtat, ſo ſol er fünf jar von der ſtat ſin, und ſol nimmer wider in kommen, e er gebe fünfzig march ze burge der ſtat. Swer der vorgenanten ſache bezüget wirt, als den Rat recht dunket uf ir eit, es iſt ein jegelich Rat, der ze Zürich denne ſitzet, gebunden ze richtenne und ze volfürenne uf ir eit, als da vor geſchriben ſtat.“

Anderſeits wurde im Richtebriefe vom Rate ſelbſt für Ordnung und eine gewiſſe Gliederung in Handel und Gewerbe geſorgt. Für uns beſonders ſind dieſe Ordnungen bemerkenswert, da aus denſelben hervorgeht, daß neben den Müllern und Bäckern, ſowie den Gerbern auch die Wollenweber, die Leineweber und die Hutmacher, alſo die ſpäter zur Zunft zur Waag gehörenden Berufsarten, beſondere Berückſichtigung fanden, was beweiſt, daß die Weberei — auch die Seidenweberei wurde betrieben — damals wie heute wieder zu den Haupterwerbszweigen unſerer Vaterſtadt gehörte.

Gelang es der Alt-Bürgerſchaft lange, den Handwerkerſtand, bezw. die neuen Inſaßen von der Stadtverwaltung ferne zu halten, ſo mußte deren Widerſtand erfolglos werden, als ſich ein Teil der ritterbürtigen Miniſterialen mit dem Volke gegen die bürgerlichen Geſchlechter verband, um nach dem Vorbild der rheiniſchen Städte, wo z. B. 1332 in Straßburg eine Umwälzung ſtattgefunden hatte, das Staatsweſen auf Grund-

lage einer zünftigen Einteilung der Einwohnerschaft neu aufzubauen.

Die Verfassung, der geschworne Brief, welcher am 16. Heumonat 1336 nach vorangegangenen stürmischen Bürger- und Volks-Versammlungen von dem jungen ehrgeizigen Ratsherrn Rudolf Brun, dem Sprossen eines alt-ritterlichen Geschlechtes, der zürcherischen Gesamtgemeinde vorgelegt und von dieser angenommen wurde, beruhte grundsätzlich auf einem verständigen Ausgleich zwischen der alten Bürgerschaft und dem neuen Zuwachs von Gewerbetreibenden.

Ritter und Ritterbürtige, Kaufleute, Goldschmiede, Geldwechsler, Leute, die aus dem Ertrage ihres Vermögens oder ihres Grundbesitzes lebten, der Kern der Alt-Bürgerschaft, wurden auf der sog. Konstaffel vereinigt. Der sonderbare Namen, welcher „Stallgenossenschaft" bedeutet, kommt auch in andern deutschen Städten vor, und ist wahrscheinlich von Straßburg her entlehnt, wo die Ritterbürtigen mehrere Konstaffeln bildeten. Die Mitglieder der Gesellschaft waren teilweise zum berittenen Kriegsdienst verpflichtet; ihnen war im Felde das Stadtpanner anvertraut.

Aus dem Gewerbestand bildete Brun dreizehn Zünfte, deren jede verschiedene Handwerke umfaßte. Ihre Angehörigen dienten der Stadt zu Fuß; jede Zunft bildete eine Abteilung mit eigenem Panner.

An Stelle des alten Rates traten 13 aus Mitgliedern der Konstaffel ernannte Räte und die 13 Zunftmeister unter dem Vorsitz des Bürgermeisters. Dieser Rat amtete sechs Monate von Weihnacht an und wurde auf Sommer-Johanni durch eine aus andern Männern bestehende Ratsabteilung abgelöst. Der Bürgermeister, welchem der Rat Treue zu schwören hatte, war auf Lebenszeit gewählt. Unter Zuzug von zwei Rittern oder Ritterbürtigen und vier Bürgern des abtretenden Rates bezeichnete er

jeweilen auf Weihnacht und Johanni den Rat für das nächstfolgende Halbjahr, während die neuen Zunftmeister von ihren Mitzünftern gewählt wurden.

Wichtigere Entscheide und streitige Fragen konnten dem Rate der Zweihundert und der gesamten Gemeinde vorgelegt werden. Über die Zusammensetzung des Großen Rates ist man im Ungewissen; wahrscheinlich bestand er aus den 52 alten und neuen Räten und Zunftmeistern, 78 Sechsern der 13 Zünfte und 70 bis 78 Mitgliedern der Konstaffel.

Im Jahre 1373 wurde ein zweiter Geschworner Brief angenommen, die Gewalt des Bürgermeisters eingeschränkt, die Wahl der neuen Räte den abtretenden Räten und Zunftmeistern übertragen. Es hieng diese Änderung mit den Ereignissen zusammen, welche der Übermut und die Händelsucht der Söhne des verstorbenen Bürgermeisters Brun heraufbeschworen hatte und mit der Verbannung der Brun ihren Abschluß fand. Eine weitere Änderung erfolgte im Jahre 1383 nach dem Tode des zweiten Bürgermeisters Ritter Rüdiger Maneß, welcher sich in seinen letzten, durch schlimme Vermögensverhältnisse getrübten Lebensjahren arge Ungehörigkeiten hatte zu schulden kommen lassen. Die Lebenslänglichkeit der Bürgermeisterwürde wurde aufgehoben und auch für diese höchste Beamtung halbjährliche Neuwahl vorgeschrieben. In Wirklichkeit gestaltete sich die Sache selbstverständlich so, daß die obersten Behörden aus zwei Abteilungen bestanden, deren eine von Weihnachten bis Sommer-Johanni amtete (Rat natalis), die andere in der zweiten Jahreshälfte (Rat baptistalis). Nach einem halben Jahre wurden alter Bürgermeister und alte Räte wieder bestätigt. Immerhin war die Möglichkeit gegeben, mißbeliebige oder Anstoß erregende Bürgermeister und Räte ohne Aufsehen zu beseitigen, während andrerseits die Lebenslänglichkeit der Beamtung, zufolge des auch

heute noch in Geltung verbliebenen Beharrlichkeitsvermögens, dennoch fortbestand.

Das durch Bürgermeister Rudolf Schön und den Rat im Jahre 1393 mit Österreich vereinbarte, aber von der Bürgerschaft verworfene Bündnis bot die Veranlassung zur Aufstellung des dritten Geschwornen Briefes, welcher die höchste Gewalt dem Großen Rate übertrug. Auch die Wahl der 13 Räte wurde in die Hand dieser Körperschaft gelegt, welche nicht gehalten war, diese Mitglieder der ausübenden Behörde ausschließlich der Konstaffel zu entnehmen. Dagegen waren aus dem Handwerkerstand hervorgegangene Angehörige der freien und höhern Berufsarten auch nicht mehr gezwungen, von der väterlichen Zunft auf die Konstaffel überzutreten. Wurde somit das Übergewicht der Konstaffel zu Gunsten der Zünfte vermindert, so vermehrte dies andrerseits den Einfluß der wohlhabenden und gebildeten Klassen auf den Zünften. In der Folge wurde gewohnheitsgemäß die eine Hälfte der Räte der Konstaffel, die andere den Zünften entnommen, so noch 1489 bei Wiederbesetzung des Rates nach dem Waldmannischen Auflauf.

Durch das ganze XV. Jahrhundert sank nunmehr der Einfluß der Konstaffel, auf welcher zudem die alten Rittergeschlechter völlig ausstarben, und es hob sich die Stellung der Zünfte, wo sich nach und nach ein gewisses Patriziat zu entwickeln suchte. Im Jahr 1442 wurde infolge der Verschmelzung zweier Zünfte die Zahl der Zunftmeister sowohl, als diejenige der Räte von dreizehn auf zwölf herabgesetzt.

Nachdem die Unsicherheit und das Fehlen fester gesetzlicher Bestimmungen über die Wahl der Ratsherren, jedenfalls zur Waldmannischen Zeit, zur Schärfung der Gegensätze zwischen diesem Bürgermeister und seinen Gegnern beigetragen hatte, ordnete der vierte Geschworne Brief von 1498 die Ansprüche von Konstaffel und Zünften auf die Ratsherrenstellen wesentlich zu

Ungunsten der erstern. Von nun an bis 1798 bestand der in zwei halbjährlich wechselnde Rotten eingeteilte kleine Rat aus:

2 Bürgermeistern, halbjährlich gewählt von Rät und Burgern, im Amte wechselnd,
4 Ratsherren, gewählt von der Konstaffel, Konstaffelherren genannt,
2 Ratsherren von der Konstaffel, gewählt von Rät und Burgern,
12 Ratsherren, je einer von jeder Zunft, gewählt von Rät und Burgern,
6 Ratsherren von freier Wahl, von Rät und Burgern aus beliebiger Zunft gewählt,
24 Zunftmeistern, von den Zunftversammlungen gewählt; total
50

Der Große Rat der Zweihundert, „Rät und Burger", bestand aus

50 obigen Mitgliedern des Kleinen Rates,
18 Achtzehnern von der Konstaffel,
144 Zwölfern aus den zwölf Zünften; die Abordnungen der einzelnen Zünfte ergänzten sich nach dem Tode oder der Beförderung eines Zwölfers jeweilen selbst, ohne Mitwirkung der Zunftversammlung, somit aus
212 Mitgliedern.

Der Konstaffel verblieben nur noch geringe Vorrechte; überhaupt kam ihr gegenüber den Zünften keinerlei politische Bedeutung mehr zu, um so weniger, als auch die Zünfte mehr und mehr Handelsherren und Angehörige anderer, früher zur Konstaffel zählenden Berufsarten an Stelle der Handwerksmeister in den Rat entsandten. Da zudem einige Geschlechter es verstanden, ihre Angehörigen in geschickter Weise auf verschiedene Zünfte zu verteilen, so drohte sich im XVII. Jahrhundert, be-

günstigt durch die Wahlart der Zwölfer, eine Oligarchie weniger Geschlechter zu entwickeln, welche sich zu einem förmlichen Patriziat hätte ausgestalten können.

Diese Gefahr wurde im Jahre 1713 durch einmütiges Zusammenstehen der Bürgerschaft abgewendet, unter Billigung der einsichtigsten und angesehensten Regierungsmitglieder selbst; wichtige Entscheidungen in Staatsangelegenheiten sollten den Zünften vorgelegt werden.

Es war das von der innern Stadtverfassung unabhängige Verhältnis der herrschenden Stadt zu der untergebenen Landschaft und der französische Einfall von 1798, welcher die altehrwürdige Verfassung, die ebenfalls auf Freiheit und Gleichheit der Stadtbürgerschaft unter sich beruhte, zu Falle brachte. Nachdem unter dem Drucke eines drohenden Krieges mit Frankreich und Angesichts der Unzufriedenheit der Landbevölkerung Rat und Bürger von Zürich am 5. Hornung 1798 beschlossen hatten, daß zwischen Stadt und Land vollkommene Gleichheit bestehen solle, und daß eine neue Staatsverfassung auf dieser Grundlage zu entwerfen sei, machte der Einmarsch der Franzosen und die Errichtung der einen und unteilbaren helvetischen Republik jeder weitern Verhandlung und der Selbständigkeit des zürcherischen Staatswesens ein Ende. Die Mediationsverfassung von 1803 stellte die Zünfte als Wahlkörper für den Großen Rat wieder her; ebenso ließ ihnen die Restauration von 1815 und die Verfassung von 1831 das Recht, eine Anzahl Vertreter in den Großen Rat zu senden, ihre politische Bedeutung war dahin.

Als die Verfassung vom 4. Februar 1838 die gesamte Stadt Zürich zu einem einzigen Wahlkreise vereinigte, verblieb den Zünften noch die Wahl der Mitglieder in den Großen Stadtrat, nach Maßgabe ihrer numerischen Stärke. Die Einführung der Einwohnergemeinde im Jahr 1865 hat auch diesen letzten Schatten politischer Rechte hinweggenommen.

* * *

Die Herſtellung von Geweben aller Art bildete im XIII. und XIV. Jahrhundert einen Haupterwerbszweig der gewerbetreibenden Einwohnerſchaft Zürichs. Die Beſtimmungen des Zürcher Richtebriefs von 1304 über Seide, Leinwand und Wollenſtoffe bezeugen die Wichtigkeit, welche den betreffenden Betrieben beigelegt wurde.

Es iſt deshalb nicht auffallend, wenn aus den Webern im Jahre 1336 zwei der damals errichteten Zünfte gebildet wurden; es heißt im erſten geſchwornen Brief:

Die fünfte Zunft, „Wullenweber, Wullenſchlaher, Grautuecher und Huter (Hutmacher) ſollen haben ein zunft und ein panner.“

Die ſechſte Zunft, „Leinweber, Leinwatter und Bleiker ſollen haben ein zunft und ein panner.“

Die Seidenherren, deren Gewerbe offenbar wie dasjenige der Goldſchmiede für vornehm galt (heißt man heutzutage ja in Mailand noch Seidenſpinnerei und Seidenhandel „il nobil genere“), gehörten zu den Genoſſen der Konſtaffel.

Wir finden nun in der Tat vom Jahre 1336 an immer zwei Vertreter der Weber unter Zürichs Zunftmeiſtern, doch ſcheinen ſie in der Ratsliſte von Anfang an nicht, wie zu vermuten wäre, an fünfter und ſechſter, ſondern an zwölfter und dreizehnter (letzter) Stelle aufgeführt worden zu ſein. Mit Weihnachten 1442 aber verringert ſich die Zahl der Räte und Zunftmeiſter auf einmal von 13 auf 12; der Vertreter der Wollenweber-Zunft iſt verſchwunden. Die Wollenweber- und Hutmacher-Zunft wurde offenbar damals mit derjenigen der Leineweber verbunden, und zwar, weil beide Berufsarten in ſtarkem Rückgange waren. Nach einem Reisrodel des alten Zürichkrieges, noch aus der Zeit vor der Vereinigung der beiden Zünfte, wohl aus dem Jahre 1442, zählten die Wollenweber nur noch 12 wehrfähige Mitglieder, die Leineweber deren 33, während die

meiſten andern Zünfte 80—100 Mann aufbringen konnten. Im Jahre 1469 fanden ſich unter 729 wehrfähigen Bürgern nur 39 von der Weberzunft.

Auf die Urſache dieſes Rückganges werde ich ſpäter zu ſprechen kommen.

Der fünfte geſchworne Brief von 1498 beſtätigte dieſe Verſchmelzung; die ſechſte Zunft umfaßte nunmehr die „Wullweber, Wullſchlaher, Grautücher, Hutter, Leinweber, Leinwatter und Bleicher". — Bei der Vereinigung der Stadtverfaſſung von 1653 wurde die Zunft, welche ſich ſchon lange nach ihrem Hauſe zur Waag am Münſterhof benannte, in der Reihenfolge der Zünfte ans Ende geſtellt. — Der ſiebente Geſchworne Brief von 1713 nennt als Angehörige der Zunft noch die Wollen- und Leineweber, die Hutmacher und die Bleicher.

Obwohl ſchon im XIV. Jahrhundert Verſammlungen der Zünfte zur Beratung über ſtädtiſche Angelegenheiten ſtattfanden, ſo haben wir doch über ſie keine nähere Kenntnis. Wir wiſſen nur, daß der Rat die Veranſtalter einer Verſammlung der Krämerzunft ſchwer tadelte, und daß im Juni 1393 den Zünften verboten wurde, Boten der eidgenöſſiſchen Orte zu empfangen. Im Jahre 1401, nach der damaligen Judenverfolgung, verordnete der Rat, daß in Zukunft nur noch Angelegenheiten des Reiches oder der Eidgenoſſenſchaft, ferner Landkriege oder neue Bündniſſe vor die Gemeinde, Konſtaffel und Zünfte gebracht werden ſollten und auch dies nur, wenn die Mehrheit des Rates dies beſchließe. Erſt aus ſpätern Zeiten, dem XVI. und XVII. Jahrhundert, ſind wir über die Beratungen der Zünfte etwas genauer unterrichtet. Um deshalb wenigſtens einige Anhaltspunkte darüber zu gewinnen, welche Stellung unſere Zunft bei wichtigen politiſchen Entſcheidungen eingenommen hat, müſſen wir in Erfahrung zu bringen ſuchen, auf welche Seite ſich jeweilen deren Zunftmeiſter geſchlagen haben.

Daß alle Zünfte zur Zeit der Mordnacht unbedingt zu Brun und ihren neu erlangten Rechten ſtanden, iſt ſelbſtverſtändlich; ebenſo, daß bei der Austreibung von Bruns Sippe ſich wohl keine Zünfter auf die Seite dieſer gewalttätigen und liederlichen Junker geſtellt haben.

Zum erſtenmal mag die zünftige Bürgerſchaft vor dem Sempacherkrieg und zur Zeit des beabſichtigten Bundes mit den Reichsſtädten unter ſich uneins geworden ſein. Einiges Licht fällt auf die Haltung einzelner Zünfte dem von Bürgermeiſter Rudolf Schön mit Öſterreich abgeſchloſſenen Bündnis gegenüber. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß die Wollen- und Leineweber, oder wenigſtens deren Vorſteher, in ihrer Mehrheit dem öſterreichiſchen Bunde aus Berufs- und Handelsrückſichten nicht abgeneigt waren, wie ja auch der Seidenherr Johannes Seiler einer der Hauptförderer dieſes Vertrages geweſen war. Der Anſchluß an die Eidgenoſſen, bezw. die feindliche Stellung derſelben zu Öſterreich, beeinträchtigte Zürichs Handel und Gewerbe durch Unterbindung der Handelsſtraßen in außerordentlicher Weiſe, ſoweit nicht der Getreidemarkt für die Gebirgsgegenden in Frage kam. Wir müſſen uns deshalb nicht verwundern, wenn nach dem Sturze des Bürgermeiſters Schön im Heumonat 1393 der eine Zunftmeiſter der Leineweberzunft, Konrad Lyrer, Mitglied des Hofgerichtes, als einer der Hauptförderer des Bündniſſes am 15. Heumonat von der Bürgergemeinde ſeines Amtes entſetzt wurde; der Zunftmeiſter des Weihnachtsrates, Rudolf Öri, wurde wohl aus gleichem Grunde für das Jahr 1394 nicht mehr beſtätigt.

Auch auf der Wollenweberzunft mußte der bisherige Zunftmeiſter des Weihnachtsrates, Johannes Schlößli, welcher erſt ſeit zwei Jahren im Amte ſtand, von ſeiner Stellung zurücktreten, während der ſeit 1375 im Rate ſitzende Zunftmeiſter des Sommerrates, Walther Bucheneggen, bis 1398 fortamtete,

demgemäß jedenfalls am Abschluß des Bündnisses nur wenig oder gar nicht beteiligt war.

Aus der Zeit des alten Zürichkrieges, 1437—1448, ist nichts über die Zunft zur Waag zu berichten. An Zahl und Einfluß zurückgekommen, konnten sich die Weber in keiner Weise besonders geltend machen. Handel und Gewerbe waren ja in Folge der Zerwürfnisse mit Österreich in solchem Maße zurückgegangen, daß eine Weisung an die Tagsatzungsgesandten Zürichs es offen aussprach: Der größte und beste Nutzen, den unsere Stadt und der ganze Zürichsee hat, ist an Reben, und es ist sonst keinerlei Gewerbs in unserer Stadt, dessen wir genießen mögen. Neben einigen Landjunkern und Klosteramtleuten sind es deshalb die Weinleute, Wirte, Weinschenke, Müller, Bäcker und Metzger, welche im XV. Jahrhundert in Zürich obenan standen.

Man ersieht dies auch aus den Mannschaftsrodeln; während z. B. 20 Mitglieder der Weinleutenzunft, 17 Pfister und Müller im Jahre 1476 nach Murten ausgezogen sind, folgten dem Panner nur 13 Mann der Krämerzunft (Saffran) und 11 Weber.

Zu Waldmanns Zeit scheint dagegen unsere Zunft, wohl im Gegensatze zu dem aus der Schenke und dem Backtroge emporgewachsenen Neu-Patriziat, von dem Bürgermeister Förderung von Handel und Gewerbe erwartet zu haben. Wenigstens gehörten beide Zunftmeister zu Waldmanns getreuesten Anhängern. Meister Hans Bieger sowohl, seit 1467 im Amte, als Meister Rudolf Ries, 1481 zum Zunftmeister gewählt, wurden von den Gegnern mit besonderem Hasse verfolgt. Bieger gehörte zu dem engeren Kreise, welchen Waldmann seit 1488 täglich auf dem Schneggen zum Abendtrunk um sich versammelte, zu der „purß", von der Edlibach erzählt.

Nach dem Sturze Waldmanns wurden Bieger und Ries zu ewiger Einmauerung verurteilt, wo ihnen weder Sonne noch

Mond mehr ſcheinen ſollte, aber von der Gemeinde zur Eingrenzung in ihre Häuſer begnadigt. Als ſich ſpäter die Leidenſchaften legten, verlor auch dieſes gemilderte Urteil ſeine Geltung; Meiſter Bieger wurde ſchon 1493 wieder als Zwölfer ſeiner Zunft in den Großen Rat abgeordnet und gelangte 1500 wieder zu ſeiner alten Stellung als Zunftmeiſter. Auch dem Meiſter Ries, einem betagten Manne, bezeugte die Zunft im Jahre 1492 durch die Wahl zum Zwölfer ihr Zutrauen; er verlebte ſeine letzten Jahre friedlich im Spitale, wir würden ſagen, im Bürgerafyl.

An Stelle der beſeitigten Meiſter wählte die in der Waſſerkirche verſammelte Stadtgemeinde am 1. April folgende Angehörige der Zunft in den (ſog. hörnernen) Rat:

Hans Grimm, „Prokurator“,
Hans Dingnauer,
Arnold Koch, Stubenknecht zum Rüden,
Rudolf Meyer von Fällanden.

Bei Neubeſetzung der Ratsſtellen aber, nach dem unterm 27. Mai 1489 genehmigten vierten Geſchworenen Brief, erwählte die Zunft ſelbſt als Meiſter:

Ulrich Meyer,
Konrad von Chuſen.

Der letztere, Hutmacher und Wattmann, Nachbar und guter Bekannter des Chroniſten Edlibach, blieb bis 1499 Zunftmeiſter; von 1502 bis 1510 bekleidete er die Stelle des Ratsherrn ſeiner Zunft. Ulrich Meyer hatte ſein Amt bis 1501 inne.

Von den hörnernen Räten verblieben Rudolf Meyer, Prokurator Grimm und Hans Dingnauer Zwölfer ihrer Zunft; vom „Stubenknecht zum Rüden“ wollte man, wie es ſcheint, auf der Zunftſtube zur Waag nichts mehr wiſſen. Zum erſten Ratsherrn von der Zunft zur Waag wurde gemäß der neuen Ver-

faſſung am 27. Mai 1489 gewählt Matthias Wyß. Dieſer Mann wurde dann 1492 des Rates von freier Wahl und Seckelmeiſter. Im Jahre 1501 trat er, wahrſcheinlich wegen Änderung in ſeinem Berufe, auf die Zunft zur Meiſe über, wodurch uns die Möglichkeit entgieng, ihm als Bürgermeiſter von der Zunft zur Waag einen Ehrenplatz in unſerer Zunftgeſchichte einzuräumen. Er wurde im Jahre 1502 zum Bürgermeiſter gewählt, trat indeſſen ſchon nach acht Jahren von ſeinem Amte zurück und ſtarb als Ratsherr und Seckelmeiſter im Jahre 1528.

Im Beginne des XVI. Jahrhunderts hat ſich der Rat mehrmals in auswärtigen Angelegenheiten an die Zünfte und Gemeinden gewandt. Im Mai 1521 hat ſich die Weberzunft im Einklang mit den Anſichten des Rates für die Abweiſung des franzöſiſchen Bündniſſes ausgeſprochen. Zur Reformationszeit hat der Zunftmeiſter Hans Bleuler (1520—1530, 1532 ward er Vogt zu Grüningen, 1542 des Rats von freier Wahl, geſtorben am 8. Mai 1551) eine ſehr angeſehene Stellung im Rate eingenommen und wurde mit wichtigen Geſchäften beauftragt, während der andere Zunftmeiſter, Ulrich Eßlinger (1521—1528), niemals genannt wird. Auch vom Ratsherrn Caſpar Schlatter (1521—1524) iſt nichts bekannt, während ſein Nachfolger Steffen Zeller (1525—1527 Ratsherr, 1527 Vogt zu Wollishofen, ſpäter Landvogt zu Andelfingen, Zeugherr und Zunftmeiſter, geſtorben 1552) entſchiedener Anhänger der Reformation und namentlich mit dem Einzug und der Verwertung der Kirchenſchätze beauftragt war. Auch Fridli Trüb, Ratsherr von 1528—32, ſtand auf der Seite der Reformation. — Ich glaube annehmen zu dürfen, daß unſere Zunft feſt und zuverläſſig zur Sache der Glaubensverbeſſerung geſtanden hat.

Im XVI. und XVII. Jahrhundert traten Zünfte und Gemeinde immer mehr vor der ſelbſtherrlichen Gewalt des Rates

zurück. Immerhin war unsere Zunft in demselben meistens durch bedeutende Männer vertreten.

Heinrich Thomann der Junge z. B. (dessen auf dem Weggen zünftiger Bruder 1584 Bürgermeister wurde) hat in den Jahren 1543—1592 seiner Vaterstadt als Zunftmeister, Landvogt zu Kiburg, Standessäckelmeister und Gesandter nach Deutschland und Frankreich die wichtigsten Dienste geleistet. Er erhielt im Jahre 1571 vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz einen Wappenbrief. Seine Schwester hat die noch jetzt bestehende Thomannische Stiftung errichtet.

Zu Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts finden wir die Balber, Högger, Heerer, etwas später auch die Schaufelberger und Leu neben den Thomann als die leitenden Geschlechter unserer Zunft. Nach der Mitte des Jahrhunderts kamen noch die (Weggen-)Meyer hinzu, und aus diesem Geschlechte ward Andreas Meyer im Jahre 1696 zum Bürgermeister Zürichs erwählt, das erste Standeshaupt von der Zunft zur Waag. Meyer hat den für die damalige Zeit äußerst reich ausgestatteten Landsitz Bocken bei Horgen erbaut, in dessen großem Saal die schöne Gipsdecke heute noch mit dem Wappen der Weggen-Meyer geziert ist. Er starb im Jahre 1711.

Zwei Jahre nach seinem Tode riefen der Zelotismus des beschränkten Antistes Klingler und Mißstände in der Staatsleitung eine Bewegung hervor, welche dazu führte, die Bürgerschaft aufzurütteln und das bürgerliche und geistige Leben Zürichs zu heben. Bei dieser Bewegung von 1713 wurden auch die Zünfte wieder einmal von der Obrigkeit befragt, und es ordneten dieselben besondere Abgeordnete in die Verfassungskommission ab. Unser Zunftprotokoll gibt zum erstenmal Aufschluß über politische Verhandlungen, und zwar folgendermaßen:

„10. September 1713. Nachdeme zufolg M. Gn. Hherren Erkantnus auf Lobl. Zunft zur Waag das Zunftbott bey dem

Eyd verſamblet und M. hochgeehrter Herr Stadthalter Meyer ein weitläufige proposition der abgeleſenen obrigkeitlichen Erkantnus gemäß gethan, auch der erforderliche Bericht von dem über Ihr Weisheit, Herr Bürgermeiſter Holtzhalb und etlich andere Hherren geſchehen Angaben und derſelben Verantwortung abgeſtattet worden, hat Hr. Lieut' Widerkehr in einer kurtz abgeleſenen Schrift zu Handen Mr. Gn. Herren dieſelben mit allertiefeſtem Reſpect erſucht, ein Conferenz mit lobl. Burgerſchaft in gleicher Anzahl zugeſtehen, damit die Fundamentalſatzungen und Freyheiten unterſucht und die Angelegenheiten nach dem Gewicht der Billigkeit abgewogen werden könne und welches in einer gehaltenen Umbfrag ſambtlich ohne weitere Anfügung beſtätigt und die Hherren Vorgeſetzten zur Erhaltung willfähriger Antwort Ihre Beyhilfe vor M. Gn. Herren beizutragen erſucht worden; wobei letſtlich Herr Antiſtes Zeller beigefügt, daß es die Meinung haben werde, daß die Herren Ausſchüſſer nur die Gravamina in ſolcher Conferenz proponieren, nicht aber als judices beiſitzen werden, und Hr. Lieutenant Widerkehr aber darauff geantwortet, das es ſich hernach ſchon zeigen werden, wobei es aber verblieben und dem Bott ein End gemacht worden."

„13. September. Bei der kraft meiner Gn. Herren Erkantnus wiedermahlen bey dem Eid gehaltener Zunfftverſamnlung ward nach von Mhochgeehrten Herren Statthalter Meyer gethanen Vortrag vermelt hoch Obrigk. Erkantnus verleſen, worüber Herr Lieutenant Widerkehr von der zu erwellenden Deputierten Beyſitz bei der Obrigk. Verordneten Commission ein Schrift abgeleſen, auch darüber folglich weitläufig deliberiert worden; da es ſich entlich geäußeret, daß zwei klare Meinungen unter der Verſamblung walten, die einte, welche M. Gn. Herren Erkantnus zufolge für die erwellenden Abgeordnete keinen Beyſitz bei der Obrigkeit verordneten Commission verlanget, die andere aber M. Gn. Herren ehrerbietig zu erſuchen gut befunden,

daß bedeute Verordnete mit und neben vermelter Obrigkeit. Commission über die Beschwerden und Verbesserung rathen helfen und das gutbefinden, ehe es an M. Gn. Herren gebracht wird, denen Zünften hinterbringen, alles aber letstlich M. Gn. Herren Erkanntnus anheimb gestellt sein solle; deren Erleutherung von M. Gn. Herren mit geziemendem respect erwartet wird."

„14ten. Wurden zwei Hherren Abgeordnete erwellet:
Herr Haubtmann und Rathsprocurator Albrecht einhellig,
„ Lieutenant Leonhard Widerkehr mit dem heimlichen Mehr, denen vor gesambter Lobl. Zunft die Instruction formiert werden solle."

Da Widerkehr nach dem Vorangehenden die schärfere Tonart angeschlagen hatte, so scheint die Zunft in ihrer Mehrheit die Bewegung unterstützt zu haben.

Das Protokoll schweigt nun über den weitern Verlauf, bis zum Abschluß der Bewegung, worüber unterm 7. Dezember 1713 berichtet wird:

„Presentibus Herr Statthalter Meyer und gantzer Zunft Bott. Nachdem in dem bei dem Eid versambleten algemeinen Zunftbott nach abgelesenen Zunfttafelen von MHherrn Statthalter die Ursachen, welche M. gn. Herren eine Declaration über das von sämtlichen Zünften abgefaßte project zu formiren bewogen, des mehreren nachtruckfam vorgestellt worden, ward ermelte Declaration von puncten zu puncten verlesen und selbige nach darüber gemachten Reflexionen einhellig auf und augenohmen, außert daß von einigen Herren Zünftern annoch verlanget worden, daß auch die fundamental Satzungen mit gleichen titul, Anfang, Beisetzung der Gmeind Nammen wie der Geschworne Brief edirt, und

2. den Eyd der Regiments Personen auch nicht nur auf den Geschwornen und Pensionen Brief, sondern auch auf die

fundamental Satzungen, daß nichts darwider gehandlet werde, zu wachen, einverleibet,

3. es bey der Satzung, daß Vater und Sohn oder zwei Brüder mit Ausschluß Ihrer Söhnen nur allein dem kleinen Rath beiwohnen mögen, gelassen werden wollen.

Bei welcher Bewandtnus und dieser Geschäften Beruhigung den beyden Herren Deputirten für Ihre dissfalls gehabte Mühwalt freundlig gedanket worden."

Damit verschwinden einstweilen politische Geschäfte in den Protokollen; einzig wurde noch am 17. Mai 1714 den Zünften der Friedensvertrag mit dem Abt von St. Gallen, und am 4. und 6. Dezember 1714 die projektierte Stadtgerichtsordnung verlesen.

Zwei bedeutende Männer des XVIII. Jahrhunderts waren zwei Glieder der alten Zünfterfamilie Leu. Hans Jakob Leu, geb. 1689, widmete sich ganz dem Staate. Seit 1713 Ratssubstitut, 1720 Unterschreiber, veröffentlichte er 1727—1746 in vier Bänden ein sehr verdienstliches Werk über das Eidgenössische Stadt- und Landrecht. Im Jahre 1729 ward er Stadtschreiber, 1735 Landvogt zu Kiburg, 1749 Seckelmeister und Reichsvogt. Am 16. Mai 1759 endlich wurde er zum Bürgermeister gewählt. Er starb den 7. November 1768. Seine letzten Jahre waren durch die Untersuchung gegen seinen Schwiegersohn, den Landvogt Grebel zu Grüningen, getrübt. Besondere Verdienste hat er sich durch Herausgabe des großen helvetischen Lexikons erworben, welches seinen Namen trägt und welches noch heute einzig in seiner Art dasteht. Er veröffentlichte dasselbe von 1746—1766 in 20 Bänden. Mit seinem Sohne Johannes sammelte er auch eine Menge Handschriften zur Geschichte und Kunde der Schweiz, welche gegenwärtig einen wertvollen Bestandteil der Zürcher Stadtbibliothek bilden.

Johannes Leu, der Sohn des Bürgermeisters, geboren 1714, wurde 1743 Ratssubstitut, 1745 Rechenschreiber, 1760 Ratsherr und Vorstand des Schirmvogteiamtes. Er starb 1782. Als Vorstand des Rechnungswesens der Stadt rief er die sog. Zinskommission ins Leben, welche die Gelder des Staates und die ihr von Privaten einbezahlten Summen auf vorteilhafte Weise anzulegen hatte und den auswärtigen Staaten, Reichsfürsten und Prälaten ganz erhebliche Darleihen machte. Später nahm die Verwaltung mehr die Gestalt einer Hypothekarbank an, als der Geldüberfluß in unserm Lande in Folge der Kriegsjahre sich eher in das Gegenteil verkehrt hatte, und um die Mitte dieses Jahrhunderts wandelte sich die Kommission in eine private Aktiengesellschaft um, welche ihrem Gründer zu Ehren den Namen Leu & Co. angenommen hat. — Schon am 17. März 1755 legte die Zunft fl 8000. — bei der Zinskommission an.

Eine Gelegenheit, sich über eine wichtige Staatsangelegenheit unmittelbar auszusprechen, bot sich im Jahre 1777 dar, als unter dem Einflusse des eiteln Bürgermeisters Heidegger, wie 114 Jahre früher unter dem einseitigen Drucke des gewandten aber selbstsüchtigen Wasers, die zürcherische Regierung beschloß, gegen alle Grundsätze des zürcherischen Staatswesens seit der Reformation einem eidgenössischen Bündnisse mit der Krone Frankreich beizutreten. Die Regierung war verfassungsgemäß genötigt, die Sache den Zünften vorzulegen, wartete aber damit zu, bis ein Zurücktreten nicht mehr möglich war. Das bezügliche Zunftprotokoll läßt erkennen, wie sich die Bürgerschaft zu dieser Frage stellte. Alle Zünfte versammelten sich auf Einladung des Rates am 26. Juni 1777, morgens 7 Uhr in ihren Zunfthäusern zur Entgegennahme der am 23. Juni erlassenen Ratserkenntnis. Derselben lagen bei eine Übersicht über die von 1775—1777 gepflogenen Verhandlungen und ein „Project eines Defensiv-Traktats entzwüschent Ihro Majestatt Ludwig dem XVI. König zu

Frankreich und Navarra und gesamten 13 Cantonen hochlöblicher Eidgenoschaft, samt der zugewandten Orten Abt und Stadt St. Gallen, die Republic Wallis und die Stätt Müllhausen und Biel."

Hauptmann und Obmann der Weber, Albrecht, erklärte sich „mit bester Beruhigung seines Gewüssens und völliger Überzeugung des Hertzens" mit diesem Bündnis einverstanden.

Hauptmann und Obmann Zimmermann der Weber dankt gleichfalls, hegt aber einige Bedenken wegen der Beziehungen zu Österreich.

Der Färber Lieutenant Wegmann will die Bundesartikel erst prüfen, bevor er sich ausspricht.

Capitän-Lieutenant Martin Usteri sieht ein, daß bei gegenwärtiger Lage das Bündnis angenommen werden muß; er hätte gewünscht, daß die Rechte und Freiheiten der schweizerischen Kaufleute in Frankreich besser gewahrt würden. Im übrigen hätte er und die Mehrheit der Mitbürger gewünscht, daß das Bundesgeschäft früher vor die Zünfte gebracht worden wäre; das Recht, Krieg anzufangen, Frieden zu schließen und Bündnisse zu errichten, sei eines der interessantesten für ein freies Volk.

Zunftschreiber Rüscheler hätte lieber auf ein Bündnis mit einem Monarchen verzichtet und wäre neutral geblieben; er gibt zu, daß der Bund vorteilhaft sei, hätte aber geglaubt, daß die Bürger früher um ihre Gesinnungen hätten gefragt werden sollen, da jetzt ein Zurückgehen kaum mehr möglich sei.

Hutmacher Obmann Balber dankt u. Gn. Herren für angewandte Bemühung.

Hutmacher Locher, Weber Hs. Georg Reutlinger und Heinrich Arter sind der Ansicht der Herren Usteri und Rüscheler.

Freihauptmann Reutlinger, der Weber, will sich noch besinnen, während der Weber Paulus Arter „das Exempel de A° 1521 anführt, da auch ein Bündnuß mit Frankreich und

den Eidgenossen geschlossen worden, in welches Zürich damals allein nicht eingewilliget, desnahen man auch dermalen allein von diesserem Bund sich ausschließen könnte."

Weber Marx Reutlinger stimmt mit den Herren Usteri und Nüscheler überein.

Von dieser Verhandlung, welche für die Räte nicht gerade günstig ausgefallen war, wurde dann unsern Gn. H. Kenntniß gegeben.

Bei diesem Anlasse ersuchte die Zunft den Rat um eine genaue Erläuterung des ersten Artikels des Libells zur Verfassung von 1713.

In der Zunftversammlung vom 13. August 1777 erhielten dann die Zünfte vom Rate den Bescheid, die Sache wegen Erläuterung des Libells von 1713 sei im Rate der Zweihundert behandelt worden; es sei aber nicht nötig, weiter darauf zurückzukommen, da es sich nur um Anzüge gehandelt habe. Der Rat warne davor, in ungesetzlicher Weise durch ein Memorial die Begehren zu erneuern. Übrigens könne jeder Herr und Burger in vaterländischen Angelegenheiten bei dem Standeshaupte Auskunft erholen.

Die Mehrheit der Zunft war hiemit nicht zufrieden und beschloß, ohne den Memorialweg als gesetzwidrig anzuerkennen, durch den Zunftmeister nochmals eine Erläuterung des Libells zu begehren. Da der Am'tszunftmeister sich dessen weigerte, beschloß man sich zum regierenden Bürgermeister zu begeben und das Anliegen dort anzubringen.

Am 27. September wurde eine obrigkeitliche Äußerung verlesen, welche die Bürgerschaft über den ersten Artikel des Libells beruhigen sollte. Die Mehrheit der Zünfter erbat sich Bedenkzeit, diese Erklärung auf ihren Inhalt zu prüfen, bevor man sich entscheide, ob man es dabei bewenden lassen wolle oder nicht.

Am 27. Oktober verlas Kapitän-Lieutenant Martin Usteri eine öffentliche Erklärung der sog. Memorialisten, daß sie in dem ganzen Handel nur erlaubte bürgerliche Wege eingeschlagen haben, und erklärte, die letzten obrigkeitlichen Erklärungen anzunehmen, falls dieselben den ersten Artikel des Libells nicht auslegen, sondern in seiner ursprünglichen Kraft belassen wollen.

Nachdem sich noch mehrere Zünfter über die Art und Weise beklagt, wie der Rat sich gegenüber den Zünften benehme, wurde beschlossen, die Sache ruhen zu lassen und nur noch zu begehren, „daß U. Gn. Herren geruhen möchten, hochderoselben getroffene Verfügungen über Anzüg, die auf den Zünften geschehen sollten, in offentlichen Zunftbötten bekannt zu machen," während Zunftmeister Hauser gemeint hatte, „es könne ja jeder Herr und Burger in der Stadtkanzlei einsehen, was U. Gn. H. daraufhin zu verordnen gut gefunden."

So wenig hatte also im allgemeinen die Gesamtheit der Bürgerschaft zu sagen gegenüber dem großenteils sich selbst ergänzenden Großen Rat, daß die Demokratie eigentlich nur noch theoretisch Bestand hatte und die gemeine Bürgerschaft mit Ausnahme ihrer Handwerksprivilegien bei einer Staatsumwälzung eigentlich wenig mehr zu verlieren hatte.

Die politischen Zustände waren verrostet; es fehlte der innere Halt und die Kraft, welche nötig sind, schwierige Zeiten zu überwinden. Es fehlte auch in den herrschenden Ständen nicht an Männern, welche eine Weiterentwicklung der schweizerischen Verhältnisse anstrebten; es bezeugt dies die Gründung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach. Ob deren wohlgemeinte Bestrebungen zu praktischen Erfolgen geführt haben würden, entzieht sich der Beurteilung, da die Hochflut der französischen Staatsumwälzung auch die alten Verfassungen der eidgenössischen Freistaaten erbarmungslos wegspülen sollten.

Digitized by Google

Daß die aufgeklärten Mitglieder der herrſchenden Stände alles aufboten, um im Rahmen der alten Verfaſſung fortſchrittlich zu wirken, iſt dabei zu betonen; ſo hat unſer Mitzünfter Profeſſor Leonhard Uſteri 1744—1789 die Entwicklung des Zürcher Schulweſens mächtig gefördert, namentlich durch die Gründung der zürcheriſchen Töchterſchule.

Die freiheitlichen Regungen des Jahres 1789 wurden in Zürich auch in den regierenden Kreiſen vielfach begrüßt, die Beſchlüſſe der franzöſiſchen Nationalverſammlung und die konſtitutionelle Umgeſtaltung Frankreichs allgemein gutgeheißen, bis die Schreckensherrſchaft andere Gefühle aufkommen ließ. Wenige betrachteten die Vorgänge der Jahre 1792—1794 nur als vorübergehende Verirrungen und fuhren fort, die Entwicklung der franzöſiſchen Republik mit günſtigen Augen zu betrachten, ſo der geniale Dr. Paulus Uſteri, unſer Mitzünfter, Sohn Leonhards, deſſen vollſtändige Sammlung von Zeitungen und Flugblättern aus der Revolutionszeit heute einen wertvollen Beſtandteil unſerer Stadtbibliothek bildet. Auf der Landſchaft dagegen, unter den wohlhabenden gebildeten Bewohnern der Seeufer, welche ſich namentlich durch das Handelsmonopol der Stadt Zürich beeinträchtigt und geſchädigt fühlten, mehrten ſich die Anhänger einer Staatsumwälzung zuſehends, und die ſtrenge Unterdrückung der im Grunde ziemlich harmloſen Stäfnerbewegung von 1795 vermehrte die Mißſtimmung am See.

Dieſe Mißſtimmung wurde hier, und namentlich im bernifchen Waadtlande, von Frankreich her genährt und von letzterm Lande zum Vorwand ſeines Einmarſches von 1798 gemacht, obwohl die eigentlichen Beweggründe ganz andere waren.

Verhältnismäßig geringes Entgegenkommen hätte 1795 eine Einigung zwiſchen Stadt und Landſchaft Zürich herbeiführen können; man wartete damit, bis es zu ſpät war. Der Aarauer Bundesſchwur der XIII alten Orte im Januar 1798 war eine

leere Zeremonie. Noch am 21. Januar ſprach der Rat bei Einſetzung einer ſtändigen Kommiſſion von fünf Mitgliedern, „in deren väterlichen Schooß jeder Landesangehörige ſeine etwaigen Anliegen mit kindlichem Zutrauen ausſchütten könne," von „nachdrücklicher Entſchloſſenheit, alle ſolche ruheſtörenden Verſuche zu vereiteln." Aber ſchon am 3. Februar war er gezwungen, für die Verurteilten der Jahre 1794—95 eine Amneſtie zu erteilen, da die Landſchaft dem ergangenen Truppenaufgebot keine Folge leiſtete, und dies den Zünften kundzutun. Am 4. Februar wurde eine Landesdeputation einberufen, wozu jede Zunft der Stadt zwei, jede Kirchgemeinde des Landes vier Abgeordnete ſtellen ſollte. Die Zunft zur Waag bezeichnete hiezu Obmann Reutlinger und Schützenmeiſter Schmid im Bleicherweg. Am 5. Februar eröffnete der Rat den Zünften, daß angeſichts der von Bern und Freiburg eingegangenen Nachrichten eine Konſtitutionsänderung notwendig ſei, und daß er vollſtändige Freiheit und Gleichheit aller politiſchen und bürgerlichen Rechte zu Stadt und Land vorſchlage. „Dieſe ſo wichtige Schlußnahme MGHerren wurde auf unſerer I. Zunft allgemein und ohne Wiederſpruch genehmigt." Freilich äußerte Herr Schützenmeiſter Schmid, „wie traurig es ſei, daß die bisher ſo unabhängige Schweiz ſich nunmehr in dem Falle befinde, ſich dem Einfluß einer auswärtigen Macht ſo unbedingt unterwerfen zu müſſen."

Damit erreichte die Zürcher Zunftverfaſſung ihr Ende.

Was weiter geſchah, die proviſoriſche Regierung, der Übergang der Staatsgewalt an die Landeskommiſſion, die Helvetik, der Einmarſch der Franzoſen, gehört nicht mehr hieher.

Erwähnenswert iſt nur noch, daß beim Untergang der alten Zeit die Zunftmeiſter Schaufelberger und Eſcher, ſowie Ratsherr Rüſcheler, deſſen ſich unſere ältern Herren noch erinnern, die Zunft im Kleinen Rate vertraten. Letzterer war ganz der Vertreter der alten Zeit. Doktor Paulus Uſteri, welcher bald eines

der Häupter der gemäßigten Einheitsfreunde in den helvetiſchen Behörden ſein ſollte und, wie der bekannte Dichter Johann Martin Uſteri, als Zwölfer von der Waag im Rate der Zweihundert ſaß, war auf ſeiner Zunft nicht allzu beliebt. Bei Ernennung der Wahlmänner am 19. März 1798 gieng er als einer der letzten aus der Abſtimmung hervor mit dem relativen Mehr von 26 (von 67 Votanten) Stimmen, während Rüſcheler ſchon als dritter mit 44 Stimmen gewählt wurde. Dr. Paulus Uſteri gelangte nach der Umwälzung von 1830 als erſter Bürgermeiſter des regenerierten Staatsweſens an deſſen Spitze; auf unſerm ſchönen Zunftbecher iſt ſeiner mit Meyer und Leu als drittem der unſerm Kreiſe entſtammenden leitenden Staatsmänner gedacht.

Juriſtenhumor vor ſechzig Jahren.

Mitgeteilt von Dr. R. Spöndlin.

Bei einer Zuſammenkunft zürcheriſcher Juriſten im Frühjahr 1906 wurden nachſtehende Aktenſtücke als ein Produkt zürcheriſchen Juriſtenhumors vor ſechzig Jahren vorgeleſen und fanden ſolchen Beifall, daß ihre Veröffentlichung mehrfach gewünſcht wurde. Zum beſſern Verſtändnis mögen noch einige Bemerkungen vorausgeſchickt werden:

In der Mitte der Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts kamen eine Anzahl zürcheriſcher Juriſten und Verwaltungsbeamten regelmäßig zu Billardſpielen und gemütlicher Unterhaltung auf dem Baugarten zuſammen, unter ihnen Dr. G Finsler, als ausgezeichneter Juriſt und Richter hochgeachtet, aber als ſtrenger und bei längern Plaidoyers nicht ſehr geduldiger Präſident des Obergerichts etwas gefürchtet, der damalige Bezirksgerichtspräſident und ſpätere Regierungsrat Fr. Ott, Staatskaſſier Ed. Hirzel, Fürſprech Spöndlin und andere. Letzterer hatte auf den 31. März 1845 ſeine Entlaſſung als Subſtitut der Staatsanwaltſchaft genommen, um als Kantonsfürſprech zu praktizieren. Ihm gegenüber äußerte Staatskaſſier Hirzel einmal, er werde ihm ſein Gehalt für das letzte Quartal nicht mehr auszahlen, er habe es doch nicht verdient, hingegen wolle er ihm eine Verdienſtmedaille verleihen. Darauf erfolgte die Antwort, dann werde er, Staatskaſſier, dafür betrieben. Das geſchah denn auch durch folgendes „Rechtsbott“:

Rechtsbott.

Herr Staatskaſſier Hirzel, Dahier,
wird hiedurch erinnert, den H. alt Subſtitut Spöndli
für die Forderung von 225 Fr. 1. Quartal
zu befriedigen, widrigenfalls in 21 Tagen von heute an ge-
pfändet würde.

Der Bezirks-Schuldenſchreiber:
Kägi.

Auf der Rückſeite dieſes Rechtsbotts findet ſich folgender Rechtsvorſchlag:

Da der Angeſprochene behauptet, es beruhe dieſe Forderung auf unverſchämten Prämiſſen, indem es noch ſehr zweifelhaft ſey, in wie fern der abgedankte Subſtitut Spöndli irgendwie ein Quartal verdient habe, ſo wird Rechtsvorſchlag ertheilt.

Zürich, den 1. April 1845.

Der Bezirksgerichtspräſident:
Fr. Ott.

Auf ein leider nicht mehr vorhandenes Rechtsöffnungs-Begehren hin erfolgte folgende, nicht mehr offiziell ausgefertigte

Präſidial-Verfügung.

Wann M. H. H. Fürſprech Spöndlin aus Gründen gegen Staatskaſſier Hirzel Rechtsöffnung verlangt und zugleich eine Urkunde vorweist, worin der Betriebene ihm aus beſonderer Anerkennung eine Verdienſt-Medaille zugewieſen hat, ſo wird aus Rückſicht, daß der Rechtsvorſchlag ein trölerhafter, aus Zahlungsflüchtigkeit originirender und durch ariſtokratiſchen Nepotismus entſtandener iſt, auch der Staatskaſſier nur die ver-

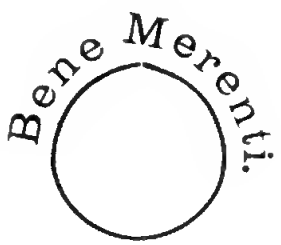
fluchte Schuldigkeit zu zahlen und kein Recht cognitionis causæ hat, das Recht alles Ernstes geöffnet.

Zürich, 4. April 1845.

Im Ausstand des Bezirksgerichtspräsidenten:
R. Wunderlich.

Die erwähnte Verdienstmedaille ist nicht mehr vorhanden, sie mag etwa aus einem damaligen Schilling bestanden haben und war mittelst eines Einschnitts auf einer Karte mit folgender Inschrift befestigt:

Zürcherische Verdienstmedaille
für Staatsdiener auf Neujahr 1845.



MHHerrn Kantonsfürsprech u. alt Substitut Spöndli
als Zeichen besonderer Anerkennung
bei seinem ersten Austritt aus dem Staatsdienst.

Gegen obige Rechtsöffnung wurde von dem Ansprecher rekurriert und nach erfolgtem Schriftenwechsel von dem Obergerichtspräsidenten folgender Entscheid gefällt:

In Sachen
des Herrn Staatskassier Hirzel
c.
Herrn Jonas Spöndli, gewesenen Staatsanwalts-Substituten
betreffend Beschwerde über Rechtsöffnung

wird zu Recht erkannt:

1. sei die Beschwerde abzuweisen und habe es bei der ertheilten Rechtsöffnung lediglich sein Bewenden;

2. trage jeder Theil die Ausfertigungsgebühren zur Hälfte unter gegenseitiger solidarischer Haft, wogegen die Spruchgebühr für dieß Mahl nachgelassen wird;

3. wolle man zwar nach innewohnender Milde die streitenden Theile mit der wohlverdienten Ordnungsbuße gegenwärtig verschonen, versehe sich aber für die Zukunft der Beobachtung größern Anstandes, widrigenfalls man das Versäumte kräftigst nachzuholen wohl wissen würde.

Mittheilung.

Gründe:

So viel sich aus den nicht gerade sehr klaren und noch weniger besonders vollständigen und zusammenhängenden Darstellungen des Sachverhalts, wie sie sich in den Streitschriften vorfindet, entnehmen läßt, wird der Herr Staatskassier von dem gewesenen Staatsanwaltschafts-Substituten für ein mit dem 31. verflossenen Monats verfallenes Quartal des Substituten-Gehalts betrieben und hat gegen diesen Rechtstrieb Rechtsvorschlag ausgewirkt; es sind jedoch die Rechte gegen ihn wieder eröffnet worden und glaubt er nun sich hierüber beschweren und theils auf Aufhebung dieser Rechtsöffnung, theils auf Entschädigung, ja sogar auf eine Trölerbuße antragen zu können, indem er zwar (was aller Anerkennung werth ist und deutlich zeigt, daß er noch keinem Advokaten in die Klauen gefallen sei, wovor ihn

der liebe Gott auch in Zukunft bewahren wolle) das Klagfundament weder in quali noch in quanto beſtreitet, wohl aber ſeiner exceptiviſchen Nothdurft ſich dahin bedient, daß er:

a) bezweifelt (was juriſtiſch ſo viel heißt als: in Abrede ſtellt), daß der Anſprecher überhaupt je eine Beſoldung oder auch nur einen Theil einer ſolchen verdient habe,

b) eventuell Gegenforderung wegen von dem Anſprecher zum Nachtheil des Staates geführter Proceſſe und andern übel gerathenen Verrichtungen geltend macht, endlich

c) Tilgung der Forderung durch eine dem Anſprecher ertheilte Verdienſt-Medaille vorſchützt.

Was nun aber:

ad a) die erſte Einrede anbetrifft, ſo ſcheint unter dem „Nichtverdienen", weil davon eine mangelhafte und unerſprießliche Amtsführung noch unterſchieden und sub b zum Gegenſtand einer beſondern Einrede gemacht wird, gemeint zu ſein, daß Anſprecher auf ſein Amt nicht die gehörige Zeit verwendet und zu wenig Thätigkeit entwickelt habe. Dieſer Vorwurf iſt aber, wie hierorts unbedenklich als gerichtsnotoriſch angeſehen werden kann, factiſch unbegründet, zumal man leider nur noch zu gut im Gedächtniß hat, wie unermüdlich er und ſein College mit Appelliren und Recurriren u. ſ. w. geweſen ſind, wie unerbittlich ſie dem Gericht ſo manches ſchöne Dutzend Stunden todgeſchlagen und wie unermeßliche Langeweile, zuweilen auch wie unglaubliche Verlegenheiten ſie den Gerichtsmitgliedern ohne Gnade und Barmherzigkeit verurſacht haben. Daß deſſen ungeachtet Anſprecher noch hin und wieder Allotria mag getrieben und häufig anſtatt bei den Acten zu ſitzen in Kaffeehäuſern und andern Orten ſich gütlich gethan und die Zunge gewetzt habe, will zwar verlauten, darf aber nicht allzuhoch in Anſchlag gebracht werden, da bei der Mittelſtellung der Staatsanwaltſchaft

zwiſchen Juſtiz und Adminiſtration und der notoriſchen Verbindung des jetzigen Anſprechers mit vielem Verwaltungsperſonal zwar bedauerlich aber begreiflich iſt, wenn derſelbe ſich einer Beimiſchung eines adminiſtrativen Zuſatzes zu ſeinen ſonſt trefflichen Eigenſchaften nicht hat erwehren können.

Uebergehend

ad b) zur Einrede der Compenſation und dem Vorbehalt von weitern Entſchädigungsbegehren wegen nicht beſonders erſprießlicher Amtsführung, ſo kann man hierorts der Staatskaſſa-Verwaltung nicht verhalten, wie daß man gehofft und erwartet hätte, daß ſie dieſe zarte Saite nicht würde berührt haben. Mag es nämlich mit dieſem Punkt ſtehen, wie es wolle, ſo wird das Gericht — und darüber ſind alle Mitglieder durchaus einig und felſenfeſt — den Grundſatz, daß einem Beamten bloß deßwegen, weil er ſeiner Stelle nicht ganz gewachſen iſt, ja zuweilen geradezu (was jedoch durchaus ohne allen Bezug auf den vorliegenden Fall geſagt ſein ſoll) von dem, was er eigentlich verſtehen und kennen ſoll, ungefähr ſo viel weiß, als eine Kuh vom Spaniſchen, wegen angeblicher Ungeſchicklichkeit oder andern Unebenheiten in ſeinem amtlichen Wirken und Walten Abzüge gemacht werden dürfen oder er gar noch herauszuzahlen habe, nie und nimmermehr aufkommen zu laſſen, muß ſich vielmehr dieſes als eine abſcheuliche Plusmacherei und entſetzlichen fiscaliſchen Kniff Ein für alle Mahl verbitten, zumal es handgreiflich iſt, daß man durch ſolche neumodiſche und haſſenswerthe Theorien leicht dazu kommen könnte, nicht nur einen guten Theil des Beſoldungs-Etat zu erſparen, ſondern auch wohl alle Militär- und Straßen-Auslagen aus den Taſchen der Beamten, vorausgeſetzt, daß genug darin wäre, zu erſchinden.

Die dritte Einrede endlich

ad c) anbelangend, läßt ſich zwar ihr Gewicht nicht verkennen, da bekannt iſt, wie mancher ausgezeichnete — Mann

ſchon für einen bloßen ſeidenen Bändel nebſt allfälligem Kreuz daran, geſchweige denn für eine ſo niedliche Verdienſt-Medaille gern 225 Fr. und mehr bezahlen würde, beſonders wenn der Verleiher damit die Attention verbände, das Geſchehene dem „allgemeinen Baublikum“ durch das Tagblatt und den Bürkli zur Kenntniß zu bringen. Da indeß dieß Geſchmackſache iſt, Anſprecher aber ſteif und feſt behauptet, daß er nun einmahl auf ſeine 225 Fr. mehr Werth lege, als auf die Medaille, ſo findet man ſich um ſo mehr bewogen, auch dieſe Einrede zu verwerfen, als ſonſt zu fürchten ſtände, daß unſere hohe Regierung ſich leicht verleiten laſſen könnte, mit derlei Verdienſt-Medaillen auch gegenüber weniger verdienten Beamten, wie z. B. Oberrichtern, allzu ungewahrſam umzugehen.

Aus dieſen Gründen hat man daher unter Verwerfung ſämmtlicher Einreden in der Hauptſache erkennen müſſen wie geſchehen und bleibt nur noch übrig, einige Nebenpunkte zu berühren.

Vorerſt kann man nicht umhin, in dem unfeinen Ton, den die Parteien gegen einander angeſtimmt haben, ein trauriges Zeichen der Zeit zu erblicken, und wenn nicht geläugnet werden ſoll, daß auch im gegenwärtigen Beſcheide hin und wieder etwas deutlichere Ausdrücke gebraucht worden ſind, ſo iſt dieß theils dem Unwillen über die verderbliche Tendenz der zweiten Einrede zuzuſchreiben — facit indignatio versum — theils glaubte man aus den beidſeitigen Schriften entnehmen zu ſollen, daß die Parteien einige Vorliebe für ſtyliſchen haut goût haben.

Sind indeß ſolche Exceſſe, ſoweit ſie die Parteien ſelbſt betreffen, am Ende ihre Sache, ſo verhält es ſich dagegen nicht ſo

zweitens mit gewiſſen Anſpielungen und Andeutungen auf Staat und Behörden, deren ſich beide Theile ſchuldig gemacht haben und zwar

1. Recurrent. — Indem er nämlich in der Ueberſchrift ſich

ausdrückt: „An die tit. Justiz-Commission des hohen Standes vide Stempel," dieser Stempel aber eine große Menge Löcher dicht an einander und zum Theil durchgehend darstellt, so hat er offenbar den Stand, anstatt ihn bei seinem ehrlichen Namen zu nennen, als einen Kanton Vielloch oder Durchloch bezeichnen und so böswilliger Weise ihn als mehr oder weniger wurmstichig darstellen wollen; und ebenso hat

2. der Gegner des Recurrenten in der Antwortschrift sich eine Anspielung auf die freilich oft mißbrauchte Geduld des Gerichtes und eines seiner Präsidenten erlaubt.

Beides ist nicht zu dulden und verdient Rüge, womit man es für dieß Mahl bewenden lassen will, als zu welcher Nachsicht besonders gegenüber dem „Antworter" man sich namentlich in der angenehmen Hoffnung bewogen findet, daß er aus Dankbarkeit in seiner nunmehr betretenen Laufbahn als Anwalt sich bei seinen mund- und schriftlichen Vorträgen derjenigen ausgezeichneten Kürze, deren er sich früher in der Begründung seiner Anträge zu bedienen gewohnt war, befleißen werde, in welchem Fall er vor jedem „Präsidial-Wink" sicher sein dürfte.

(sig.) Flr.

Franz Joseph Benedikt Bernold.
(Federzeichnung von Diog in einem Briefe Bernolds an Heß.)

Der Barde von Riva.[1]

Landeshauptmann Franz Joseph Benedikt Bernold in Wallenstadt (1765—1841).

Ein katholischer Verehrer des Evangeliums und des Antistes J. J. Heß.

Von Pfr. Paul D. Heß in Wytikon b. Zürich.

Zu Ende des Jahres 1791 erhielt der damalige Helfer am Fraumünster in Zürich, Joh. Jakob Heß, folgende Ode zugesandt:

„Edler Verfasser der Lebensgeschichte Jesu!
Evangelist! verzeih mir diesen Namen;
Denn, wie ein Brennpunkt jeden Stral zusammen
In sich vereinigt, faßt auch er in Kürze
Des Buches Würze.

[1]) Vom Barden in Riva erschienen im Druck (abgesehen von Gedichten in Zeitschriften): Ein Dialog an Diog. 1792. Sehnsucht nach dem gelobten Lande; an den Verfasser der Geschichte Jesu und der Israeliten. 1793. Threnodie auf den Tod eines Edeln, gen. Karl Anton Christen. 1797.

O welch ein Buch! o welche gute Gabe!
Von ſeiner Krippe bis zum ſtillen Grabe
Iſts Er — der Beſte aller Menſchenkinder!
Geweyht — für Sünder.

Wer hat, wie Du, Jehovah's Rath durchſchauet?
Wie Du ſein Haus auf jenen Fels gebauet,
Den nichts erſchüttert, weder Regengüſſe
noch wilde Flüſſe?

Dein Fels iſt Chriſtus. Ihm haſt Du Dein Leben
Zum Opfer mit der Wiſſenſchaft gegeben,
Nur Ihm durchwacht, Feind eiteln Anſpruchs-Rechten
In langen Nächten.

O laß den Stolz den aufgeblähten Männern,
Des Schönen und des Guten einz'gen Kennern,
Die, wenn ſie ſchon um Ruhm allein ſich quälen,
Den Weg verfehlen.

Du gehſt erhaben Deinen Weg hienieden,
Denn wahrer Ruhm iſt in der Seele Frieden . . .
Und dieſer Ruhm bleibt (dort in Deinen Schriften!*)
Dir unbeſtritten.

Du kenneſt Jeſum . . . ſie, der Muſen Götter —
An jenem Tage, wer iſt unſer Retter?
Apollo oder Chriſtus? welche Frage,
die ich hier wage!

Wenn Er zu ihnen im gerechten Grimme
„Ich kenn' euch nicht" ruft mit der Donnerſtimme,
Wird Er Dir jauchzen: „Frey von allem Leide
Geh' ein zur Freude!"

* Erlauben Sie mir, Sie hiermit zur Fortsetzung Ihres biblischen Geschichtsstudiums, wovon der erste Theil[1]) erschien, aufzumuntern.

Geschrieben am heiligen Weihnachtsvorabende morgens,

Ihr ergebenster Barde von Riva."

Wer war dieser „Barde von Riva"? Heß wußte es nicht und wandte sich deshalb um Auskunft an Martin Heß, Zürcherischen Amtmann des Stiftes Schännis. Dieser teilte ihm brieflich mit, daß der Verfasser der Ode sei „Hr. Landtshauptmann Bernold von Wallenstadt, Catholischer Religion, der auch der Autor der Schrifft oder Versen des Wallenstadter Barde ist, so hier gedruckt zu haben[2]) — — Ein Herr von dem Redlichsten, Wohldenkensten Carrakter; mit diesem Wehrten Freund stehe in wochentlicher Correspondenz als Speditor der Kauffmanns Gütheren von Wallenstadt."

Dieser Auskunft sei ergänzend ein kurzes Lebensbild des Barden von Riva beigefügt auf Grund des ihm gewidmeten St. Galler Neujahrsblattes 1890, verfaßt von Ernst Götzinger[3]).

Franz Joseph Benedict Bernold wurde geboren zu Wallenstadt (im Rhätischen Idiom Riva genannt) am 9. August 1765 als Sohn des dortigen Landeshauptmanns Joseph Anton B. (1718—85), eines „guten Bürgers und Christen" (Urteil des Sohnes). Die Familie war altangesessen, angesehen und wohlhabend. Ein Bruder des Vaters war Offi-

---

[1]) 1791 ließ Heß den 1. Band seiner „Bibliothek der heil. Geschichte" erscheinen.

[2]) Diese Schrift fand ich sonst nirgends erwähnt. Auf der Stadtbibliothek Zürich findet sie sich nicht.

[3]) Statthalter Bernold von Walenstadt, der Barde von Riva. Von E. Götzinger.

zier in neapolitaniſchen Dienſten, ein anderer, Leonhard, dreimal Glarner Landvogt nach Uznach, Sargans und Rheintal, auch dreimal Landammann. Er reſtaurierte für ſich Schloß Nidberg ob Mels.

Als der einzige überlebende Sohn von 10 Kindern genoß der junge Bernold eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Zunächſt kam der Zwölfjährige zu gründlicher Ausbildung ins Ciſtercienſer-Kloſter Salem (Salmansweiler) in der Nähe von Überlingen, wo ſich über 100 Zöglinge befanden. Das Kloſterleben zog ihn nicht wenig an; nach vollendetem 4jährigen Lehrkurs ſetzte er jedoch ſeine Studien weiter fort zu Freiburg i. Ü. und zu Beſançon. Die ſchon im Kloſter Salem erwachte poetiſche Neigung ward immer mehr vorherrſchend.

1785 ſtarb der Vater, und nun war dem einzigen Sohn der Lebensweg genau vorgezeichnet. Der erſt Zwanzigjährige mußte heimkehren und das väterliche Geſchäft übernehmen, das Güter-Spedition, Führung eines Gaſthofes und eine größere Ökonomie umfaßte. Auch brachte man ihm ſolches Zutrauen entgegen, daß ihm ſofort die vom Vater bekleidete Stelle eines Hauptmanns der Landſchaft Sargans, das oberſte von einem Landesangehörigen zu bekleidende Amt und das erſte nach dem des Landvogts, übertragen wurde. Zwei Jahre nachher ward er auch Schultheiß von Wallenſtadt. 1790 verheiratete er ſich mit Maria Urſula Bernold (1767—1842), einer Enkelin des früher erwähnten Oheims Landvogt und Landammann. Am 19. April 1840 konnte er mit ihr noch die Jubelhochzeit feiern. 1799 verbrannte bei dem großen Brand von Wallenſtadt, der 40 Häuſer zerſtörte und 35 Menſchenleben koſtete, ſein Haus. In den Revolutionsjahren Haupt der proviſoriſchen Regierung des Landes Sargans, dann Unterſtatthalter des Bezirkes, eine Zeit lang als angeblicher Jakobiner von den Öſterreichern nach Chur deportiert, dann privatiſierend, wurde er durch Müller-

Friedberg, den Gründer des Kantons St. Gallen, dem öffentlichen Leben wiedergewonnen. Als Vollziehungsbeamter des Bezirks Sargans erwarb er sich besondere Verdienste um die Linthkorrektion und das Straßenwesen. 1834 erklärte er in ergreifender Rede seinen Rücktritt von sämtlichen Staatsämtern. Er starb am 4. Mai 1841. Sein Sohn Joseph Leonhard B. (1809—72) wurde Oberst und Nationalrat.[1])

Götzinger faßt sein Urteil über den verdienten Landeshauptmann in folgende Sätze zusammen: „Der Mann, dem das Land Sargans für die Befreiung vom Unterthanenverbande, für die Einführung und Erhaltung befriedigender staatlicher Ordnung und nicht minder für die Heilung seiner Wassersnot weitaus am meisten verpflichtet ist. Er selber hat freilich mehr Nachdruck gelegt . . . auf das Verdienst des Dichters. (S. 3.) Ohne Zweifel stand B., was seine literarische Bildung betraf, im Lande Sargans durchaus einzig da."

In einer weiteren Publikation „Aus den Papieren des Barden von Riva. Telliade. Andachtsbuch. Briefwechsel mit Hautli, Stadlin, Müller-Friedberg. Herausgegeben von Ernst Götzinger"[2]) finden wir manche interessante Materialien zu näherer Kenntnis des interessanten Mannes. Es genüge an diesem Hinweis für denjenigen, welcher sich näher mit ihm bekannt zu machen wünscht. Auf einige Unrichtigkeiten der Schrift komme ich gelegentlich zurück.

Ein Punkt soll jedoch sofort hervorgehoben werden. Götzinger meint[3]), erst in den Zehner Jahren des 19. Jahrhunderts scheine

[1]) Von ihm erschien: Ich, ein Selbstgespräch. Fragment vom B. v. R. jnr. Eine endlich kleine Antwort auf eine unendlich große Frage, ein schwacher Versuch, im zeitlich-Menschlichen die Spur des ewig-Göttlichen ahnungsvoll zu suchen. Zürich 1870 (in gewandten Versen).

[2]) In den Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. XXIV. 1891.

[3]) S. 309.

Bernolds Gemüt für religiöse Eindrücke empfänglicher geworden zu sein. Wie unrichtig dies ist, ergibt sich in überzeugender Weise aus den zahlreichen Briefen des Barden an Heß, die uns einen interessanten Einblick in sein religiöses Leben und auch in sein literarisches Streben gewähren und die ich nun, mit Weglassung bloß des Nebensächlichen und der meisten, sehr zahlreichen, lateinischen Zitate, aus dem Korrespondenznachlaß des Antistes Heß zur Kenntnis bringen möchte. Sie bilden auf jeden Fall eine wertvolle Ergänzung der Götzingerschen Publikation und müssen uns die Person des Barden von Riva noch sympathischer machen. (Die Briefe sind in sehr geläufiger Handschrift mit sorgfältiger Orthographie und Interpunktion geschrieben. Weglassungen habe ich mit — — bezeichnet.)

Heß hatte sich beeilt, für die ihm zuteil gewordene Ehrung zu danken, worauf Bernold ihm am 10. Januar 1792 schrieb:

„Ich schätze mich glücklich, daß ein Gedicht von mir (und als Gedicht betrachtet, eine poetische Kleinigkeit; aber doch ein sicheres Zeichen meines Herzens) einen Blick Ihrer Liebe verdiente, wenigstens unverdient erhielt. Noch glücklicher, wenn ich Sie dadurch aufgemuntert, den 2. Theil Ihrer Bibliothek zu bearbeiten, zu beschleunigen und je bälder je lieber herauszugeben. Ihre Äußerung über evangelische Geschichtslieder zeigt an, wie sehr Sie Jesum in allen Gestalten verkündigt wissen möchten: aber am Manne haben Sie sich geirret. Auch als Dichter (ich bin es nur zur Nebenzeit) geh' ich meinen eigenen Gang und ich muß es zu meiner und aller Dichter Schande sagen, daß unsere Leyer für alles eher Töne hat, als für Christus und seine Religion. — — Zudem bin ich zu sehr in weltliche Geschäfte hineingeworfen, die mir vollends Muße und Muse benehmen. Sich einen Beruf zu wählen und seinem Berufe treu zu sein, ist auch nöthig, seinem Berufe leben zu können.

Und das kann ich nicht. Hundert Hinderniſſe theilen ſich in meine Zeit. Sogar jetzt hab' ich ein Gedicht unter Hand, das vor 3 Jahren angefangen — ſeither brach gelegen. Die Begeiſterung ſteht nicht immer zu Dienſten. Ein einziger fataler Augenblick — ein Schwätzer oder Merkantilſtyl oder pro und contra — und hin iſt hin, vielleicht auf immer. — — Deſſen ungeachtet ſäh' ich nicht ungern (verzeihen Sie meine Importunität!), wenn Sie mir eines Ihrer geiſtlichen Lieder, von denen Sie demüthig vorgeben, daß ſie Ihnen nicht genug thun, ſchickten, um mir eine Idee Ihres Geſchmackes und Wunſches einprägen zu können. Vielleicht, wenn meine Seele mit der Zeit freier atmen würde (noch bin ich jung), könnt' es eben keine moraliſche Unmöglichkeit ſein. Künftig werd' ich Ihre 88er Predigten[1]) in der Kirche leſen; denn Sie ſollen wiſſen, daß ich Ihre Werke, beſonders das Leben Jeſu, in der Kirche leſe.

Laſſen Sie ſich empfohlen ſein

Ihren ergebenſten

Barden von Riva.

J. B. Bernold, L. H.

Es entſpann ſich nun ein lebhafter Briefwechſel zwiſchen den beiden; mindeſtens einmal im Monat gingen die Briefe hin und her. Gehen wir ihnen[2]) nach und entnehmen wir ihnen die bemerkenswerteſten Stellen!

Im nächſten Brief vom 24. Januar 1792 beurteilt Bernold nach Heſſens Wunſch deſſen geiſtliche Lieder. Er ſchreibt u. a.: „Überall ſieht man einen und denſelben Geiſt des Ge-

---

[1]) Der Chriſtenlehrer oder Predigten über die Entſtehungsſchichte der Gemeine Jeſu. Zürich. Joh. Kaſp. Füßli. 8°. 1781/88.

[2]) Heſſens Briefe an B. ſind ohne Zweifel 1799 auch ein Raub der Flammen geworden.

ſchichtſchreibers Jeſu, der von Jugend auf mit Ihm umging, gleichſam an ſeiner Bruſt mit Johannes lag und ins Heiligtum der Geheimniſſe hineinſah. Was die Lieder ſelber und ihre Bauart betrifft, ſo haben ſie auch jenen Ton . . ., der ſich am beſten und allein für ſolche Lieder ſchickt, die ein Ausdruck des Lebens Jeſu d. iſt Geiſt von ſeinem Geiſte ſein ſollen."

20. Februar 1792: „Alſo ſind und bleiben Sie mein Freund? welch ein Glück, den Mann, dem ich im Stillen ſo lange nachſeufzte, nun Freund nennen und unter die heilige Zahl ſetzen zu dürfen! — Dieſer Tage macht' ich einen Hymnus auf Gott, worin ich Ihm für alle Wohltaten meines bisherigen Lebens danke, auch für meine Freunde, auch für Sie, mein Theuerſter! und ich hoffe, Sie werden es meiner Muſe gütigſt vergeben. Sie ſind mir ein Geſchenk Gottes; warum ſollte ich Ihm nicht dafür danken? Meiner Freunde ſind wenige, aber deſto beſſer und wärmer und treuer ſind ſie, alle Ihrer Freundſchaft würdig. Und nun Sie — noch obendrein — wie gut iſt Gott! — — — Hier bin ich allein wie auf einer Inſel; keiner, der mit mir harmonirt . . . ich ſah um mich und es war keiner. Die Geiſtlichen ſind ſehr orthodox und bei weitem keine Ringolde[1]). — —

Wenn mir Gott das Leben friſtet und meinen Ausſichten die Zeitigung gibt, will ich aus Riva noch etwas machen. Kommen Sie zu mir! je früher — je lieber. — Meine Gattin, ein herzgutes Weibchen, eines Dichters wert, empfiehlt ſich Ihnen gehorſamſt; mein Kind kann noch nicht reden, ſonſt würd' es das Gleiche thun. —"

---

[1]) Ringold, katholiſcher Pfarrer in Sarmenſtorf (Aargau), wo Heß zuerſt Freundſchaft mit dem edeln Manne ſchloß, ſpäter Pfarrer und biſchöflicher Kommiſſarius in Altorf und in Bauen. Auch ein eifriger Korreſpondent von Heß.

3. April 1792: „— — Nun wird wohl auch Ihre Frage an mich kommen, was ich mache? In der Kirche leſ' ich Ihr chriſtliches Übungsjahr (auch Dank Ihnen dafür!), zu Hauſe bin ich mit meinem Freunde beſchäftigt, dem in Zürich ſo ſehr und mit Recht berühmten Seelenmaler Diog[1]), der mir ein Tableau de famille macht, nämlich meinen Schwäher, Weib und Kind, mich und Phylax. Sie ſollten es ſehen! — und laſſen Sie ſich auch von ihm malen, daß Sie nicht nur in Ihren vortrefflichen Schriften, ſondern auch Mienen, dem Ausdruck Ihrer edeln Seele, bei den Nachkommen leben. Diog mußte mir wenigſtens auch das Charakteriſtiſche Ihrer Phyſiognomie zeichnen, damit ich eine Idee von Ihnen mir einbilden könnte." Der Brief ſchließt mit der Verſicherung: „Glauben Sie, daß Sie keinen wärmern, treuern, aufrichtigern, beſtändigern, reinkatholiſchern, liebendern (o daß auch geliebtern) Freund haben als" — nun folgt ſtatt der Unterſchrift eine Federzeichnung Diogs, die Büſte des bartloſen, hell und klug in die Welt hinausſehenden, jungen Dichters darſtellend. (Siehe Titelvignette!)

Am 9. April 1792 gibt Bernold zunächſt ſeiner Verehrung für den Grafen Fritz Stolberg begeiſterten Ausdruck und beneidet Heß um deſſen Freundſchaft. Dann fährt er fort:

„Sie wiſſen ſchon meine Einteilung der Lektur Ihrer Schriften? In der Kirche leſ' ich Ihre Predigten und außer derſelben Ihre andern Abhandlungen; ſo hab' ich noch den letzten Abſchnitt von Ihrem Reiche Gottes zu leſen und ſchreite dann zu Ihrer Bibliothek (2. Band); denn ich werfe nichts durcheinander." Noch einmal dringt B. in Heß, ſich doch

---

[1]) F. M. Diog, 1764—1834 von Urſern (Uri), der geſuchteſte ſchweizeriſche Porträtiſt ſeiner Zeit.

von Diog malen zu laſſen; er werde nicht nur ſeinen Leib, ſondern auch ſeine Seele malen.

Am 17. September 1792 ſendet B. an Heß eine Ode zu Handen von F. Stolberg ein. „Ich beſann mich, daß ich ein Gedicht auf unſern See in meinem Vorrate hätte, das ſich für eine Zueignung an F. St. umſo mehr ſchicken würde, da wirklich darin von ihm Meldung geſchieht, als ob ich damals geahndet hätte, näher mit ihm — und zwar durch Sie — verwandt zu werden.“ Dem gleichen Brief entnehme ich Folgendes:

„Mein Theuerſter! Ich bin von Ihren Schriften ſo entzückt, daß ich mich nicht enthalten kann, Ihnen meine Empfindungen zu ſagen. Ich werde nun mit Joſua anfangen — alſo kann ich Ihnen für einmal nur ſagen, wie mir Ihre Patriarchen und Moſaiſche Geſchichte gefallen (ob auch ehmals die Geſchichte Jeſu, haben Sie einen Beweis in Händen). Zwar, ich beſinne mich erſt — ich kann und will mich hier auf keine ausführliche Erzählung, daß ich ſo ſage, meines Gefallens einlaſſen; wie ich z. B. die Patriarch. Geſchichte von Seite ihrer Einfalt des goldenen Alters (für einen Dichter nicht wenig), die Moſaiſche von Seite ihrer Erhabenheit — beide wegen ihrer Gottgeziemenheit und Einheit des Planes bewundere —. Einzig wollt' ich Sie glücklich preiſen, daß Sie von Jugend auf ſich auf dies Fach des bibliſchen Geſchichtsſtudiums verlegten und darin webten und ſchwebten, ſich davon groß zogen, es nach und nach ſyſtematiſch behandelten, ſich eigen machten, ſo daß Sie ganz in jene Zeiten verſetzt, ganz im Geiſte der Bibel, vom Punkte der Schöpfung an bis zu jenem des entwickelten Meſſiasreichs und Weltgerichts (ſiehe den Verſuch vom Reiche Gottes, wo Sie noch am tiefſten ins Ganze eindrangen!) die Bibel wie kein Anderer erſchöpfen. — —

Glücklicher Freund, dem dies Loos gefallen ist; dieser gute, ja beste Theil, der Ihnen nicht genommen werden kann, noch wird — oder von wem? Den möcht' ich sehen; so weit der Morgen vom Abend sind Sie von L*** [1]) entfernt; was das für ein Gewäsch ist . . . verzeihen Sie mir!"

Nach einigen lobenden Bemerkungen über drei vornehme Westfalen, die Heß an ihn empfohlen hatte, folgen noch Äußerungen über die politischen Ereignisse in Frankreich:

„Was wird auch noch aus Frankreich werden? Kann ein Reich, das unter sich uneins ist, bestehen? Können solche Lasterthaten, die sich den Namen der Freiheit beilegen, gesegnet werden? Ich habe nur Einen Gedanken bei dem allem, den Sie gewiß auch haben: Die Hand des rächenden Gottes liegt schwer auf dem Nacken Frankreichs. Und in der That! wenn man bedenkt, wie der Hof und das ganze Reich zuvor sich betrugen, wie ihnen nun der Verstand benommen ist (allemals das gewissenste Zeichen und Vorbote der Strafe), wie sie Schritt vor Schritt dem Gericht reifer — näher werden —, wer kann sich des obigen Gedankens erwehren und der Applikation dessen, was ich von Israels Gott schon sagte: „ein und derselbe Gott, ein und dasselbe Gesatz, ein und dieselbe Strafe! —"

Am 2. Oktober 1792 schreibt B. in Beantwortung einer Anfrage von Heß, ob er dem aufgeklärten Abbé Heinrich Brentano, apostolischem Notar in Rapperswil, nicht eine Pfarrstelle in seiner Nähe verschaffen könnte, u. a.:

„Unser Ländchen ist noch zu wenig aufgeklärt, als daß es Lichtmänner sich aufdringen ließe — und kaum hat Bren-

---

[1]) Der Hieb ging auf Lavater. Heß nahm ihn im nächsten Brief in Schutz, worauf B. antwortete: „L** acht' ich mit Ihnen hoch, auch schrieb ich letzthin nur so in Vergleichung mit Ihnen und auf dieser Meinung aller unbefangenen Seelen leb' und sterb' ich".

tano Predigt gehalten, hob der Aberglauben ſein Haupt empor und ſchrie ſo erbärmlich, daß ich und Br. es unſrer Reputation vorteilhafter fanden, dieſen Stockkatholiken keinen Schritt, der ſie zu ſehr ehren würde, zu thun. Sie können nicht glauben, wie ich mit meinem Lichtlein ſo allein und verlaſſen in dieſem finſteren Lande bin; nur mein kleines Anſehen iſt noch im Stande, mir den Verdruß abzuhalten, den man mir ſonſt von allen Seiten machen würde. Alſo wundern Sie ſich nicht, wenn auch unſere orthodoxen Prieſter keinen Nachbar wie B. haben wollen, der ihnen ins Kartenſpiel ſehen würde. Dies und die heimlichen Minen, die ſie unter dem Pöbel anzulegen wiſſen, hätten uns allemal ſpringen gemacht -- —."

Am 30. Oktober 1792 ſchreibt Bernold: „— — Nun bin ich mit Ihrer Israelitengeſchichte fertig — und bin ſchon wieder im Leben Jeſu begriffen; denn diesmal will ich noch einmal all' Ihre Schriften der Ordnung nach leſen, damit ich immer veſter in Erkenntniß Gottes und Jeſu, unſers Herrn, werde. Dies hab' ich Niemand als Ihnen zu danken. Zwar bin ich von Jugend auf Liebhaber davon geweſen; aber bevor mir Ihre vortrefflichen Schriften zu Geſicht kamen, war mein Wiſſen doch nur Bruchſtück: nun aber ſeh' ich's wenigſtens klar im Spiegel — bis auch einſt von Angeſicht zu Angeſicht. Alſo Dank Ihnen, unſterblichen Dank für dieſe unzahlbare Gutthat — für's edle Quellwaſſer, das meinen Durſt für immer ſtillte, wie jene Samariterin. „Evangeliſt!" noch einmal Dank! Es wundert mich, was Sie noch für Schriften, die ich nicht haben möchte, im Druck herausgegeben, z. B. nicht auch eine asketiſche Anleitung, die Bibel zu leſen?"

12. Dezember 1792: „Mitten im Getümmel des heutigen Marktes ſchreib' ich an Sie — Theuerſter! Freilich geht's mir wie Ihnen — ich kann ohne Sie nimmer leben — —

Es war und ist nicht Lob, sondern Herzgefühl, und nicht nur als Freund, sondern so unparteiisch, als wenn ich nicht Ihr Freund wäre — schaff' ich mir, nun freilich doppelt gern, Ihre Schriften an, die ich, was größere und das Ganze ausmachende sind, alle habe, also auch den Anhang zum Leben Jesu, der nichts weniger als unnöthig war, ausgenommen die kleinern Schriften, die Sie in Ihrem Brief anziehen; ich werde sie mir aber anzuschaffen trachten. — —

„Daß Ihnen mein Dialog gefällt, freut mich um so mehr, da Sie die Simplicität des Plans einsehen und erkennen. In der That macht' ich meiner Muse von Anbeginn unserer Bekanntschaft das Gesetz, bei der lieben Natur zu bleiben, die man mit aller Künstelei nicht besser machen kann. Ich mag weder auf Stelzen gehen noch in den Wolken mich verlieren, sondern verbleib auf der Mutter Erde.

„Was Sie mir vom trefflichen Stollberg letzthin schrieben, behielt ich (wie Maria) still im Herzen. — —

„Was denken Sie auch von den Neu-Franken und ihrem Programm, die der Welt so viel zu schaffen geben? Meine Meinung ist: Schade, daß diese Nation alles übertreibt — nun in der Freiheit wie vorhin mit der Mode des Luxus und Irreligion; sonst hätte sich gewiß von der ersten Revolution Gutes erwarten lassen. Und wer weiß? Gott weiß es . . . vielleicht jetzt noch . . . weiß er nicht jedesmal Gutes aus dem Übel zu ziehen?"

18. Dezember 1792: „— — Was meine Muse wohl in diesen, auch mir so lieben, Winterabenden mache?" Mit großer Zaghaftigkeit und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit gesteht B. dem Freunde, „daß ich mich unterstand, eine National-Epopee, deren wir Helvetier noch keine haben — — zu entwerfen und anzufangen. Und welche? was für ein Held?

darf ich's ſagen? Wird er Ihnen auch gefallen wie mir? Iſt er würdig? Doch was will ich mit ewigem Fragen und Zurückhaltungen Sie quälen — Wilhelm Tell! — Er, der ſchon lange mein Idol war; von dem ich ſchon als Jüngling träumte, der mich oft um Mitternacht weckt und mir erſcheint, den Hut auf dem Kopf, an der Schulter den (sic) Armbruſt und zur Seite den Köcher, worin zwei gefiederte Pfeile ſtecken, die ſcheinen auf ihre 2 Opfer zu warten — alſo W. T. Zu einer kleinen Probe will ich Ihnen nur den Eingang herſetzen — —

„Singe mir, Muſe, den Mann, der in jenen Zeiten der Knechtſchaft früher ſchon frei als ſein Vaterland war, ein Werkzeug der Freiheit, von der Vorſehung beſtimmt, ſie den ſchmachtenden Menſchen zu lehren, und mit errettender Hand in ſeine Heimat zu führen. — —
Nahe bei Uri thürmt ſich auf einmal zum ſtaunenden Himmel Geßlers hochtrotzende Twing ꝛc. ꝛc.

„Ja, gehorſamer Diener — wenn ich Ihnen alles fortſchreiben würde, ſo wäre ich nicht ſo bald fertig — ſchon bin ich im 2. Geſange — aber bis 12 Geſänge daſtehen — in Schlachtordnung — ſchön und gut — gefeilt und gerundet — o Gott! werd' ich nicht unterliegen? Dazu brauch' ich eben einen Schutzengel wie Sie, der mir zurufe: nihil sine magno vita labore dedit mortalibus . . . fort! nicht zurückgeſchaut! Wer ſeine Hand an Pflug legt und . . . iſt nicht tüchtig zum . . ., doch das wiſſen Sie alles ſchon."

Heß ſoll nun ſeine Gedanken hierüber mitteilen, die beſten deutſchen Überſetzungen von Plutarch, Xenophon, Thucidides vermitteln, ebenſo einen biographiſchen Auszug aus dem Leben der großen Griechen und Römer; „denn nun muß ich nicht nur flüchtige, ſuperficielle Tinktur davon haben, ſondern wahrhaft ſchwelgen."

„Über die Neufranken würd' ich auch noch etwas beifügen, wenn Sie's mir nicht bereits aus der Seele geſchrieben hätten . . .

Dacht' ich's doch, Sie fänden das Alles in der Schrift! Ja, ja! auch ich dachte schon oft daran und forschte nach, wohin der Geist deute. Allein ich möcht' einmal mündlich mit Ihnen hierüber reden; denn schriftlich läßt es sich so gut und geschwind nicht entwickeln. Und mündlich — ach! müssen wir einander denn erst jenseits kennen lernen? das nicht — wir kennen uns — aber von Angesicht zu Angesicht sprechen?" [1]) —

In den nächsten Briefen tritt ein ganz neues Thema in den Vordergrund: Heß soll einem Klosterbruder von Pfäfers und zwei seiner Schüler zur Befreiung aus dem Kloster verhelfen. Wir tun hier interessante Blicke hinter die Kouliſſen.

Bernold schreibt am 24. Dezember 1792 u. a.:

„Lesen Sie vor allem, bei Nr. 1 angefangen, beiliegende Briefe —, 3 an mich und einen an Herrn Hofrath Brentano [2]) in Kempten. Es betrifft das Schicksal des aufgeklärtesten Kapitulars von Pfefers und seiner 2 Discipeln. Den Anlaß zur Korrespondenz mit ihm, die noch gar nicht lang anhält, können Sie aus dem ersten Brief ersehen. — — Die Bekehrung eines Pfeferser Kandidaten, dem ich bei seiner Durchreise die Lust zum Klosterleben benahm, war ein Vorspiel davon und veranlaßte den im Stillen schmachtenden Pater, mir (er glaubte, nun seinen Mann gefunden zu haben) seine drückende Lage zu eröffnen. Ich kannte zwar schon den guten Mann als den Ausbund des finstern Klosters; aber so kannt' ich ihn nicht. Kein Wunder,

---

[1]) Ende Januar 1793 lernten die beiden sich in Zürich zum ersten Mal persönlich kennen.

[2]) Dominicus v. Brentano, Hofkaplan und geistlicher Rat des Fürstabts zu Kempten. Heß stand mit diesem aufgeklärten Katholiken seit Anfang 1792 in lebhafter Korrespondenz und beriet ihn bei seiner Bibelübersetzung.

daß unſer kurzer Briefwechſel ſo gediehen iſt, daß bis zum Auszuge von Ägypten nichts mehr fehlt als anderweitige Unterhaltsausſichten und Dispenſation von Rom. Dazu, beſonders für den letzten Punkt, — — rieth ich ihm Brentano, der mir als Erlöſer vieler im Schatten des Todes ſitzender Mönchsopfer bekannt iſt. Um der Urſache näher zu kommen, warum ich alles Ihnen zuſchicke, geſchah es aus freundſchaftlicher Fürſorge von mir; da ich weiß, daß ein Wort von Ihnen auf Brentanos Herz mehr vermag als tauſende von mir; folglich, Sie zu bitten, daß Sie meine des Paters Supplik begleitende Empfehlung ihm empfehlen, um ſo den Zweck, den ich mir vorgeſetzt habe, weniger zu verfehlen. Ich kenne Brentano als einen Mann, der nur nach Rom ſchreiben darf und der wunſcherfüllenden Antwort ſchon gewiß iſt. So half er meinem Freunde Schirmer, ſo einem Pater von Salmansweiler, wo ich 4 Jahre ſtudirte, und vielen Andern. Warum ſollte er nun ſeinen wohlwollenden Charakter gegen meinen Freund verleugnen, beſonders auf Ihr Wort hin? Mein Freund hätte zwar keine Dispenſe für ſich nötig; aber für andere, ſchwache, verwandte, Ärgernisfähige, wie er ſich klar im Brief an mich ausdrückt. Unſer Volk iſt noch zu weit zurück (und nicht nur das Volk), als daß nicht unſers Großmoguls annulus piscatoris auf alles das Siegel drücken ſollte. Hat mein Freund einmal für ſich und ſeine 2 Lernjünger die Erlaubnis vom hohen Orte, dann oder ſchon zuvor, je nachdem ich nun aus Deutſchland (auch von Ihnen; denn wäre nicht in Zürich für Unterdeſſen, wie einſt für Freund Bronner, eine Zuflucht?) günſtige Nachrichten erhalten werde. Ich bitte Sie alſo, nebſt zuguthalten der Bemühung, daß Sie meine Clienten Herrn Brentano eifrig und angelegend empfehlen. Sanfter Troſt wird's Ihrem Herzen ſein, wenn auch Sie ein Scherflein zur Befreiung dieſes unglücklichen Trios beitragen. Welch eine Freude für mich, wenn die über

kurz oder lang erlöſten Drei zu mir kommen, mir um den Hals fallen und . . . ſo etwas läßt ſich beſſer empfinden als beſchreiben. Wann wird man auch in der Schweiz anfangen, über die Klöſter nachzudenken und dieſen geiſtlichen Butterwecken zu ſchmelzen? Wie lange müſſen ſo viele arme Gefangene ſchmachten? Aber o arme Schweiz! und du Eiferſucht beider Religionen! — —“

Verfolgen wir zunächſt dieſe Kloſtergeſchichte weiter, und zwar unter Herbeiziehung auch anderer Korreſpondenten! Heß ging auf ſeines Freundes Bitte ein und erhielt von Rat v. Brentano folgende erſte Antwort, datiert 7. Januar 1793:

„Wie ſehr erſchütterte mich Ihr letztes Schreiben mit der Beylage der drey Unglücklichen! — — Ich habe wohl ſchon in die zwanzig dieſer Unglücklichen gerettet — aber wie viele blieben mir noch übrig — denen ich nicht nützlich werden konnte! Wie viele ähnliche Bittſchriften, darüber mir mein Herz blutet, liegen wirklich noch auf meinem Schreibtiſch? — Doch was helfen dieſe Citaten? Ich will Ihnen alle Mittel und Wege aufdecken, welche ich bei dieſen Umſtänden zu benützen brauche, damit Sie ſehen mögen, in wie weit Sie mir das Unternehmen erleichtern könnten.

„Der leichteſte Weg aus allen iſt, wenn eine Perſon von Stand und Anſehen kann gefunden werden, welche ſo einen Mann zu ihrem eigenen Gebrauch verlangt — z. B. ein anſehnlicher Hof zu einem Prediger — oder irgend ein herrſchaftliches Haus zum Erzieher ihrer Kinder — mit beigelegter Caution, denſelben im Weltprieſterſtande zu ernähren oder auch mit einem Beneficio ſein prieſterliches Auskommen ſicher zu ſtellen. — — Mit ſeinen Schülern wollte ich dann einen andern Verſuch wagen. Es gibt Klöſter dieſes Ordens in Öſtreich, welche noch Erlaubniß haben, Candidaten aufzunehmen,

aber deren keine finden. Ein solches ist das Kloster Melk in Oberöstreich. Dieser wäre freylich ein erträglicher Ort — aber — ich fürchte, die Schweitzer Sitten, Ton, Lebensart dieser jungen Leute kontrastieren zu stark mit der Feinheit dieser Männer, die blos noch von der Außenseite her Mönche sind. — —

„Hier, Freund, haben Sie alle meine Quellen erschöpft, die ich für dermalen in Vorschlag zu bringen weiß — —." (Wegen Zeitmangel bittet er Heß, diese Antwort selber Bernold und den Petenten mitzuteilen.)

Am 23. Januar 1793 schreibt P. Karl Stamler, Professor aus Pfäfers, an Heß:

„Die Mühe, die Sie sich gegeben, uns Herrn Brentano, Ihrem Freund, so nachdrucksvoll zu empfehlen, wird unserem Herzen ganz unvergeßlich sein. — — Wenn die hierarchischen Vorurtheile bei dem guten Volke nicht so tiefe Wurzeln gefaßt hätten, so würd' ich kein Bedenken machen, zu Ihrem Religions-Bekenntnisse zu übertretten, wo Ihre vom Sauerteig mehr gereinigte Denkensart mir häufigere Mittel anbieten würde, für meinen künftigen Unterhalt zu sorgen. Allein man muß wie Paulus bei den Juden jüdisch werden, damit bey allen Menschen Jesus verherrlichet werde! — Nach millionen vorausgegangenen Zweifeln und Kämpfen bin ich erst dieses Jahr mit Ihren meisterhaften Werken, besonders mit der Geschichte Jesu, die ich einzig besitze, bekannt geworden. Das war ohne Zweifel ein Wink der Vorsehung, daß mir gerade in dem Zeitpunkt diese Bücher unter die Hände kamen, wo mein katholisches Lehrgebäude, das auf Untrüglichkeit und Inspiration appelliert, über'n Hauffen fiel. O mein Freund! (Erlauben Sie, daß ich Sie in meinem Herzensdruck so nennen darf) wie laßt sich wohl eine Denkensart mit der Denkungsart meiner Mitbrüder zusammenschmelzen, die Excommunicationen vorweisen, die auf die

Leſung reformierter Bücher geſchlagen ſind! — Mein Gott im Himmel droben! wie der Vernunft durch klöſterlichen Phariſäismus geſpottet wird! Mein Herz blutet zu ſehr — ich muß abbrechen. Gott, der alles weiſe anordnet, wird etwa auch für uns Leidende einen Ausweg zeigen." —

Rat v. Brentano an Heß, Kempten, 24. Hornung 1793:

„Ich habe mir ſeit meinem Letztern nichts ſo ſehr angelegen ſein laſſen, als auf Mittel und Wege zu denken, wie unſern mißvergnügten Brüdern in Pf** könnte Luft gemacht werden. Ich ſchrieb an verſchiedene Klöſter in Schwaben und Öſterreich, wo ich weiß, daß man Candidaten ſucht und wo milde Regierung und Aufklärung herrſcht — allein — noch fand ich nicht, was beide Teile befriedigen könnte. — — — So wäre dermalen nicht rathſam, auf die bloße Hoffnung eines Empfehlungsſchreibens das Kloſter zu verlaſſen, um ſo mehr, als es mir viel leichter iſt, die Dispenſation von Rom zu erwirken, ſo lang der Supplicant noch in statu quo iſt, als wenn er aus eigner Willkür das Kloſter verlaſſen hätte, wo man derlei Emigranten als Apoſtaten zu behandeln pflegt. — — Ob ſich Hr. Bernold nicht entſchließen könnte, wenigſtens für P. St. den Titulum oder cautionem, wie beiliegendes Formular lautet, auszuſtellen — mit dieſem getraute ich mir in Rom ſchon große Vorſchritte zu machen. Die Unkoſten mögen ſich auf 12 Louisd^r belaufen." —

Bernold an Heß, 4. März 1793:

„— — Nun, Gott Lob! ſcheint mir das Erlöſungsgeſchäft meines guten, lieben Karl, den dieſe Zeit her der Mönchsdeſpotism krank machte, wieder um einen Schritt näher dem Ziele gekommen zu ſein. Wenn es nur an einem titulo mensae von mir für Karl fehlt, ſo wird es ſich ſchon machen; denn

für Freunde thu' ich viel, ja Alles; zudem hab' ich hier nicht viel oder nichts zu gefahren, da Karl sein Brod immer verdienen kann; aber eins — mein Freund, eins nur steckt mir am meisten im Kopfe . . . daß ich mit diesem Schritte das Kloster Pfefers mir auf den Hals ziehe — und wiewohl ich's nicht fürchte noch zu fürchten habe, könnt' ich daher doch unangenehme Folgen mir zuziehen; denn es ist nicht, daß mein Name verschwiegen bliebe; sondern Rom wird und muß alles dem Kloster einberichten. — — Unterdessen will ich mit Karl über diese Punkte aufrichtig zu Werke gehen. — — Dieser liest nun mit Vergnügen Ihre Bibliothek und Versuch vom Reiche Gottes, die ich ihm überschickte. — —"

Bernold an Heß, 12. März 1793, abends um 11 Uhr:

„Ach! unser gute Karl . . . wie unglücklich! — — Um mir die Sache zu erleichtern, will ich Ihnen Karls Brief selber beifügen, woraus Sie seine verzweifelte Lage genug ersehen können. Und nun noch einen Gedanken von mir — der Dispens von Rom ist zwar gut wegen dem Volk, das jenen Mogul anbetet; aber deswegen muß Karl doch entfliehen, wenn er frei sein will — warum? weil Pfefers die Dispens von Rom nie exequieren wird; Schwierigkeiten über Schwierigkeiten würden sich ihm entgegenthürmen, da sie jetzt schon anfangen, ihn zu verfolgen — sondern procul a Jove procul a fulmine — also fort! Unterdessen schick' ich Ihnen titulum mensae für meinen l. Klienten, Herrn Brentano zu überschicken nebst der Beschreibung der Lage und Karls Frage für seine zwei Fratern. Ich erwarte von Ihnen eine Antwort, ob und wann Karl entfliehen solle? Meine Meinung wäre, wann die Dispens von Rom auf dem Wege sein könnte — aber wenn er's nimmer aushalten kann? Dann — es lebe die Freiheit! Und was die Atheisten vom Selbstmorde sagen, daß man aus diesem Leibe

gehen könne, sobald es nimmer gefalle, applizier' ich auf Karls Fall. —"

Darauf bezieht sich v. Brentanos Brief an Heß, dat. Kempten, 22. März 1793:

„Da die Dispensationssache in Rom nicht mit der Geschwindigkeit kann betrieben und erwirket werden, welche die immer bedenklichere Lage des P. K. und vor allem seine bereits genommenen Maßregeln zur Flucht, die leicht verraten werden dürften, erfordern — —, so will ich ihm einen andern, vielleicht kürzern und minder kostspieligen Weg verraten: daß er sich nämlich um Erlangung dieser Dispensation an die Nuntiatur zu Luzern wende, wo Herr Bernold vermuthlich einen bekannten Freund haben wird, der sich für P. K. nützlich verwenden kann.

„Der im Schreiben bemerkte Umstand, daß Pfefers die Dispensation von Rom nie exequiren werde, macht mir auch neue Bedenklichkeiten. Thut es Pfefers nicht, so wird es auch der Bischof von Chur als Freund des Abtes schwerlich thun wollen — dann wird dieselbe doch wiederum dem Nuntius übertragen werden müssen, und übergeht man diesen im Anfange, so dürfte er auch in die Parthey des Abtes gezogen werden: — also gleich lieber im Anfang diesen Weg eingeschlagen — Rom bleibt uns dann immer noch offen, — und K. kann auf solche Art mit besserem Anstand das Kloster verlassen, da ihm der Zutritt zu der Nuntiatur, wenn er ihn auch clandestine nimmt, nicht zum Verbrechen gerechnet werden kann.

„— — Überhaupt bitte zu bemerken, daß solche Dispensationen in Rom nicht so leicht gehen, als man glaubt — und wenn ich schon bei mehreren glücklich war, so folgt nicht, daß es mich nicht viele Mühe gekostet habe. —"

Bernold an Heß, 2. April 1793:

„Unſer l. Karl iſt in einer mißlichen Lage. Dr. am Stein ſchrieb mir aus Auftrag von ihm, daß ich wegen Unſicherheit des Empfanges keine Briefe mehr an ihn ſchicken ſolle, indem er bewachet, bevogtet, gewindelt und gewieget ſei; nur nicht gar ſo ſtreng behandelt, aus Furcht vor — ſeinen Freunden. Es iſt alſo eingetroffen, was Sie und ich ſchon lange ahndeten; denn K. iſt zu hitzig für ein ſolches Werk, das die ſtilleſte Behutſamkeit fordert. Auch haben ihn, wiewohl unvorſätzlich, ſeine beiden Schüler verraten; und nicht nur er — auch ich bin verraten — bloß mit dem Unterſchiede, daß ich jenen Pfaffen weniger darnach zu fragen hab' als er. — — Das Klopfen an die Nuntiatur-Türe (Brentanos neueſter Vorſchlag) will mir nicht behagen. — — Vielleicht wäre noch das allerbeſte, wenn Karl ſeines Kantons GGHH. und Obern ſammt ſeinen Verwandten, deren er reiche hat, in Bewegung ſetzte. — — Eins dünkt mich doch, mein Theuerſter! ſolche Menſchen, denen das Kloſter ganz unerträglich iſt, haben zwar theoretiſche, aber nicht praktiſche Philoſophie genug. Mir ſcheint es, mit der letztern ſollte man auch klöſterliche Einſamkeit verſüßen können, ich z. B. würde mir deſſen nicht ſcheuen . . . Doch, ſo war's von jeher in der Welt — —."

Die Sache nahm ein ſchnelles Ende.

Bernold ſchreibt an Heß, 16. April 1793:

„Wie ich Ihnen ſchon letzthin ſchrieb, ſo ſchrieb mir unſer Karl — alles verraten —, unterdeſſen iſt ihm in Rückſicht ſeiner Freunde, die er allenthalben hat, kein Haar gekrümmt worden; das einzige, daß er nun ſeine Korreſpondenz mit mir unterm Konventſigill à la pharisaique fortſetzen muß, worauf ich ihm jedoch nicht antwortete, ſondern à l'ordinaire. Der Fürſt verſprach ihm einen ſeinem Humor angemeſſenen Platz

und äußerte den Wunsch, sich mit mir aussöhnen zu können, und so steht nun die Sache, daß Karl selbst die Säkularisation nimmer will. Verzeihen Sie mir und ihm (ich that's wegen ihm) alle Mühe und bleiben Sie ferner mein Freund!"

So fand der kleine Roman kein tragisches Ende. Schon am 22. April 1793 schreibt Bernold an Heß u. a.: „Unser Karl ist seit dem letzten Donnerwetter Pfarrherr in der Nachbarschaft seines Klosters worden, so mich für ihn herzlich freut." Als Schlußwort der Geschichte sei noch aus einem Briefe Bernolds vom 2. September 1793 folgender Satz angeführt: „P. Karl ist gesund — aber ein Mitbruder von ihm abiit, excessit, erupit, evasit. Das macht den Karl wieder heilig, der sich nun nicht mehr zu beklagen hat. — —"

P. Stamler starb, nachdem er als Pfarrer zu Vättis im Segen und mit reicher innerer Befriedigung gewirkt hatte, am 28. Juni 1796 an einem Blutsturz. Der Barde v. Riva widmete ihm einen warmen poetischen Nachruf. —

Im übrigen berichtet nun Bernold vorwiegend über seine poetischen Versuche und Projekte, sendet auch dem Freunde manches Produkt seiner Muse ein und erbittet sich seinen Rat, nimmt solchen auch dankbar an. So schrieb er am Sylveſter 1792 mit Rücksicht auf die Heß mitgeteilten Anfangsverse seines Tell: „Dank, Bester! für Ihre Bemerkungen, die richtiger nicht sein könnten; ich änderte nun —

„Singe mir, Muse, den Mann, der in jenen Zeiten der Knechtschaft
früher schon frei als sein Vaterland war, ein Liebling der Freiheit,
längst vom Himmel bestimmt, sie zu lehren die schmachtende Menschheit
und zu führen in seine Heimat mit rettendem Arme. — —"

„Übrigens muß ich Ihnen sagen, daß, was ich jetzt schreibe (ich bin im 3. Gesang) die Kritik freilich nicht aushalten würde; denn ich thu' jetzt eigentlich nichts andres als, wie mein Diog

ſagt, untermalen. Erſt wenn das Ganze hingeworfen iſt, gerat' ich hinter die Hülle der Schönheit, die ich den Theilen umzuwerfen geſinnt bin. Gott ſchuf zuerſt den Leib — dann die Seele, die lebendig macht. Spiraculum vitae, ſagte die Vulgata. Wenn das „nonum prematur in annum" beſonders bei ſolchen Gedichten gilt, hab' ich noch Zeit genug, auszufeilen, zu verbeſſern ꝛc. —"

Wir entnehmen den folgenden Briefen in chronologiſcher Reihenfolge die bemerkenswerteſten Stellen; das Bild des wackern Landeshauptmanns, des Chriſten und des Dichters tritt ſo am lebendigſten vor unſere Augen.

29. April 1793: „Heute ſchrieb ich auch ein Gedicht an meinen l. Rahn über ſeinen l. Schwager Klopſtock, deſſen Anbeter er iſt — auch ich — auch Sie — und warum nicht Alle? Sie glauben nicht, wie meine Muſe wieder fruchtbar iſt — in kleinen Gedichten; aber ich mach' es wie Horazens Stadtmaus; — — laſſe man Andern auch etwas hinzuzudenken übrig. — —"

2. Juli 1793: „— — Mein Gedicht auf [Fürſtabt] Mart. Gerbert von St. Blaſien, das voll Fehler gedruckt wurde (es leben die Buchdrucker in Zürich! diesmal wollt' ich mit dem Churer nur eine Probe machen) werden Sie empfangen und, wie ich hoffe, von ſelbſt corrigiert haben, ohne die Fehler auf meine Rechnung zu ſetzen. —

„Beten Sie beide, daß der Geiſt des Herrn über mich komme; denn nächſte Woche werd' ich als Deputierter des Landes und unſerer Bürgerſchaft nach Frauenfeld in wichtigen Geſchäften reiſen und werde beſonders meine Vaterſtadt nicht vergeſſen, ihr Waſſerelend den GGHH. wieder an's Herz zu legen. Sunt lacrimae rerum! — Könnt' und werd' ich in meinen Aufträgen glücklich ſein, acht' ich's höher, dem Vaterlande zu dienen, als

ein Gedicht zu machen; wiewohl es mir allemal wehe thut, mich von meinen lieben Muſen zu trennen: doch warum bin ich auf der Welt? Freund! ich weiß es und folge meiner Pflicht. — — Unſer Pfarrherr lieſt nun Ihre Schriften, wodurch ich ihn zu bekehren und nach und nach auf meine Mitbürger zu wirken hoffe. —"

23. Auguſt 1793: „— — Wieder geſund von Frauenfeld zurück, wo mir die Verrichtung wegen unſerm Waſſerunglücke wohl gelang. — — Geſtern verreiſte Bronner[1]), jener Fiſcheridyllendichter, in Zürich bekannt, wieder dahin, um vor dem geiſtlichen Treiber zu fliehen; nachdem er 3 Tage bei mir im Schoße der Freundſchaft zubrachte. —"

24. September 1793: „— — Ich habe 2 geiſtliche Gedichte gemacht, über Nathanael und Mathäus[2]); wie auch 2 weltliche, über Tell und an den Verfaſſer der Schweizerlieder." —

Dieſe Gedichte ſowie einen längeren, wirklich poetiſchen und ungemeine Beleſenheit in der Bibel bezeugenden Lobgeſang „Sehnſucht nach dem gelobten Lande. An meinen Freund Heß" ſendet er an letztern und ſchreibt dazu 7. Oktober 1793 in Beziehung auf dieſes Gedicht:

„Wem als Ihnen, Theuerſter! ſoll ich es widmen? Sie haben mich in die Wahrheit geführet durch Ihre Schriften; Sie haben mir den Einigen wahren Gott und den er geſandt hat, Jeſum Chriſtum zu erkennen gegeben; Sie haben mich von

[1]) Franz Xaver Brouner, 1758—1850, 1776 Benediktinermönch in Donauwörth, 1785 dem Kloſter in die Schweiz entflohen, Mitredaktor der Neuen Zürcher Zeitung, 1820 zum Proteſtantismus übergetreten. Geſcheiter Kopf, ſehr vielſeitig, aber zweifelhafter Charakter.

[2]) E. Götzinger, Aus den Papieren ff. S. 324 weiß noch nicht, daß dieſe ins Andachtsbuch Bernolds aufgenommenen Gedichte von ihm ſelbſt verfaßt ſind.

meinen mit der Muttermilch und noch mehr durch Mönchserziehung eingesogenen katholischen Vorurteilen gereiniget, so daß ich nun weiß, wem ich glaube und mich anvertraue. — — Freilich hat Gott schon früher angefangen, einen Strahl des Lichtes auf meine Seele fallen zu lassen, um mich nach und nach der Wahrheit empfänglich zu machen; aber Sie waren das Werkzeug in seiner Hand, mich vollends zu ihm zu bekehren. Denken Sie an Ihren Herzensbruder Gellert:

Da ruft, o möchte Gott es geben!
vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei Dir! denn du hast mein Leben,
die Seele mir gerettet; Du!
O Gott! wie muß dies Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein! —

Das sind Sie für mich und können auf zeitlichen und ewigen Dank rechnen Ihres B."

19. November 1793: „Da ich gesinnet bin, mitkommendes Nationalgedicht über die mich doppelt angehende Näfelser Schlacht dem Drucke zu übergeben, konnt' ich nicht umhin, mich zuvor an Sie zu adressieren. Lesen, überlesen, wiederlesen Sie's, ob Sie nicht etwann solche Flecken daran finden, die es der Bekanntmachung unwürdig machen; denn ein Vater ist gewöhnlich blind gegen sein Kind. Und wenn Sie's dann würdig finden, in's Publikum überzugehen, so bitt' ich Sie zugleich, mir Anleitung zu geben, wie und auf was Art und durch welche Buchdruckerei ꝛc. es am Füglichsten für mich und andere geschehen könnte. — — Schade, daß ich nun auf einmal wieder durch einen fatalen Prozeß, den ich für mein Vaterland zu führen habe, mitten aus meinem poetischen Pruritus, der mich auf's Neue zu Wilhelm Tell antreibt, herausgerissen werde. Geduld! —

„Sie haben's in Ihrem letzten Brief erraten; Ihre Predigten

über Volks- und Vaterlandsliebe Jesu sind mir ebenso sehr aus der Seele geredet, und noch mehr, als Ihnen meine Sehnsucht nach Canaan. Dank, Edler! — — So möcht' ich, daß Alle Jesum studieren und unsern Herrn Andern vorstellen, wie Sie! Unser Herr und Sie — mir wie lieb! —"

In einem gewandten lateinischen Brief, geschrieben in Zürich am 4. Dezember 1793, dankt B. für die in Hessens Hause genossene Freundschaft, bedauert, daß er Geschäfte halber ihn nicht mehr habe genießen können, und preist die „vera in Jesu Christo unio".

4. März 1794: „Sie schrieben mir letzthin, ob ich nicht auch schon darauf gedacht hätte, die getrennte und doch Eine Christuskirche zu singen? Nein! aber hier folgt ein Gelegenheitsgedicht auf den allgemeinen Bettag, das fast etwas dergleichen ist und vorstellt. In der That ist's ein herzerhebender Gedanke für mich, dies allgemeine Beten den 16. dies ohne Rücksicht der Religion ... und ist dies nicht eine Christuskirche? in meinen Augen auch noch ein Beweis, wie nahe beide Parteien schon einander gekommen; denn vor nicht langer Zeit würden die Katholiken ohne Papst oder Bischof nur vom Kanton Bern nicht dazu haben einladen lassen. Oder? — Es lebe Christus, unser Herr, der Mittelpunkt der Welt! —"

Das Bettagslied beginnt:

„Jehova, Schutzgott unsrer Schweiz, sieh auf dein treues Land,
vom Thron herab! Ein neuer Reiz sei dir das neue Band,
das uns vereint ... Der Eidgenoß, von Neid unaufgebläht,
legt heut in deinen Vaterschooß sein christliches Gebet."

Die drei letzten der im ganzen acht Strophen lauten:

„Nun nimmer uns dein Unterschied Religion! mehr trennt
im Beten, sind wir Glied an Glied um Christus Leib ... schon brennt
die Liebe, bringt ihr Opfer dar, von Seufzern untermischt,
auf unserm Vaterlandsaltar, der nimmermehr erlischt.

Nein, nimmer lösch' es aus, das Licht, von Duldung angefacht,
vor Gott Jehovas Angesicht! Er, unser Hüter, wacht
und schlummert nicht, so lang auch wir auf unser Eigenthum
herab ihn flehen für und für von seinem Heiligthum.

O Schutzgott uni'rer Schweiz, erhör' nun Israels Gebeth!
sieh! heute wallt zu dir ein Heer der Wünsche, seufzt und fleht,
daß du uns ferner Einigkeit verleihest, Frieb' und Ruh'
und Freiheit ... diese Seligkeit (nicht wahr) verleihest du?

1. April 1794: „Bester! Liebster! Auf ein solches Geschenk darf ich wohl nimmer die Antwort aufschieben. — — Ob mir Ihre Bettagspredigt gefallen? Was das für eine Frag' ist! — — Besonders entzückte mich Ihre passende Unterscheidung der Zeiten, so daß Sie auch hierin den Vorwurf unseres Herrn nicht zu befürchten haben: Das Wetter könnt ihr unterscheiden, aber ... — Auch L**s Predigt ist mir von ungefähr in die Hände geraten; aber ganz anders verhielt es sich mit derselben — doch es ist besser, ich schweige, um Ihre Bescheidenheit nicht zu beleidigen. — Bei uns (das muß ich Ihnen doch noch sagen) war kein Bettag; zwar feiert ich ihn im Herzen: aber die Cantonen fanden nicht für gut, nur mittelbare Vogteien auch mitbeten zu lassen, aus Furcht, ihr Gebet möchte dadurch ... was? befleckt werden? O Gott! Und ich freute mich so darauf hin zum voraus, daß kein Winkel Helvetiens von diesem allgemeinen Gebet ausgeschlossen wäre. —

„Wirklich liegt mein Manuskript zum ersten Bändchen schon in den Händen des Censors. — Da meiner Gedichte zu viele sind, als daß ich sie auf einmal herausgeben könnte, theilt' ich sie in drei Bändchen ab; das erste enthält schweizerhistorische, das zweite über die schöne Natur, das dritte allerhand. — Ach, daß ich so angeschmiedet bin! Allemal überfällt mich deswegen Un- und Kleinmut, so oft ich an meine Telliade denke, die ungestörte Muße brauchen würde. Aber — besser, daß meine Autorschaft darunter leide, als die Anspruch auf mich haben."

15. April 1794: „Ihr letzter Brief hat ſo auf mich gewirkt, daß beide voranſtehende Gedichtchen plötzlich zu Stande kamen; ich ſchickte ſie Ihnen um ſo geſchwinder, da ſie vielleicht in dieſer heiligen Charwoche Ihnen nicht unwillkommen ſind" — (das eine iſt betitelt „Gethſemane", das andere „Der Sabbat des Herrn.")

In der Nachſchrift eines Briefes vom 10. Juni 1794 teilt B. noch mit: „Eben kömmt ein Expreſſer von Glarus (Frau und Kinder waren bei dortigen Verwandten auf Beſuch) mit der Nachricht, daß mein jüngeres Töchterchen todtkrank iſt und alle Hoffnung des Aufkommens verſchwunden ..... Gott fängt alſo an, meinen Glauben zu prüfen ... ich bet' ihn an und ſchweige — zwar iſt eine väterliche Herzensträne nicht verboten — und ſie fließt auch reichlich hervor ..."

17. Juni 1794: „Ja, Freund, mein Kind lebt — aber nimmer hier, ſondern dort — es lebt unter Engeln ſeines gleichen, die, wie unſer Herr ſagt, das Angeſicht des himmliſchen Vaters ſehen. Freilich iſt mein Kind glücklich, ja unendlich glücklicher als hier, wird beſſer erzogen als ich's mit Anſtrengung aller meiner Kräfte hätte tun können — — aber, mein Lieber! es ſchmerzt, und dieſes Kind um ſo mehr, da es gar ſanft und das Ebenbild meiner Frau war ... und ach, daß es in Glarus ſterben mußte! — — — Ihr Gedicht am Grab eines Kindes Ihres lieben Bruders hat mich ſehr getröſtet und tröſtet mich noch. —"

7. Juli 1794: „Ja freilich bin ich getröſtet — nur weinen wir noch oft der entriſſenen Kleinen eine liebende Thräne nach. —

„Letzten Sonntag feierten wir en vrais catholiques romains das Herz-Jeſu-Bruderſchafts-Feſt. Die treffliche Predigt eines Religioſen von Pfefers, der gewiß auch meines lieben Karls

(dieſer iſt nun Pfarrherr zu Vättis) Jünger iſt, föhnte mich mit dem übrigen Popanz aus. Wann wird man auch begreifen, daß es nur eine Bruderſchaft Jeſu gibt, wozu wir alle gehören und daß Alles, was außer einem guten Lebenswandel der Menſch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, bloßer Religionswahn und Afterdienſt Gottes iſt, wie Kant ſich ausdrückt. à propos! Wie gefällt Ihnen Kant's philoſophiſches Religionsſyſtem? Es beſchäftigt Orthodoxe und Heterodoxe. — —"

Eine Anzahl folgender Briefe mit poetiſchen Beilagen (Vater Bodmers Tod, Nathanael und Mathäus) und der Erwähnung eines im Schweizeriſchen Muſeum erſchienenen Schweizerdialogs Bernolds mögen übergangen werden. Am 17. Februar 1797 gratuliert Bernold ſeinem Freunde zur Antiſteswahl.

„Mein Herz iſt vor Freude außer ſich, ſeit ich in der Zeitung die entzückende Nachricht las, daß Sie dem würdigen Antiſtes Ulrich in ſeiner Würde nachgefolgt ſind. Welch ein Glück für Zürich, einen ſolchen Antiſtes zu beſitzen und für Sie, einer ſolchen Stadt als ihr geiſtliches Haupt vorzuſtehen! und für mich, einen ſolchen Freund zu haben! Nicht wahr, Sie werden ungeachtet der geänderten Würde doch Ihre Freundſchaft gegen mich nicht ändern? —"

Bernold hatte immerhin die richtige Einſicht, daß dem vielbeſchäftigten Antiſtes die Zeit zur Fortſetzung der Korreſpondenz im bisherigen Maße fehle, und ſo wird ſie nun ſpärlicher.

Am 20. April 1795 ſpricht ſich Bernold über eine fatale politiſche Geſchichte aus, die ihm viel Herzeleid verurſachte:

„Auch als Antiſtes haben Sie ſich nicht geändert, wovon Ihr erſtes Briefchen Zeuge. Aber was ſoll ich Ihnen ſchreiben? Soll ich wiederholen, was Ihnen wahrſcheinlich das Gerücht ſchon von mir erzählte, ja vielleicht nach ſeiner Art vergrößerte, als ob

ich ein Aufwiegler jener unglücklichen Ragazer und folglich ein Ruheſtörer wäre? Nein! So denkt und handelt Bernold, der Barde von Riva, nicht . . . auch iſt Ihr hoher Stand überzeugt, und durch ihn die anderen Stände, daß ich wegen einem unvorſichtigen Geſpräche, wobei ich jedoch einen redlichen Rath erteilte, noch kein Rebell bin. Wirklich iſt das Geſchäft durch die Anleitung Ihres hohen Standes ſo gediehen, daß ich noch mit heiler Haut davon kommen werde; aber freilich eine harte Prüfung für mein empfindſames Herz, wofür ich jedoch meinem Gott und Herrn danke. O! er hat auch dies wohlgethan! Eben deswegen wollt' ich nun auch meinen Kummer und Troſt zugleich in Ihren freundſchaftlichen Buſen ausſchütten, überzeugt, daß Sie Freud' und Leid mit mir fühlen werden. Wer ſteht, ſagt Paulus, ſehe zu, daß er nicht falle! — Dieſer Tage las ich den erſten Teil von Niemeyers Charakteriſtik. Wie treffend! wie ſchön! wie edel! Beſonders gefiel mir der Charakter Paulus, auch Johannes und Petrus . . . In letzterem glaubt' ich ſogar Züge meines Charakters zu finden. — Wer ſollte glauben, daß bei meinem gehabten Unfalle meine Gegner auch noch meine Heterodoxie in Anſchlag brächten! Und doch . . aber dem ſei, wie ihm wolle — ich weiß, wem ich geglaubt und weiß, wem ich mich anvertrauet habe! Laſſen Sie mich indeſſen Ihrem Gebet empfohlen ſein und träufeln Sie Balſam auf meine Wunde, die zwar zu geneſen anfängt; denn dieſer Tage macht' ich wieder das erſte Gedicht. — Auch eine andere Freude ſchenkte mir Gott in einem muntern und wohlgeſtalteten Knäbchen, das mir den 5. März geboren wurde."

12. Januar 1796: „— — Meine Freunde ſammeln ſich wieder um mich wie in den Tagen der Vorzeit; beſonders iſt auch unſer jetziger Landvogt Hofmeiſter der Mann nach meinem Herzen, der Balſam auf die Wunde mir träufelte. Aber am

meiſten freut's mich, bis zum Entzücken, daß Sie, ach! Sie mir wieder Worte des Troſtes zuriefen. — — Der Parnaß liegt beinahe brach für mich. — Meine Epopee ſtockt immer im ſechsten Geſange[1]). — — Ein einziges Gedicht machte ich jüngſt wieder, die Schweitzerhelden, wo ich am Ende die Afterhelden muſtre und mit Brun und Stüßi ſchließe. — —"

18. April 1796: „Wie mir Ihr lithurgiſches Geſchenk behagt? Und ſollte es nicht, da es gegen unſern lithurgiſch-lethargiſchen Gebeten ſo ſehr abſticht? Überhaupt bin ich mit unſern Geiſtlichen gar nicht zufrieden, die den Bettag ohne Predigt vorbeigehen ließen, ſo daß wir mit den Zeremonien der Meſſe vorlieb nehmen mußten . . . iſt das nicht lau und ſchläfrig genug? —"

Ein hübſches Geſchichtchen erzählt Bernold in einem Brief vom 6. September 1796:

„Vorgeſtern beſuchte mich ein Pater Capitular aus Weingarten in Schwaben und geſtern wollten wir eine unſerer Alpen beſteigen. Schon hatten wir mehr als halbwegs zurückgelegt, ſieh! da lagerte ſich ein feuchter Nebel auf den Bergen und ſenkte ſich immer näher zu uns. — Der Pater fing an, Zahnweh zu ſpüren — wir entſchloſſen uns (unſer Pfarrherr war auch bei uns), in einer nahen Hütte einzukehren, wo wir Milch genoſſen und dann aufs duftende Heu uns hingoſſen. Mich kam ein Pruritus an, auch einmal zween Pfaffen zu predigen — eben hatte der Pater Ihre Abſchiedsrede beim Fraumünſter und die Antrittsrede beim großen Münſter, die ich ihm Tags zuvor zu leſen gab, bei ſich — ich predigte vom meiner Heucatheder eine nach der andern. — Sie hätten ſehen ſollen, wie meine Zuhörer gerührt waren — der gute Pater weinte helle Thränen.

[1]) Bernold beendigte ſeine Telliade 1798 (Götzinger, Aus den Papieren ꝛc. S. 279; S. 306 gibt er 1797 an).

So hat mir kaum noch eine Szene gefallen! Ich mußte sie ihm nach Weingarten mitgeben, um sie dort im Konvente über Tisch lesen zu lassen — heute ist er wieder verreist. Auch unserm Pfarrherrn, der Sie hochschätzt, gab ich Ihre vor zwei Jahren gehaltene Bettagspredigt, die er über Morgen in seinem Vortrag benutzen wird. Nicht wahr, ich bin ein ganzer Held im Proselytieren? Wie mich das freut, hin und wieder zu erfahren, wie viel und mehr Aufklärung, als ich bisher ahndete, in katholischen Klöstern herrscht. Geduld! Das Licht wird aus der Finsterniß hervorbrechen und die Menschen erleuchten, daß sie Ihn und den er gesandt hat, erkennen. —"

Hübsch und beide Teile ehrend ist auch, was Bernold am 21. Februar 1797 über seine Aussöhnung mit dem Fürstabt von Pfefers schreibt:

„— — Sie wissen mein Mißverhältniß mit Pfefers seit jenem fatalen Handel? So wissen Sie denn auch, daß ich mich den 18. vorigen Monats mit dem Fürsten ausgesöhnt habe, den ich im Hofe zu Ragaz besuchte und herzlich um Verzeihung bat. Der Fürstabt wurde gerührt, gab mir den Friedenskuß und sprach: Dies ist ein Tag, der mein graues Alter versüßt und den ich unter die glücklichsten meiner Regierung zähle. Am Ende überreichte ich ihm noch ein Gedicht über die Versöhnung, das ganz biblisch und voll der anziehendsten Beispiele ist, z. B. vom verlorenen Sohn, von der Verläugnung Petri ꝛc. Der Fürst nahm es mit Wohlgefallen auf und lud mich auf einen Fastnachttag ins Kloster ein. Ich nahm die Einladung an. — Wie gefällt Ihnen nun dieser Schritt von mir? Ich dachte, daß ich ein Christ wäre und Christen einander verzeihen sollten — und so nahm ich den Weg unter die Füße und das Herz in beide Hände, um das Ärgerniß wieder gut zu machen, das ich dem Lande gab. — —"

Um den Ausgang der Versöhnung zu ersehen, sei dem folgenden Briefe (27. März 1771) gleich das Weitere entnommen:

„Wie der Versuch zu Pfefers selbst abgelaufen? pulcre! bene! recte! Er fand den 23. vorigen Monats statt, und ich brachte den ganzen Tag dort zu. Fürstabt, Dekan und alle Herren Patres hatten ungemeine Freude und machten mir zu Lob und Ehre nach Mittag eine schöne Musik. Der Fürst war so gut, auch meinen Freund (occultus autem propter metum Judäorum; Joh. 19, 38) an die Tafel kommen zu lassen und uns die Freude des Wiedersehens neidlos zu gönnen. Dieser Freund verglich mich hernach mit Buonaparte, erstens: weil unsere Physiognomie einander ähneln solle; zweitens: weil es in den Sprüchwörtern der Heiligen Schrift irgendwo heißt, daß ein Überwinder seiner selbst besser sei als ein Eroberer der Städte; drittens endlich, weil ich mit Pfefers wie Buonaparte mit dem heiligen Vater in Rom Friede machte. Ist diese Vergleichung nicht drollig genug? — —"

Kehren wir noch einmal zum Briefe vom 21. Februar zurück! Bernold erzählt darin noch, daß er mit seiner Gattin und einem Kinde eine Reise in sein zweites Vaterland Glarus machen mußte „wegen der ersten Messe des Pfarrherrn von Bärschis, wobei meine Frau die geistliche Mutterstelle vertrat." Die dabei gemachten Beobachtungen veranlaßten ihn zu folgenden Bemerkungen: „Der Herr Ehrenprediger schämte sich nicht (aber ich, da eben ein Geistlicher Ihrer Religion neben mir saß), den Primitianten über alles Menschliche, ja Göttliche, zu erheben, seine eingebildeten Priestervorzüge posaunenmäßig zu verkünden und — o des Pharisäers! von den Pflichten des Volkslehrers gar weislich zu schweigen . . . . nempe Ithacus hoc vetit etc. Unsere hochwürdigen Herren sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht oder wollen ihn nicht sehen; denn sie sind blind und

Führer der Blinden. — — Wie viel Nützliches könnte man bei ſolchen Gelegenheiten dem Volke beibringen! Aber nein, — das wäre zu viel gefordert von Phariſäern. —“

Am 27. März 1797 ſchreibt Bernold u. a.:

„Ich meinesteils werde nie müde, die Bibel zu leſen, und las ſie nun wieder ſeit vor'm Jahre in der Kirche vom alten bis zum neuen Teſtament und ſchritt nun zum Brief an die Römer. Jedesmal entdeck' ich neue Wahrheiten und Schönheiten darinn, die mir andere Male nicht ſo ins Auge fielen. — — Und ſo leſ' ich jetzt Klopſtocks unvergleichliche Meſſiade wieder, damit ich die Poeten nicht darüber vergeſſe und doch noch immer im bibliſchen Fache bleibe.“

9. Mai 1797: „ — — Als ich an die Näfelſer Fahrt wallfahrtete, beſucht' ich unterwegs den Ihnen gewiß auch bekannten Pfarrherrn auf Kerenzen, J. R. Steinmüller, meinen Freund, einen vortrefflichen jungen Geiſtlichen Ihrer Kirche. — Sieh', da geriet plötzlich zu ſeinem Unglück J. C. L[avaters] Pontius Pilatus oder der Menſch in allen Geſtalten oder die Höhe und Tiefe der Menſchheit oder — oder — oder [in unſere Hände]. Iſt's möglich? riefen wir oft aus und mußten beſtändig aus vollem Halſe lachen . . . iſt's möglich, ſo etwas herauszugeben? Und dazu noch ein Mann, wie J. C. Lavater iſt? Wahrlich! wenn er nur Verfaſſer des Pontius wär' und nicht auch der Schweizerlieder, die ich am meiſten von ſeinen Werken ſchätze, ſo müßt' ich ebenfalls denken, er ſei zu ſeinem Ruhme gekommen, wie Pontius ins Credo. — — So etwas hätt' ich von Lavater nicht erwartet. Iſt's möglich? Ich (geſchweige ein anderer) würde mich nicht unterſtehen dürfen, dem Publikum ſo etwas aufzutiſchen, aber einem J. C. Lavater iſt freilich mehr erlaubt. — —

„Nun erlauben Sie mir noch zu fragen, was es auch für

eine Bewandtniß mit dem Übergang des P. Aloys Jauch hat, der unter den Catholiken ſo viel Aufſehen macht? Das Gerücht ſagt von ihm, daß er ſchon gepredigt habe, ja daß er ſich mit Lavaters Tochter verheiraten werde. Dieſer Schritt ſoll Einſiedeln viel Verdruß machen; auch die GGHH. in Zürich ſelbſt ſahen ihn nicht gern... 's iſt immer ein heikles Ding um den Schritt über den Rubikon, ſo ſehr auch jener, der ihn wagt, im Grunde Recht haben mag; denn der Unterſchied zwiſchen unſer einem, der frei in der Welt lebt, und einem Mönche, dem zur Zeit ſeiner Minderjährigkeit deſpotiſche Feſſeln angelegt wurden, iſt groß — und warum ſollte der Letzte, ſobald er ſich betrogen fühlt, ſich die Menſchenrechte nicht zueignen dürfen? Aber nicht alle verſtehen dies. — Genug hievon! Es lebe der Friede! — —"

3. Juli 1797: „— — Ob meine Ausſöhnung mit Pfeſers aufrichtig und dauerhaft iſt? Warum nicht? Sonſt hätt' ich mich nicht ausgeſöhnt. —

„In meinem letzten Schreiben an Sie hab' ich mich am guten, lieben Herrn Lavater wegen ſeinem Pontius verſündiget; kurz darauf erſchien Bronners dritter Teil,[1]) worin mich dieſer Afterfreund, dem ich bei ſeinem Hierſein alle mir mögliche Freundſchaft erwies, dafür ſein hübſch mit ſeiner Rute ſtrich. Ich lachte und lache noch und werde forthin lachen; denn wer will ſich erzürnen, daß ihn die Neſſel brennt — aber ich hielt ihn damals für meinen Freund und bin nun freilich enttäuſcht.

„Den 23. iſt unſer lieber Herr Landvogt Hofmeiſter vereiſt, nicht ohne Thränen bei ſeinem Abſchied zu vergießen: aber das war auch ein Abſchied — ein kleines Detachement Soldaten formierte auf beiden Seiten zwo Linien — die Fähnen waren mit einem Trauerflor umwunden — der Hauptmann präſentirte

---

[1]) F. X. Bronners Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. Bd. III S. 391—403 handeln von ſeinem Aufenthalt in Wallenſtadt.

ihm einen Blumenſtrauß und ſagte ihm kurz und gut, wie ungern man den Vater des Landes verliere — zwei Knaben beſtreuten den Weg mit Roſenblättern — die Mörſer wurden abgefeuert — Herr Landvogt weinte. Mir fielen Gleims Verſe auf den großen Fritz ein:

„Gieb ihm die Herrſchaft über dich, o Welt,
Dieweil er weinen kann!!“

— Ich hoffe, daß Ihre Vaterſtadt und die Regierung derſelben nun einen ſolchen Bürger hervorziehe und ihm an die Hand gehen wird, ſeine Geiſtes- und Herzensfähigkeiten für's Vaterland zu verwenden. — Und nun, denk' ich, ſei's für einmal genug; denn daß Herrn Jauchs Übergang keine Proſelytenmacherei iſt, verſteht ſich von ſelbſt. —“

Von beſonderem Intereſſe iſt, daß der Katholik auch zwei Gedichte zu Ehren des Reformators Zwingli verfaßte und dem Zürcher Antiſtes zuſandte. Er ſchreibt dazu:

3. Oktober 1797: „Sie werden denken, ich ſei in einem beſtändigen poetiſchen Paroxismus. Das eben nicht — mitkommende zwei Gedichte auf Ihren großen Reformator ſind die Frucht weniger Stunden, die ich am letzten Samstag nachmittags im Andenken an ihn zubrachte. Ob ſie nun des großen Mannes und Patrioten würdig ſind oder nicht, muß ich ſeinem würdigen Nachfolger im wichtigen Amte, das Sie bekleiden, zu beurteilen überlaſſen. Genug für mich das Beſtreben, ihn nach Möglichkeit meiner Kräfte beſungen zu haben. — Von Katholiken iſt Zwingli noch ſchwerlich je ſo beſungen worden — und gut, daß einige Katholiken dies noch nicht von mir wiſſen . . . welch' ein Stoff für ſie, über den Ketzer herzufallen. —“

Das erſte der beiden Gedichte — Zwinglis Geiſt — findet ſich abgedruckt bei Götzinger, Briefwechſel ff. S. 448 mit der falſchen Bemerkung: „Wahrſcheinlich um Neujahr 1819“; das zweite ſoll hier wiedergegeben werden.

30. Sept. 1797. **Zwinglis Tod.** Math. 10, 28.

So ſprach der edle Martyrer, ſank und ſtarb
den Tod des Vaterlandes, ein Patriot,
wie wenige vor ihm — ſo litt er
ſelbſt für die Lehre, von ihm verkündet.

Nicht anders auch ſein Meiſter, der, ob er ſchon
Gott ähnlich war, doch tief ſich erniedrigte,
gehorſam wurde bis zum Tode,
höret und ſtaunt! bis zum Kreuzestode.

Doch nach dem Tode, als er entronnen war
dem Strafgerichte, ſieh! da erhöht ihn Gott;
wer kann die Menge ſeiner Jünger
zählen? Wer kennt nicht ſeine Lehre?

Für ſeine Leiden ward ihm des Herzens Wunſch
erfüllt; d'rum gab ihm Gott auch der Leute viel:
weil er nicht achtete ſein Leben,
wurden die Sünder durch ihn lebendig.

So geht der Weg durch Leiden zur Herrlichkeit;
ſo ging dein Weg auch, edelſter Patriot!
dein Blut, das Kappels Erde düngte,
düngte den Acker des Herrn mit Segen.

Ha! Welch' ein Segen! Zähle den Sand am Meer,
des Himmels Sterne; ſiehe! ſo zähleſt du
ſie auch, die ſeinem Blut entſproßten,
zahlreich, wie Tropfen des Thau's dem Morgen.

Freu' dich, o edler Kämpfer, des Weizenkorns,
das du hinſäteſt; freu' dich! Es wuchs empor
zur Ehre Gottes, brachte Früchte,
wurde zur Garbe, zur Saat, zur Ernte.

Weiß ſind die Fluren, reif iſt die Ernte ſchon,
herbei ihr Schnitter! ſchneidet die Saaten ein
für jenes Leben! Andere ſäten
mühſam euch vor, was ihr itzt einerntet.

Du biſt der Sämann, Zwinglius! Was dein Mund
hier lehrte, Treue Gott und dem Vaterland,
nur ihm zu leben, ihm zu ſterben,
ſiegelteſt du mit dem eignen Blute.

Du haßteſt Fürſtengold und die Mietlinge,
die ſelbſt ihr Blut verkauften, des Vaterlandes
unwürdig, dem ſie es verdankten,
ihm es zu opfern, und nicht dem Fürſten.

Du tateſt, was du lehrteſt, es floß dein Blut
Gott und dem Vaterlande zum Opfer hin —
o du, von ihm geweihte Erde,
ſei uns ein Denkmal des großen Mannes!

Mit einem kurzen Briefchen vom 14. November 1797 verſtummt nun die Korreſpondenz für lange. Die Zeiten wurden zu ſtürmiſch, die Verbindungen zu unſicher und die Geſchäfte der beiden Männer zu ernſt, als daß ſie mehr als gelegentliche Grüße oder Händedrücke hätten austauſchen können. Der nächſte Brief iſt erſt am 30. Dezember 1811 geſchrieben und lautet vollſtändig (in genauer orthographiſcher Wiedergabe):

Hochwürdiger Herr!

„Der Gruß, den Sie mir durch unſern alten Regenten, Herrn Hoffmeiſter, zuſenden ließen, weckte von neuem mein Herz. Haben Sie Dank für Ihr gütiges Andenken! zumal da es noch mit ſo edeln Gaben für unſere unglücklichen Mitbürger von Sargans[1]) begleitet war. Ach! dieſes Unglück hat meinen Amtskreis ſchrecklich betrübt. Doch ich verzagte nicht. Ich wußte, wem ich glaubte u. traute, u. täuſchte mich nicht. Auf das Unglück folgte tröſtende Hilfe. Auch des alten Zürich immer treue Menſchenliebe hat ſich wiederum nicht verläugnet. Und den Edeln derſelben, wie können wir's ihnen vergelten? Gott wird ſie belohnen. Und unſer alte Herr Landvogt Hoffmeiſter, wie väterlich hat er ſich unſer angenommen! Dafür hat er auch unſere beſtändige Liebe und Zuneigung. Der heißeſte Dank flammt in unſere Herzen für ihn. Und der Edle verlangt mehr

[1]) Im Dezember 1811 brannte der größere Teil des Städtchens ab.

nicht. Sie aber, mein Unvergeßlicher! leben wohl? Oft ſchwebten Sie meinem Geiſte vor. Ich fragte Ihnen nach, wo ich konnte. Nur ſtürmiſche Zeiten, wie wir erlebten, nur neue Verfaſſungen und Lagen, nur müh u. arbeitsvolle Geſchäftskriſe, konten unſern ehmaligen Briefwechſel unterbrechen; nicht aber die Freundſchaft ſelbſt, die, ob ſtill, im Herzen immer loderte, und lodern wird, ſo lang ein Odem es belebt. Was ich ſeit dem letzten ausgeſtandenen Schickſal von 1799 ſehr vermißte, ſind Ihre Werke, die mit meiner übrigen Bücherſammlung ein Raub der Flamme wurden. Seither ſchaffte ich mir nur Ihre Lieder zur Ehre des Herrn wieder an, ohne die ich faſt nicht leben könnte. Das göttliche Leben Jeſu muß ich noch auf beßre Zeiten ſparen. Freund! ich hatte viel zu kämpfen u. muß zum Theil itzt noch kämpfen. Der Herr ſey dafür geprieſen! am Ziele der Laufbahn iſt Ruhe. Sie und Ihre Gattin vergeſſe ich nicht, ſo wenig als der Hüter Israels je ſchlummert. O nein! er ſchläft, er ſchlummert nicht, der Hüter Israels. Er wache über unſer Vaterland! er wache über Sie und Ihre Kirche! er behüte uns alle im kommenden Jahre, welches Ihnen ſegensvoll wünſcht

Ihr hochachtungsvoll ergebenſter

Bernold."

Bald bot ſich der Anlaß zu einem weiteren Brief. Am 24. Februar 1812 ſchreibt Bernold an Heß:

„Empfangen, empfangen hab' ich Ihr „Leben Jeſu" u. den Anhang dazu. Empfangen, wie man einen langvermißten Freund wieder unter ſeinem Dach empfängt, u. unter einem Strom von Empfindungen umarmt. So war es mir, als ich Ihr edelfrommes Geſchenk zur Hand nahm und mit unnennbarer Freude des Herzens wieder ſah. O des ſüßen Wiederſehens nach einer 12jähr. Trennung! Gleich im erſten Augenblick erkannten uud liebten wir uns ganz wieder. So wie Sie u. ich uns nach

langem Schweigen wieder ganz unverändert vertraut trafen, wie da die ſtürmiſche Zeit unſern freundſchaftlichen Briefwechſel unterbrach, ſo ging es mir mit Ihrem Geſchenke, welches mein Herz und mein Geiſt mit der alten freundſchaftlichen Miene anſprach. Mit welcher ſtiller Herzensfeyer werd' ich es leſen! ich habe bereits begonnen. Und nun mein Dank? Das iſt u. ſey mein Dank, daß ich dieſem edeln Geſchenk als Ihrem würdigſten Stellvertretter wieder den alten Platz in meiner kleinen Bücherſammlung u. in meinem Herzen einräume. — — Bleiben wir alſo einander was wir waren!

„Wohl treffend bemerken Sie, — — daß die überaus wichtigen Zeitereigniſſe — wiederum großen Veränderungen u. höhern Zwecken den Weg bahnen. Wer dieſes läugnet, der nimmt der Welt die Sonne weg, daß es Nacht wird. Dieſer Gedanke aber einer theokratiſchen Leitung der Weltangelegenheiten beleuchtet alles. Warum entſtuhnd unter unſern Augen ein ſolches Reich, wie Napoleon gründete, welches ſeine Gränzen noch immer weiter rückt? Möchte die Vorſehung nicht einen ähnlichen Zweck dabei haben, wie da zur Zeit der Geburt Chriſti der römiſche Cäſar den Erdkreis beherrſchte? u. iſt nicht auch itzt ein ähnlicher Conflickt von politiſchen und religiöſen Partheyungen, wie damals? Zwiſchen inne ſteht die innere Kirche, die, wie Sie bemerken, der Herr ſich bildete. Zu allen Zeiten des alten und neuen Bundes gab es eine ſolche innere Kirche, ein ſolches Iſrael Gottes, ganz in dem Sinne, wie Chriſtus bei Luk. 17, 21 ſagt: „Das Reich Gottes iſt inwendig in euch.“ Das ſey denn auch unſer Aller Beſtreben, würdige Mitglieder dieſer innern Kirche zu ſeyn. Aus ſolchen wird einſt der wiederkommende Herr ſeine Geſellſchaft bilden. Glücklich werde ich mich ſchätzen, wenn auch aus der glücklichgetroffenen Ehe meiner l. Tochter mit ihrem würdigen Gatten ſolche Zöglinge entſtehen. Der Herr gebe es!

„Und Sie finden in Ihrem Alter und bey Ihren vielen Amtsgeſchäften noch Zeit, mir Ihre Gedanken mitzutheilen? Haben Sie Dank dafür! Stets werden Sie mir willkommen ſeyn. Mit beſonderer Vorliebe wende ich eine Stelle der Meſſiade auf Sie, mein Theuerſter, an:

„Mit zu vielen Geſchäften für Einen umgeben, und dennoch
Niemals in ihrem Netze verſtrickt, that Lucius eifrig,
Was er ſollte, nicht ſtolz darauf, nicht niedergeſchlagen,
Wenn er oft die Ähre der Saat, die er ſtreute, nicht ſahe.
Sorgſam, ein weiſer Käufer der Zeit, erſpart er noch immer
Stunden zum Gebete, zur weltentfernten Betrachtung
Heilge Stunden. Und ſo entrann er in's ewige Leben."

„Leben Sie wohl, bis an's Ende der Laufbahn ſtandhaft! ein Leuchter Ihrer Gemeinen! ein mächtiger Zeuge wie Paulus u. Kephas! Ich aber bin dies u. jenſeitig unveränderlich der Ihrige

Bernold."

11. Oktober 1813: „Geſtern las ich Ihre „Einheit im Mannigfaltigen" ununterbrochen in einigen Geſchäftsfreien Stunden. Herzlich hat es mich gefreut, wieder etwas von Ihnen leſen zu können. So wie Sie mich kennen, wiſſen Sie, daß ich über dieſen Punkt der innern Kirche einſtimmend mit Ihnen denke! Da Sie vor einem Jahr bei der Wiederbelebung unſerer Freundſchaft die Güte hatten, mir das „Leben Jeſu" ſammt den Anhang über die „Lehre, Thaten und Schickſale Jeſu" zu ſchenken, ſchaffte ich mir vor einem Monat auch noch Ihre „Apoſtelgeſchichte" an, deren Durchleſung mir ein ungemeines Vergnügen machte. Dieſe ganze Geſchichte zeugt ja klar, daß es den Apoſteln nur um Einführung und Feſtſetzung der Hauptwahrheiten und Lehrſätze zu thun war, nicht aber um Einförmigkeit nach dem Sinne mancher nachherigen Chriſten. Oder war zwiſchen Judenchriſten und denen aus den Heiden Einförmigkeit?

welcher Apoſtel forderte ſo etwas von ihnen? Paulus, der am Tiefſten in den Geiſt der Anſtalt Jeſu eindrang, lehrte gerade das Gegentheil, und auch Petrus wurde gleich anfangs von dem Herrn ſelbſt darüber belehrt, u. ſogar Jakob, der am meiſten noch zu judaiſiren ſchien, war in den weſentlichen Punkten gleicher Meinung mit Paulus und den Andern. Ihre „Einheit im Mannigfaltigen" kam mir daher wie ein Anhang zur Apoſtelgeſchichte vor und enthaltet nur eine nähere Anwendung des Geiſtes derſelben auf unſere gegenwärtige Lage. Alles, was Sie in dieſen Predigten ſagen und lehren, iſt im ſtrengſten Sinne wahr und muß von jedem unbefangenen Lehrer und Mitglied unſerer Kirche mit Mund und Herzen zugegeben werden. Möge dieſer innere Chriſtenverein immer tiefere Wurzel faſſen und geſegneten Fortgang haben! ſo wird im wahren Sinn des Wortes Jeſu „Eine Herde und Ein Hirte" ſein."

1814 überſandte Heß dem Freunde die neu herausgekommene Auflage ſeiner „Lieder zur Ehre unſers Herrn" mit begleitendem Briefe, worauf Bernold 10. Juni 1814 antwortet:

„— — Ich habe die Lieder mit neuem Vergnügen ſofort geleſen und auch die neu hinzugekommenen ganz der ältern und Ihres Geiſtes würdig gefunden. Über den „innern Verein" ſind wir ſchon lange einverſtanden. Seitdem ich die heil. Schriften las, fiel es mir auf, daß jene Einheit des Hirts und der Herde wohl nicht in der Form, wie Viele ſo falſch auslegen, beſtehen könne, auch auf dieſe Art ſtets unerhältlich ſein würde, ſondern einzig praktiſch zu verſtehen ſei und auch immer verſtanden, geſagt, gepredigt, behandelt wurde im alten und neuen Bunde. War es nicht dies, was die alten Propheten meinten, wenn ſie vom wahren und beſſern Israel ſprachen? war es nicht dies, was unſer Herr bei allen Anläſſen einſchärfte und lehrte? er drang ſo gar nicht auf Form, daß er dieſe vielmehr für ein Hinderniß

des Eingangs seiner Lehre betrachtete und sich dagegen freute, wenn er bei Ausländern, bei sog. Heiden, mehr Glauben an seine Lehre fand als selbst bei Israeliten. Die Gespräche mit Nikodem, mit der Samariterin, die Bergpredigt, alle seine Reden, Handlungen, was sagen sie anders? Nur so kann und wird „Ein Hirt und Eine Herde" sein, wenn Einheit im Mannigfaltigen, d. i. das reine Christenthum im Geist, in der Wahrheit auch unter den verschiedenen Formen sein wird. Und so sei „Friede und Barmherzigkeit über den Israel Gottes!

„Den Versuch „vom Reiche Gottes" werde ich nun mit erneuerter Aufmerksamkeit lesen und fühle schon im Voraus, wie dieses von Ihnen überschaute, durchdachte, überlegte und rein aufgefaßte Ganze mir Geist und Herz befriedigen wird.

„Für unser l. Vaterland seufze ich täglich, daß doch der wohltätige Faden der Ariadne es aus dem Labyrinth ziehe, worin unseliger Parteigeist es zu verwickeln droht. So weit ist es mit uns gekommen, daß wir zuletzt eine 2. Mediation für eine Wohltat ansehen müssen. — —"

13. Februar 1815: „Wie der Ton aus einer bessern Welt kam mir vorgestern Ihr „Bibellied", welches ich gestern in einer der Andacht geweihten Stunde mit Rührung las. Es ist ganz Ihrer würdig, mein edelster Freund! ist der beste Commentar alles dessen, was Sie schon viel und tief gedacht und empfunden, über dies heilige Thema „die Bibel" geschrieben; es ist der würdige Schlußstein Ihrer systematisch geordneten Resultate des Lieblingsstudiums der Bibel, und daß ich so sage, der „poetische Abdruck" Ihres Versuches vom Reiche Gottes. In diesem Geist ist es gedichtet, in diesem Geist las ich es auch und glaube, so Ihren Geist am Besten und Richtigsten aufgefaßt zu haben. Man sieht, Sie haben sich steif halten gelernt, als sähen Sie den, der unsichtbar ist, und Ihr vortrefflicher

Wahlſpruch „Ich weiß, wem ich geglaubt habe“ erwahrt und beſtätigt ſich mehr und mehr; aber er wird Ihnen auch „Ihre verdiente Beilage bewahren bis an jenem Tag, die Krone der Gerechtigkeit“ u. ſ. f. — — So ſind Sie jetzt ſchon ſelig im Glauben; wie viel ſeliger dann im Schauen! Schon jetzt Bürger jenes höhern Vaterlandes. — — Wie mir das Herz brannte, als ich Ihr herzanſprechendes Gedicht durchlas und wie es in mir die heißeſte Begierde auch nach der andern Hälfte entzündete, kann ich Ihnen nicht genug mit Worten ausdrücken. — — So liebe ich das Dichten, wie Sie, mein Freund, dichten: ſo einfach und doch dabei erhaben, ſo anſpruchslos und doch ſo anſprechend, ſo prunklos und doch voll Salbung, Anmut und Wahrheit. Ich werde mich wohl hüten, es Ihnen nachzuthun, und begnüge mich, an Ihrem Geiſte meinen Geiſt zu beleben und an Ihrem Herzen mein Herz zu erwärmen. Dichten Sie uns noch viel Schönes und ſingen Sie noch nicht ſo bald Ihren Schwanengeſang! —“

Ähnlich tönt es im folgenden Brief vom 26. März 1815, worin Bernold für die zweite Hälfte des Bibelliedes dankt:

„Es iſt der ſchönſte Schluß Ihrer poetiſchen Arbeiten, ja aller Ihrer bibliſchen Werke. — Der Rückblick darauf, den Sie am Ende — noch thun, wie ſüß muß er ſchon hier für Sie ſein und Ihr Forſchen und Streben nach Wahrheit belohnen! —“

Im nächſten Brief, erſt vom 10. März 1817, bezeugt B., daß nur die vielen Geſchäfte die Korreſpondenz unterbrechen konnten, daß er aber jeden Tag in einem „Feyeraugenblick“ des Freundes gedenke und oft ſich an ſeinen Schriften erbaue. Zum erſten Mal unterſchreibt er ſich nun als Statthalter. Die Korreſpondenz ſtockt abermals. Erſt am 7. Mai 1819 ſchreibt B. wieder:

„Ich habe lange wieder geſchwiegen, doch nur mit der Feder, nicht im Geiſte und mit dem Herzen. Ich dachte ſo oft an

Sie, fühlte ſo oft für Sie und mit Ihnen, beſonders nach der Jubelfeier, die Sie entzückt waren zu erleben, wie Abraham frohlockte, den Tag des Herrn zu ſehen. Welch ein hehres Feſt war das für Sie, den Nachfolger des großen Mannes, dem jene Gedächtnisfeier vor Allem geweiht war! Ich habe mir die merkwürdigen Schriften über dieſe Feier und ihre Veranlaſſung faſt alle geſammelt; nur kam mir darunter keine von Ihnen vor. Wie hätte es mich gefreut, auch Ihre Äußerungen über dieſen erhabenen Gegenſtand zu leſen! wahrlich, es wäre mir vor 1000 andern wert geweſen. Nur weil ich Katholik bin und jenes Feſt ausſchließend für Ihre Konfeſſions-Bekenner galt, konnte mich hindern, auch meine Gefühle laut werden zu laſſen. Sonſt erinnern Sie ſich vielleicht noch, daß ich einſt ein Gedicht „Zwinglis Geiſt“ Ihnen mittheilte. — — Unterdeſſen konnte ich nicht umhin, Ihnen die „Sehnſucht der Pſyche“ [1]) hier abſchriftlich mitzutheilen, weil dies Gedicht im philoſoph. Sinne nichts Anderes ausdrückt, als jenen pauliniſchen Wunſch, „aufgelöst zu werden und daheim zu ſein“. Dies iſt auch Ihr Wunſch, edler Greis! beſonders jetzt, nachdem Sie, wie Simeon, den Tag des Heils für Ihre Kirche geſehen haben. — —“

Heß ſandte ſofort die Reden, Predigt und Gebete, die er an der Reformationsfeier gehalten, dem Freunde zu, und dieſer dankte mit nochmaliger Zuſendung ſeiner Gedichte über Zwingli, jedoch mit der Bitte, ſie für ſich zu behalten, damit er, der Katholik, dadurch nicht kompromittiert werde. Ein 3. Gedicht, „Der Geiſt Jeſu“, dürfte dagegen ſchon publiziert werden. Der Brief (23. Mai 1819) ſchließt: „Um unſertwillen bleiben Sie noch bei uns, da wir Sie noch bedürfen und es Abend werden will. Für diesmal muß ich enden, bin aber ohne Ende, dies und jenſeits, hier und dort Ihr treu ergebenſter J. F. B.“

---

[1]) Abgedruckt bei Götzinger, Aus den Papieren des B. v. R. S. 455.

Wieder verſtummte die Korreſpondenz. Da erſchien Ende Oktober 1823 ein junger Mann im Antiſtitium zu Zürich, ſtellte ſich als Sohn des Statthalters zu Wallenſtadt vor und überbrachte folgenden letzten Brief desſelben vom 27. Oktober 1823:

„Hochwürdiger Herr Antiſtes! Verehrteſter Freund!

„Der Überbringer dieſes iſt mein älteſter Sohn Joſeph Franz, der nach Freiburg i. B. reist, um dort die Rechte zu ſtudieren. Bei dieſem Anlaß gebe ich ihm den väterlichen Auftrag und Rath, Sie, mein Verehrteſter! mein Unvergeßlicher! mein Einziger! wenn es immer Zeit und Umſtände geſtatten, zu beſuchen, Ihnen einen Strauß von meinen freundſchaftlichen Grüßen zu bringen, und ſich als mein zweites Ich Ihrem Wohlwollen ebenfalls zu empfehlen.

„Daß Sie in Ihrem hohen Alter ſich noch wohlbefinden, daß Sie immer noch neue Auflagen von Ihren Schriften beſorgen, daß Sie ſtets als treuer Hirt für Ihre Kirche beſorgt ſind, vernahm und beobachtete ich von Zeit zu Zeit. Der Herr ſtärke und erhalte Sie ferner zum Troſt Ihrer Kirche und Freunde! Seien Sie auch ferner meiner eingedenk und laſſen Sie mich und meinen Sohn Ihnen empfohlen ſein, der ſich unabänderlich mit der reinſten Hochachtung und wärmſten Freundſchaft zeichnet

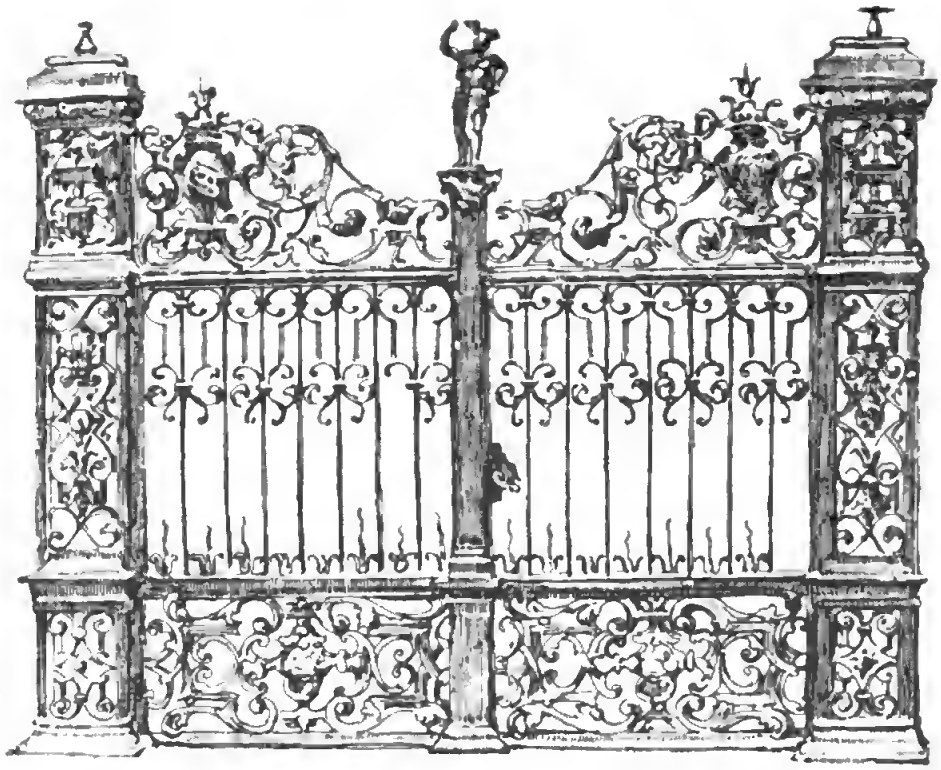
Ihren ergebenſten

J. F. Bernold, Statth."

* * *

Wir ſind am Schluſſe und nehmen Abſchied von dem ſympathiſchen Manne, der mit der Proſa des öffentlichen und privaten Geſchäftslebens die Poeſie und mit ſeiner Zugehörigkeit zur

katholiſchen Kirche innige Freundſchaft mit dem Haupt der reformierten Zürcher Kirche und Liebe zur Bibel ſo harmoniſch zu vereinigen wußte. Der Wohltäter ſeines Volkes und im beſonderen ſeiner Vaterſtadt, der liebevolle Familienvater, der gemütvolle Menſch, der warmherzige Dichter, der treue Freund, der in Freud und Leid bewährte fromme Chriſt verdiente es wohl, daß ſeine Briefe wieder ans Tageslicht gezogen wurden und mit ihnen ſeine ganze gewinnende, charakterfeſte Perſönlichkeit. —



Gartengitter beim Hause zum „Brunnen“ 1722.

Mailänderreise einer Zürcher Dame im Jahre 1820.

Mitgeteilt von C. Escher-Heß in Zürich.

Die Dame, die hier ihre Reiseerlebnisse schildert, ist Frau Kleopha Escher geb. Goßweiler (1774—1838) im Brunnen. Das Manuskript der von ihr verfaßten Reisebeschreibung befindet sich im Besitze ihrer Nachkommen. Die Mitteilung einiger Bruchstücke dieser anmutigen, von guter Beobachtungsgabe zeugenden Schilderung dürfte einiges Interesse beanspruchen.

Sie war begleitet von ihrem Mann, Hans Kaspar Escher, ihrem Sohn, Hans Konrad Escher, und dem bekannten Arzt und Schriftsteller Dr. Joh. Gottfr. Ebel, dem Verfasser der „Anleitung

die Schweiz zu bereiſen“ und des Werkes „Bau der Erde im Alpengebiete.“ Außerdem war noch die Zimmermagd Suſanna der Frau Eſcher dabei.

Die Reiſe wurde im eigenen Wagen mit Poſtpferden gemacht. Der Weg führte über Bern, Lauſanne, Simplon, Langenſee, Mailand, Verona, Bozen, Meran, Malſerheide, Landeck nach St. Gallen, wo Frau Eſcher zum Schluß noch eine Woche bei einer Freundin verweilte.

Abreiſe.

Dienſtag, den 29. Auguſt 1820. Wohl werde ich es nie in meinem Leben vergeſſen, wieviel mich der Entſchluß, eine Reiſe nach Mailand anzutreten, koſtete. Ehemals freilich der Gegenſtand meiner Wünſche — allein ſeit mehreren Jahren zählte ich dieſen Wunſch unter die vielen andern, die die Phantaſie ſich jugendlich und blütenreich ausmalt, jetzt bei der Abnahme unſerer Kräfte und ſo vielen körperlichen Beſchwerden, bei der Angewöhnung ſo vieler im heimatlichen Haus ſo leicht zu ſtillenden Bedürfniſſe, bei der langen Angewöhnung, ſtill und zurückgezogen — beſonders in unſerem ländlichen Aufenthalt — zu leben, jetzt fiel mir die Ausführung dieſes einſtigen Wunſches nicht nur ſchwer, ſondern ſchien gänzlich unausführbar. Allein Dank ſei der Beharrlichkeit meines lieben Mannes, der jeden Einwurf von mir zu beſeitigen wußte und bei welchem ein innerer Drang mit vernünftiger Überlegung ſo im Gleichgewicht ſtehend, ihm eine Sicherheit gaben, daß er ſich durch alle meine Ängſtlichkeiten und Beſorgniſſe nicht abhalten ließ. Der Tag unſerer Abreiſe wurde feſtgeſetzt, in wenigen Tagen die nötigen Vorbereitungen getroffen; es fügte ſich, daß ein Kutſcher von Bern unſeren Wagen mit ſeinen Retourpferden ſo weit führen konnte, bis wir mit Poſtpferden weiter reiſen konnten. Am Abend vorher

kamen noch alle die lieben nächſten Verwandten, um Abſchied von mir zu nehmen, und unter tauſend Tränen ſchied ich von ihnen; ängſtlich war ihnen, daß uns etwas zuſtoßen könnte, eh' wir uns wiederſähen. — Ein ſchöner Morgen weckte uns früh, ich ging auf den Balkon, umfaßte zum letztenmale die liebe, ſtille Gegend, prägte mir das ſchöne Bild der lieben Berge und des heimatlichen Sees noch recht kräftig ins Gedächtnis und weinte bittere Tränen, als die gute Mutter am frühen Morgen noch hinauskam, um uns abreiſen zu ſehen. So ſehr mich dieſer Beweis ihrer Teilnahme freute, ſo ſehr drückte es mein Herz, den ſchweren Abſchied noch einmal zu wiederholen. Endlich ſchlug die Stunde; unter tauſend herzlichen, gegenſeitigen Anwünſchungen ſetzten wir uns ein und fuhren auf der Straße nach Baden ab. Mein Mann und mein Sohn, Dr. Ebel und ich im Wagen, die Suſanna auf dem bequemen Sitz auf dem Bock, welcher Platz ihr dann freilich nicht mehr oft zuteil wurde, indem er wechſelſeitig von der Geſellſchaft ſtreitig gemacht wurde, um die freie Umſicht und friſche Luft ungehinderter genießen zu können. — —

Die Reiſe ging über Bern, Payerne, Lauſanne ins Rhonetal. In Hofwyl, Bern, wurde Fellenberg, der Gründer der dortigen berühmten landwirtſchaftlichen Anſtalt, beſucht.

In Avenches wurden die römiſchen Ruinen in Augenſchein genommen.

Sitten, Simplon.

Auf einmal erblickt man die alten Klöſter und die Stadt Sion, auf die kahlen Felſen gebaut. Die Sonne neigte ſich und rötete die Felſen und mit der Dämmerung fuhren wir in Sion ein. Es war Sonntag und die Straßen ſehr von Menſchen gefüllt, und ſehr lebhaft. — Ein unfreundliches, altes Wirtshaus nahm uns auf, in welchem wir uns aber doch bequem

zum Schlafen einrichten konnten; ich trank noch einen Tee vor dem Nachteſſen und wiederholte gerne noch im Geſpräch alles das Schöne und Merkwürdige, was uns heute von Vevey an zuteil wurde, nicht ohne den etwas ſchmerzhaften Gedanken, daß wir vielleicht heute zum letztenmal diesſeits der Alpen übernachteten. Zum Nachtiſch wurden uns hier die erſten ſchönen, reifen Trauben und Feigen aufgeſtellt. Letztere wachſen hier ſchon im Freien und wir ſehen Feigenbäume in der Gegend, wie bei uns Kirſchen- oder Apfelbäume; die Reben werden ſchon weniger beſchnitten und an Pfählen rankend gezogen, welches der ſonſt kahlen, felſigen Gegend ein weit hübſcheres Anſehen gibt. Es war ein ſchöner Abend, der uns mit Hoffnungen auch auf morgen erfüllte.

Den 4. September. O! wenn es öfter geſchähe, daß die Hoffnungen, die uns des Abends in ſanften Schlummer wiegen, beim Aufwachen am frühen Morgen ſo ſchön in Erfüllung gingen, wie mir heute diejenigen von geſtern Abend, wie freudig würde die Gegenwart benützt, wie wenige Augenblicke gingen in zweifelnder Angſt und Bangigkeit verloren und wie ermutigt würde manches Hindernis beſiegt, oder mit unerſchöpften Kräften getragen; je ſeltener es aber in den menſchlichen Erfahrungen liegt, deſto heller und eindringender glänzen dann aber die einzelnen Fälle und erfüllen das Gemüt mit unausſprechlichem Dankgefühl. So ging es mir heute! Wie regte ſich alles in meiner Seele zur Freude, als ich die höchſten Spitzen der Gebirge im rötlichen Morgenlicht erblickte; kaum konnte ichs erwarten; hinaus in die ſchöne Natur, die hehren Bilder innig zu erfaſſen, die mir heute ſollten in dieſem Himmelsglanz dargeboten werden; und der Gedanke, heute noch den Simplon zu beſteigen, machte mich unbeſchreiblich glücklich.

Unter dieſen Empfindungen und geſpannter Erwartung reiſte ich von Sion ab; gleich anfangs zieht ſich die Straße ein

wenig bergan und ſo konnte ich die ſonderbaren Klöſter Majoria, Valeria und Tourbillon noch recht betrachten, welche wirklich, beſonders die beiden letztern, höher gelegenen, einen eigenen Anblick gewähren auf ihren nackten Felſen. Auffallend ſind die kleinen. einzeln ſtehenden Hügelchen, die man von hier aus im Rhonetal antrifft, um die ſich die Rhone ſchlängelt. Daß die Hitze in dieſer Gegend ſehr hoch ſteigt, zeigten mir die herrlichen, faſt überall reifen Trauben, bei denen wir vorüber fuhren und derer ſich unſer Zwillingspaar nach Gelüſten und ohne Bedenken bediente. Wir wurden nämlich vom Poſthalter in Sion aufgefordert, zwei ſtatt einen Poſtillon zu nehmen, indem die beiden Zwillingsbrüder faſt nicht ein paar Stunden ohne einander leben könnten und der eine immer weit lieber gegen ein ganz kleines Trinkgeld, oder allenfalls auch umſonſt den Weg mitmache, als ohne den andern zurückzubleiben. Durch St. Leonhard kamen wir nach Siders. Während dem Pferdewechſel ging ich auf den ganz offenen, freiſtehenden Kirchhof, und freute mich da der ſchönen Ausſicht und vieler, einzelner, ſehr maleriſchen Partien. Die Gegend um Siders hatte für mich etwas ſehr Anſprechendes und Freundliches. Bald nachher führt eine Brücke über die Rhone, an deren linkem Ufer man dann fortwährend fährt, bis nach Brig. Nach einiger Zeit hat man den Flecken Leuk gerade ſich gegenüber, jenſeits der Rhone; man ſieht den Anfang des Weges, der von da hinüber nach dem Leukerbad führt und ſich dann aber dem Auge in die Felſenkluft entzieht. Hoch oben in reiner Himmelsluft glänzten die Hörner der wohlbekannten Gemmi und der Lämmerngletſcher. Vor uns trat das Furkelenhorn mit ſeinem Nachbar hervor; letzterer behielt in Ermanglung ſeines wahren Namens die Bezeichnung „Der Nachbar mit der Halskrauſe“, indem ein wulſtiger Kranz von Schnee auf einer gewiſſen Höhe denſelben umgibt, aus welchem er ſein kahles Haupt erhebt. Dieſem ſchönen Gebirgsfelſen

immer näher rückend, kamen wir nach Tourtemagne. So ſchnell wie möglich eilten wir, den eine ſtarke Viertelſtunde vom Ort gelegenen Waſſerfall zu genießen, währenddem die Pferde gewechſelt wurden. Die Freude des Tages, der ungemein blaue Himmel, die friſchen Lüfte, die die Sonnenhitze wohltätig kühlten, gaben mir eine lange ungekannte Leichtigkeit zum Gehen, auch ward ich reichlich für dieſen Gang belohnt durch die Anſicht des ſchönen Falles. Zwar etwas ganz anderes als die Piſſevache, der Bach ſtürzt in einem Strom über den ſenkrechten Felſen ohne Widerſtand in die Tiefe, und ein gewaltiges, donnerähnliches Brauſen hallt in der kalten Felſenkluft, in die kein Sonnenſtrahl dringt. Ich möchte jenes mehr ein poetiſches, dieſes hingegen ein tiefes, ernſtes Bild nennen, aber in ſeiner Art nicht weniger intereſſant. Gerne hätte ich mich noch länger der Betrachtung dieſes ernſten Bildes und ſeiner gewaltigen Sprache überlaſſen, allein die Zeit erlaubte es nicht; ſchnellen Schrittes gingen wir nach Tourtemagne zurück, wo mein Mann uns erwartete; wir fuhren ſchnell nach Viſp, wo wir wieder Pferde wechſelten. Ein ſtarker Strom tritt hier aus dem Viſpertal heraus, dann nach Gembſen, bei der Öffnung des Nanzertales und noch einigen Örtchen vorbei, über die Saltinabrücke nach Brig. Dieſer Ort gewährt in einer bedeutenden Entfernung einen ſehr hübſchen Anblick. Das Rhonetal wird weiter und der Ort mit ſeinen glänzenden Türmen liegt in ſchönem Grün, von Gebirgen umkränzt, ausgenommen die Seite gegen das Rhonetal hinunter iſt offen, ſo daß wir bald von Viſp aus Brig im Geſicht hatten. Hier wurden Pferde gewechſelt und Vorſpann genommen. Ein fürchterlich böſes Weib, in der Perſon der Poſthalterin, die jeden Durchreiſenden mit eigentlicher Gier in ihre ſcharfen Krallen faßt, daß er ſie nicht ſo leicht vergeſſen kann, trachtete auch unſer habhaft zu werden, alle Künſte wurden angewandt, um uns zu verſpäten; ſie zögerte

mit den Pferden, zankte über die Anzahl derselben, über Post- und Vorspannbezahlung, ließ den Radschuh für unnütz erklären, sprach von gefährlicher Fahrt während der Dämmerung auf der Simplonstraße u. s. w. Allein das bloße Anschauen dieses leidenschaftlichen, zornmütigen Gesichtsausdruckes hätten einem schon alle Lust benommen, eine Nacht unter ihrem Dache zuzubringen, noch vielmehr hätten wir's bereuen müssen, den prächtigen Nachmittag nicht benutzen zu können.

Kaum daß wir's durchsetzen konnten, endlich nach 2 Uhr mit 6 Pferden und 3 Postillonen fortzukommen. O! wie wenig paßte dieser Auftritt in den schönen blauen Himmel über uns, und in die erwartungsvolle Stimmung, in der ich mich dem merkwürdigen Alpenpaß näherte, und wie erleichtett fühlte ich mich, als wir endlich von Brig abfuhren.

Nicht weit, so kommt man über die Saltinabrücke, wo es anfängt, allmälig aufwärtszugehen; hier zeigte man uns auf der obersten Höhe des Passes das Zollhaus, wo das Weggeld abgenommen wird, mit dem Zusatz, daß das die gänzliche Höhe sei und von dort es schon jenseits sich neige; ich konnte nicht begreifen, daß wir 3 Stunden dorthin zu fahren haben sollten, indem es mir gar nicht so ferne schien; nachher wurde ich dessen durch die unbegreiflichen Krümmungen des Weges besser belehrt. Anfangs geht es durch leichten Lärchenwald und wie wenig ahnt man hier noch von den entsetzlichen Zerklüftungen des Gebirges, denen man entgegengeht; durch eine ganz kurze Gallerie und weiter über eine schöne Brücke, in schönen Windungen, gelangt man nach Berisal, wo die Pferde gewechselt werden. Während dem Anhalten kauften wir hier Simplon-Granaten, als Andenken des heutigen Tages. Wir trafen hier die Diligence, von der Südseite kommend, was einem sehr wunderlich vorkommt. in einem Gebirge wie dieses auf regelmäßig eingerichtete Landkutschen zu treffen. Von hier an wird die Gegend immer

ernſter; links — wie aber auch früher ſchon — ſteigen die zerbröckelnden Felſen unmittelbar von der Straße in die Höhe und rechts davon wird der ungeheure Abgrund immer ſchrecklicher, mit jedem Schritt wird es grauenhafter hinunterzuſehen und dunkle Nacht herrſchte ſchon lange in der gewaltigen Tiefe. Deſto auffallender war das wunderſchöne Schauſpiel der hohen Schneegebirge, die wir rückwärts immer herrlicher im Auge hatten, je höher wir kamen, und die ſich immer feuriger von der Abendſonne färbten, je dunkler es im Tal unten ward. Ich rief mir meine Empfindungen zurück, die mir auf der Höhe des Riedernſtichs von Bern weg, dunkel und verworren aufſtiegen, beim Gedanken, daß ich dieſe Berner Hochalpen von der Südſeite zu ſehen bekommen werde. Und alſo wirklich, jetzt ſehe ich ſie in ihrer unendlichen Schönheit mit ihren glühenden Häuptern in das Dunkelblau des wolkenloſen Himmels aufſtrebend, die Jungfrau, Eiger, Aletſchgletſcher und manche andere in dieſer Gegend; aber über alle erhaben und prachtvoll zeigte ſich das Fletſchhorn als herrliche Pyramide. Während ich in ſtummer, aber unbeſchreiblicher Verwunderung immer rückwärts die glänzende Gebirgskette betrachtete, trat auf einmal, als wir um eine der vielen Wendungen herumkamen, das Fletſchhorn in duftender Abendbeleuchtung unſern Blicken entgegen, es war unausſprechlich überraſchend und ſchön. Mittlerweile ſind wir über mehrere Brücken und wie ich glaube, durch eine zweite der kleineren Gallerien gefahren, die ich nicht bemerkte, weil ich unverwandt auf das allmälige Erlöſchen der himmliſchen Lichter in den Gebirgen achtete. Eine Spitze nach der andern ging in ein wunderſchönes Dunkelblau über — bloß das Bietſchhorn leuchtete noch immer lebhafter und das Fletſchhorn war im zarteſten Roſenſchimmer; aber bald verſchwand auch dieſer, währenddem auf jenem die ſchon lange untergegangene Sonne immer noch ihre Strahlen warf. Ich konnte das Auge nicht

abwenden, bis auch das letzte glühende Pünktchen der kalten Nacht wich. Da ſah ich wieder zum erſtenmal in den ſchwarzen Abgrund mir zur Seite, und ein gewaltiges Rauſchen von vier Waſſerfällen, die vom herüberhängenden Kaltwaſſergletſcher herab unter der Straße durch mit fürchterlicher Wut in den Abgrund ſich ſtürzen. Ein plötzliches Peitſchenknallen der drei Poſtillone, wegen der ſich nähernden größeren Gallerie — alles zuſammen ſchreckte mich gewaltig auf aus meinen ſtillen Betrachtungen, eine wunderbare Furcht ergriff mich, eine Art Schwindel, ſo daß ich auf der Stelle meinen Platz auf die vom Abgrund entgegengeſetzte Seite umtauſchen mußte. Es war ſchon ziemlich finſter, als wir in die Gallerie einfuhren und bald nachher hielt der Wagen vor dem von unten herauf geſehenen Zollhaus. Von hier bis Dorf Simplen geht es ſchon etwas bergab. Die Sterne glänzten groß und im klarſten Licht. Jupiter ging gerade auf über den gezackten Felſen und leuchtete uns ſo heimlich als wohlbekannter Freund. — Ich dachte mir, wie er jetzt auch zu Hauſe im glatten See ſeine Feuerſäule abſpiegelte, und noch manche wehmütige Erinnerung rief ſein milder Schein in meiner Seele hervor — von welchen ich mich mußte losreißen, um mich der ſchönen Gegenwart nicht zu entziehen. Rechts ſahen wir ein einſames Licht in dem alten Spittel und links das unausgebaute neue, ganz nahe bei der Straße. Es war nicht kalt, aber eine ganz beſondere Friſchheit in der Luft erinnerte mich bei jedem Atemzug, daß Alpenluft hier wehe; deswegen freute ich mich auch ſehr, dieſe Nacht noch auf der Scheide zwiſchen Norden und Süden zuzubringen. — O! Es war eine herrliche Fahrt, ſelbſt bei Nacht, oben unter dieſem Sternenglanz dieſe Alpenreviere zu durchziehen und gerne hätte ich Simplon noch weiter gewünſcht. Es war 9 Uhr, als wir ankamen, unerwartet auf dieſer einſamen Höhe. Wir fanden uns im Wirtshaus ſehr gut eingerichtet, obſchon mehrere Fremde vor uns ihr Nachtquartier

eingenommen hatten. Die Luft ward kälter und der ſcharfe Wind hinderte mich, den Sternenhimmel in dieſer unbekannten Bergwelt noch ſo lange aus meinem Fenſter zu betrachten, wie ich gewünſcht hätte. Ich konnte keinen Augenblick ſchlafen, immer noch ſah ich das herrliche Bild der Gebirge von der ſcheidenden Sonne gerötet vor mir, und Morgen! ſo dachte ich, ach! Es iſt des Schönen, Wunderbaren und Großen zuviel auf einmal, eine einzige Stunde ſolchen Naturgenuſſes würde manchen kalten Wintertag erwärmen, ließe ſich's haushälteriſch verteilen. Doch — das ſoll und wird die Erinnerung tun, und eben deswegen muß ich mich hüten, mit meinen Gedanken und Phantaſieen nicht aus der Gegenwart herauszutreten, damit ſich die Erinnerung einſt nicht verwirre. — —

Am folgenden Morgen, 5. September, wurde die Reiſe fortgeſetzt über Domodoſſola und den Langenſee, wo die borromäiſchen Inſeln eingehend beſichtigt wurden.

Am 6. September Nachtquartier in Seſto Calende.

Ankunft in Mailand. Erſte Eindrücke.

Den 7. September. Alſo heute der letzte Tag unſerer Hinreiſe! Heute noch ſoll das Ziel unſerer Reiſe erreicht werden!

O! rief ich beim frühen Erwachen und eilte an mein Fenſter, noch glänzten einige Sterne, kaum bemerkte man einige Morgendämmerung. aber auf dem Teſſinfluß ging das fröhliche Leben und Treiben ſchon wieder an. Die kleinen Schiffchen teilten ſich wieder da- und dorthin und das große Überfahrtsſchiff wurde ebenfalls in Bewegung geſetzt. Ich konnte mich nicht ankleiden, denn immer ſchöner ging die Landſchaft hervor, je näher die Sonne herauf an den Horizont ſtieg. Ich ſah den Fluß hinauf gegen die Alpen, auf einmal rötete ſich die höchſte Spitze des Monte Roſa; immer tiefer zog der ſchöne Morgen herunter und prachtvoll

ſtand das ſchöne Gebirge bald im vollſten Glanze, als Schluß des allerliebſten Bildes, das ſich mir immer mehr auftat vor meinen Augen. Gegenüber erhellte die Sonne nun auch das ſchöne Grün maleriſcher Gruppen; Akazien und Pappeln ſpiegelten ſich im Waſſer und über dem der ſchöne blaue Himmel. Es war ein herrlicher Morgen! Doch wir mußten uns zur Abreiſe rüſten, aber ungern verließ ich das liebliche Seſto mit dem wohlgelegenen Balkon in unſeren Zimmern. Nun kamen wir durch die große Ebene der Lombardei. Abgeblätterte, verdorrte Pflanzen von Welſchkorn gaben der einförmigen Gegend keinen Reiz, obgleich dieſelben von einer unſäglichen Menge von Maulbeerbäumen in langen Alleen bedeckt ſind und die gezogenen, rankenden Reben ſehr hübſch voll Früchte hingen, ſowie die vielen Pfirſich- und Feigenbäume, ſo bleibt ſie doch ohne alle Abwechslung und man ſehnt ſich nach etwas anderem. Deswegen feſſelte uns der Rückblick in die Alpen, deren man eine ſehr lange Kette ununterbrochen von da aus ſieht, mehr als die näheren Gegenſtände. Die Gebirge waren ſo hell und glänzend, wie man ſie bei uns nur bei Föhnwetter ſieht. Königlich erhob ſich der Monte Roſa mitten aus der langen Reihe, wir begrüßten wieder das Furkelenhorn mit ſeinem Nachbar mit der ſchneeigen Halskrauſe, deren Anblick mich auf der Stelle wieder zurück ins Wallis verſetzte. Nahe dabei glänzte der Griesgletſcher in der warmen Sonne. Links vom Monte Roſa erheben ſich eine Menge Spitzen nach Savoyen hinein, unter denen ſich der Monte Viſo auszeichnete. In Somma hielten wir bei der an der Straße gelegenen Cypreſſe an, ein prächtiger, außerordentlich großer Baum — 16 Fuß im Umfang — ganz gerade bis auf eine gewiſſe Höhe, dann teilt er ſich ſehr ſchön in viele Hauptſtämme, die dann breitbuſchig ſich in gewaltige Höhe ſtrecken. Es iſt ein ganz herrlicher Anblick; man weiß das Alter dieſer Cypreſſe nicht, aber es ſoll eine der größten in Europa ſein. In Gallarate

wurden die Pferde gewechſelt. Mädchen brachten Körbe mit Trauben und Pfirſichen zum Verkauf, welche uns willkommen waren, denn es war eine Hitze, die uns ganz austrocknete. Weiter führte eine Brücke über die Olona und Caſtellanza San Vittore nach Rho. Hier ſtiegen wir bei der ſchönen Kirche aus, deren Faſſade in ſchönem griechiſchem Stil einladend genug für uns war, auch das Innere derſelben zu betrachten. Wie überraſchten mich die Säulen von rotem Granit, die an der Faſſade ſo ſchön angebracht und auch die Zierde des Innern ausmachen, welch' edle Einfachheit, im höchſten Grade anziehend und ausdrucksvoll. Auch der einfache Altar, hinter welchem eine natürliche Draperie geſchmackvoll ſich auf beide Seiten breitet, alles edel, ſchön und ohne Spielereien — vier ſchöne Gemälde, die vier Evangeliſten — von großer Wahrheit, von denen mir zwei beſonders gefielen, mit aufgeſchlagenem Buch, die Feder in der Hand, mit nach oben gewandtem Blick, ſo ausdrucksvoll, wie wenn ſie die Sprache der Gottheit vernähmen. Dies war der erſte Tempel, deſſen Bauart mich wunderbar ergriff; es ſchien mir eine wahrhafte Aufforderung zur heiligſten Andacht darin zu liegen, auch ich fühlte mich gedrungen zur ſtillen Unterhaltung mit Gott und ein unausſprechliches Gefühl, eine ſelige Rührung beglückten mich. O! wären dieſe Tränen nur nicht ſo bald wieder vertrocknet, durch den kalten aber leider nur zu wahren Gedanken, welchen Mißbrauch von jeher und bis auf die gegenwärtigen Zeiten die Menſchen von dieſer weichen Seelenſtimmung gemacht, wie weit ſie von der reinen Wahrheit abführen, auf die uns die edle Kunſt leitet und unſeren tieferen Empfindungen den Weg bahnen ſollte.

In dieſe Betrachtungen vertieft, fuhren wir bei der Poſt vor und wechſelten zum letztenmal die Pferde. Immer näher kamen wir der großen Stadt und mit jedem Schritt ward es

mir wunderlicher zu Mute, als es auf einmal erſcholl, man ſehe die Domſpitze!

Auf einmal wendete ſich die lange, gerade laufende Straße, welche auf den Triumphbogen zuführt; ſtatt aber durch denſelben hineinzufahren, verſperrten viele bretterne Hütten, welche die unvollendete Arbeit decken, den Weg und man fährt um die lange Mauer des Waffenplatzes herum zu der kleinen Portella Vercellina durch die ſchöne Platanen- und Akazienallee beim Kaſtell vorbei in das Gewühl und Gedränge der Stadt.

Wir fuhren durch viele Straßen hin und her zu Reichmann's — wo wir aber keinen Platz fanden — wieder durch ein Gewirr von Menſchen und Straßen nach dem Albergo imperiale — ein ſchönes Gebäude mit einem geräumigen Hofraum — in welchem ſich aber ein ganzes Corps de garde öſterreichiſcher Soldaten lagerte. Auch hier fanden wir keinen Platz. Wir fuhren wieder ab und kamen endlich vor dem Albergo della grande Britannia an. Wir wunderten uns in einigen der letztdurchfahrenen Straßen über die wunderbare Düſterheit bei dem glänzend blauen Himmel. Wir konnten es uns nicht recht erklären, umſoweniger, da es uns beim Eintritt in die Stadt in den meiſt breitern Straßen gar nicht auffiel. Hier vor dem Gaſthof drängte ſich eine Menge Volk auf dem kleinen Vorplatz, und alle hoben ihre Blicke in einer und derſelben Richtung gen Himmel. Wir erkundigten uns, was ihre Aufmerkſamkeit ſo reizte und vernahmen — was wir ganz vergeſſen hatten — daß die berühmte Sonnenfinſternis ihre höchſte Höhe erreicht habe, und aus dieſem Grunde entſtand alſo dieſe düſtere Beleuchtung. Ehe wir beim Abſteigen nach etwas anderem unſere Aufmerkſamkeit richteten, nahmen auch wir ein geſchwärztes Glas und betrachteten die zur Hälfte verfinſterte Sonnenſcheibe aus einem Fenſter des Gaſthofes. „O, könnte ich die wenigen Worte, daß wir glücklich hier angelangt, auf dieſes ſchwarze

Halbrund prägen", dachte ich, damit unſere Lieben in Zürich es ſogleich vernähmen; denn das konnte ich mir wohl vorſtellen, daß ſie alle auf denſelben Gegenſtand gerichtet, wie wir, wären.

Nun nahmen wir unſere Zimmer ein, fanden ſie bequem und freuten uns, daß die Fenſter und ein Balkon auf eine der begangenſten und befahrendſten Straßen Mailands gingen. Währenddem man das Mittageſſen bereitete, ſtellten wir uns auf dieſen Balkon; vier Straßen teilten ſich vor demſelben, eine davon zieht ſich in weite Ferne und führt nach dem Domplatz. Lange ſahen wir in dieſer das Wogen der Menſchen, das von weitem her immer Näherrücken der Wagen, eh' wir das Geräuſch davon vernehmen konnten, denn in der Nähe raſſelte und lärmte es aus einer Straße in die andere hinein. Eine Menge Ausrufer, Taſchenſpieler, Muſikanten treiben ihr Weſen ungehindert fort, wie wenn jeder nur für ſich da wäre. Mir ſchwindelte beinahe, ich wußte nicht auf was ich ſchaute, noch auf was ich horchte, denn ehe mein Blick einen Gegenſtand recht erfaßte, ſchob ſich ſchon wieder ein ganz anderer vor! Ehe ich mich recht überzeugte, daß es die Guitarre mit Geſang war, die ich vernahm, überſchrie der Taſchenſpieler mit gewaltiger Stimme alles andere, um das Volk einzuladen, Teil an ſeinen Kunſtſtücken zu nehmen. Wir fanden kaum Zeit, etwas zu Mittag zu nehmen, dann packte ich aus und richtete mich recht angenehm und bequem ein. Während dieſem iſt Konrad zu Appiani geeilt und bald darauf kamen die zwei älteren Brüder mit ihm zurück. Welche Gutmütigkeit! Welch' ein kindliches Ungeſtüm im lebhaften Charakter der Italiener, ihre Gaſtfreundſchaft auszuüben! Es tat mir eigentlich weh, die guten Leute dadurch zu betrüben, ihre herzlichen Einladungen, bei ihnen zu wohnen, nicht annehmen zu können, denn an dieſer Aufrichtigkeit hätte wohl das zurückgeſchreckteſte Gemüt nicht zweifeln können.

Die Lebhaftigkeit auf der Straße ließ uns — obgleich es dunkel geworden — auch nicht ruhig und wir beſchloſſen, auch noch einen Gang zu machen. Wir wanderten mit der großen Menſchenmenge durch die erleuchtete, lange Straße nach dem Domplatz. Welche Überraſchung! Der große, viereckige Raum, auf drei Seiten mit ſorgfältig erleuchteten, glänzenden Boutiques umgeben! Und die vierte Seite — unſerem Standpunkt gegenüber, von dem weißen, marmorenen Dom geſchloſſen. Er war etwas Geiſterähnliches in dieſer magiſchen Beleuchtung und wunderbar zeigte ſich die unendliche Menge ſeiner weißen Spitzen, zum dunkelblauen Äther hinaufſtrebend. Es kam mir vor, wie wenn ich aus einem Feenmärchen träumte, ich konnte kaum an die Wirklichkeit glauben. Ich freute mich auch nachher oft, daß ich den nie genug zu beſchauenden Dom zum erſtenmal bei Nacht erblickte; der Eindruck iſt unauslöſchlich und ſo ganz eigen, ſo etwas Zauberhaftes, daß es eben auch mit nichts — wenigſtens in meiner Erfahrung — zu vergleichen wäre. Wir gingen durch immer gleich erleuchtete Straßen dem großen Theater zu. Ich war ziemlich müde; wir traten in das elegante Café dem großen Theatergebäude gegenüber, ließen uns Sorbet zur Kühlung in dieſer warmen Luft bringen und ich ruhte halb wachend, halb träumend aus. Andere Sitten, unbekanne Sprache, und vor allem die Lebendigkeit der ausdrucksvollen Geſichter und jede Bewegung dieſer vielen Menſchen betäubten mich beinahe; ich hätte nicht entſcheiden können, ob mich das alles angenehm oder unangenehm berührte. Durch neue Straßen und fortgehendes Gewirre kamen wir wieder in den Gaſthof zurück; ich legte mich gerne zu Bette und vernahm dann noch bis ſpät in die Nacht harmoniſche Töne einzelner Guitarren.

Freitag, den 8. September. Ich konnte nicht ſchlafen, denn das Fahren und Lärmen in den Straßen war zu heftig; ich ſtund frühe auf, ging ans Fenſter und es ſchienen mir noch

weit mehr Menſchen, Wagen ꝛc. als geſtern! Der gewaltige Lärm der Ausrufer: Milch, Gemüſe, Obſt, Waſſer uſw. wechſelte mit denen, die Anſchlagzettel aller Art anſchlugen, mit lauter Stimme dieſelben dem Volke vorleſend, oder ganze, lange Gedichte rezitierend. Der Taſchenſpieler ordnete ſchon wieder ſeinen Kreis; Orgeln, Geſang, Violine und aller Arten Inſtrumente traten ſchon herbei. Nichts blieb unbeachtet, denn dieſes lebhafte Volk liebt alles, was zu ſehen oder zu hören ſich darbietet und ſcheint ihm erſt recht wohl zu ſein, wenn es, recht im Gedränge, nicht weiß, wo es zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit hinrichten ſoll.

Meinem Fenſter gerade gegenüber öffnete eine Schuſterfamilie ihre Balkontüre und ich unterhielt mich ganz ungeſtört damit, der Morgeneinrichtung dieſer Bürgerhaushaltung zuzuſehen. Ich fand große Verſchiedenheit gegen eine häusliche Einrichtung bei uns. Die Morgengeſchäfte waren ſchnell abgetan, denn das Reinemachen hält nicht lange auf, der Hausrat ſchien aus einem Tiſch und ein paar alten, zerbrochenen Stühlen zu beſtehen; was auf dieſem nicht Platz fand, hing an den Wänden herum oder lag auf dem großen, wohlgepolſterten Bett, auch wohl in einem Winkel des Zimmers. Das Frühſtück ſchien von dem Wunſch des Augenblicks beſtimmt zu werden, denn ich ſah das eine Kaffee trinken, das andere kaufte ſich unter der Haustüre Milch oder Trauben. Gewöhnlich ward das — ſtehend eingenommen — ſchnell abgetan, und dann ſich zur Arbeit geſetzt. In der Folge fand ich die heutige Betrachtung dieſer Haushaltung durch das tägliche Schauen immer mehr berichtigt, nämlich einen weit größeren Mangel an Reinlichkeit und Ordnungsliebe wie bei uns. Durchaus nicht das Eingerichtete, Geregelte, Beſtimmte, was nach unſeren Begriffen zur wahren häuslichen Ordnung gehört. Eine ſehr ärmliche Einrichtung! Bei uns würde man ſich unglücklich fühlen, bei dieſem gänzlichen

Mangel an Geſchirr und Hausgerät und in dieſen vier kahlen, gemauerten Wänden und zerbrochenem Plattenboden, nichts zur Verzierung, nichts zur Bequemlichkeit, im ſtrengſten Sinn nichts als das Allernotwendigſte. Deſſenungeachtet eine freudige Genügſamkeit, Lebendigkeit, eine eigentliche Lebensluſt, wie man bei uns ſie oft vermißt. Übrigens widerlegte auch dieſe Haushaltung, wie noch manche andere Beobachtung während unſerem Aufenthalt in Italien das ſo allgemein gehegte Vorurteil, als ſeien die Italiener träge und müßig. Denn hier arbeitete der Meiſter mit ſeinen Geſellen in deſſen ſchöner, offenen Werkſtatt unten im Haus vom Morgen bis zum Abend, während die Frauen im Zimmer ebenſo fleißig nähten, ſtrickten und ſpannen. Ich konnte mich nicht leicht losmachen, denn immer neue Gegenſtände reizten meine Aufmerkſamkeit.

Korſo, Dom.

Es war 2 Uhr; auf dieſe Zeit hatten wir das Mittageſſen feſtgeſetzt, wir kehrten in den Gaſthof zurück, wo wir bis 5 Uhr blieben, denn die Hitze war ſchrecklich drückend. Dann fuhren wir nach der Porta Romana, außerhalb des Walls, in der Platanen-Allee, bis zur Porta orientale, eine Viertelſtunde noch San Loretto, wo eine Menge prächtiger Equipagen — hin- und herfahrend — ſich zum Korſo verſammelten. Innerhalb dem Tor, auf dem Wall, ſtrömten immer mehr Wagen zu, und man meinte, es dürften wohl 12—1600 Wagen geweſen ſein, die in vier Reihen einen großen, ovalen Raum umkreiſten; auf beiden Seiten in den Alleen drängten ſich die zu Fuß gehenden, oder ſaßen auf Strohſeſſeln an langen Reihen. Dieſes Herumkreiſen und ſich Beſchauen iſt ein wunderliches, aber unterhaltendes Schauſpiel und hier iſt's auch, wo ſich der Luxus der reichen Mailänder am vornehmlichſten ausſpricht. Kleidung der Damen, Equipagen, Pferde, Dienerſchaft, iſt alles aufs Gewählteſte und

verſchafft in dieſer Beziehung gewiß einen höchſt glänzenden Anblick. Mit einbrechender Nacht ſtrömte die ganze Menge von Menſchen und Wagen in die Stadt zurück. Ein beſtändiges Rufen der Kutſcher, Oe, Oe, warnte die gedrängten Fußgänger, den ſchnellen Wagen auszuweichen und wirklich iſt's nicht zu begreifen, daß nicht täglich ein Unglück begegnet. Vor allen Kaffeehäuſern hielten einzelne Wagen ſtill, die Damen ließen ſich Sorbet in den Wagen bringen, oder ſtiegen auch wohl aus, um es dort ſelbſt einzunehmen. Dieſes Korſoſahren geſchieht alle Tage, doch Sonn- und Feiertags — auch Donnerſtags — iſt es am brillanteſten und zahlreichſten. Wir fuhren vor das Café unter unſerem Gaſthof, wo alles ſo beſetzt war, daß wir kaum mehr Platz fanden; mir ſchwindelte faſt von dem Drängen der immer neuen Gegenſtände; die ſtarken Stimmen der lauten, lebendigen Italiener verwirrten mich, ich kannte mich kaum in dieſem geräuſchvollen und ſchnell wechſelnden Leben.

Donnerſtag, den 14. September. Ein herrlicher Morgen erregte den Wunſch, heute den Dom zu beſteigen. Ich nahm mir's zwar etwas ſchwer vor, allein es war noch früh und ſo hoffte ich mit aller Muße zu ſteigen, konnte es doch möglich werden, daß mir dies unruhige Verlangen erfüllt würde. Wir machten uns freudig auf den Weg, denn der Gedanke, wieder einmal einige hundert Fuß höher zu ſtehen und freie Ausſicht zu genießen, gab mir Mut und Kräfte. Es ging denn auch recht gut; hie und da auf den kleinen Ruheplätzchen raſtete ich ein wenig und begann dann bald wieder dem Ziel meiner Sehnſucht näher zu rücken. So kam ich ganz wohl auf das wunderbare Marmordach, von unzähligen ſpitzen Türmchen und Statuen umgeben. Durch ein Labyrinth von Gallerien, kleinen Treppen auf und nieder, gelangten wir in den Turm, deſſen Wendeltreppe luſtig und durchſichtig durch das gotiſche Schnitzwerk auf die oberſte Gallerie führte — 512 Stufen bis hieher — aber umſo höher

ich kam, deſto leichter fühlte ich mich und oben atmete ich wieder einmal frei und ungehemmt und überſah mit unendlichem Gefühl die gewaltige Fläche. Iſt's Alpenluft, die gerade, ohne durch einen Gegenſtand unterbrochen zu werden, zu mir hinüberweht und mich mit dieſem belebenden, erfriſchenden Gefühl durchbebt? O, mir war ſo leicht, ſo wohl und doch ſo wehmütig, ich ſtreckte die Arme aus nach den geliebten Alpen, in unausſprechlicher Sehnſucht, allein ſie zeigten ſich nicht ſo klar, wie ich gewünſcht hätte; warme Dünſte, die aus der großen Fläche aufſtiegen, umſchleierten ſie und nur hie und da wurde es etwas lichter; lange weilte mein Blick dahin gekehrt, ehe ich nur etwas anderes ſehen konnte. Ich erſchrak beinahe über die furchtbar große Stadt zu meinen Füßen, welch ungeheure Menſchenmaſſe dicht beiſammen! Welche Menge von Häuſern, Paläſten und Kirchen! Beinahe ängſtlich wurde es mir beim Gedanken, wieder in dieſes Gedränge hinunterzuſteigen, doch jetzt war auch nicht Zeit dazu, denn ich wandte mich auf die Südſeite der Gallerie und o, welch ein neuer Anblick für mich! Die Apenninen ſtanden klar vor mir und in unendlicher Ferne zeigten ſich einzelne Turmſpitzen am äußerſten Horizont. Auf welchen unzähligen Gegenſtänden ruhte das Auge, ich folgte dem Silberſtreifen des Teſſinkanals nach Süden hin, träumte mich nach den Küſten des Meeres, jenſeits der Apenninen, dachte ich, müßte es noch ſchöner, noch genußreicher ſein und ich fühlte mich von Sehnſucht dorthin getrieben, wie ſchon ſo oft in der Heimat nach dem Jenſeits der Alpen. Nun bin da und dennoch wieder Anziehung nach fernerem Jenſeits! Iſt nicht mein ganzes Leben Sehnſucht nach Jenſeits? Auf dieſer Erde werden nie keine Grenzen das Verlangen ſtillen, jenſeits dieſes Erdenlebens hört wahrſcheinlich dieſes nie zu ſtillende Sehnen auf und hoffentlich habe ich dort meine eigentliche Heimat gefunden. Bis dorthin ſei mir die von Natur beſtimmte irdiſche Heimat die liebſte, kein Süden, ſei er auch noch

ſo bezaubernd ſchön, erſetzte mir das ruhige Stilleben am freundlichen See. Jetzt will ich aber die Ausſicht im einzelnen genießen. Wie hell und klar zeigen ſich die Monti di Brianza und die Gebirge in der Gegend von Bergamo und ein ſchöner durchſichtiger Duft lag auf der unendlichen Ebene. Immer klarer wurde das Äußerſte des Geſichtskreiſes und mit Kellers Panorama konnten wir uns mit den entfernteſten und nächſten Gegenſtänden bekannt machen, was mich beſonders in dieſer, für mich ſo neuen, unbekannten Welt unendlich befriedigte. So verfloſſen mehrere Stunden unausſprechlichen Genuſſes. Ein kühlender Wind hemmte das Drückende der Mittagsſonne, ich ſaß auf dem innern Geländer im Anſchauen und Bewundern verloren, allein jetzt mahnte die Uhr zum Aufbruch. Es hielt ſchwer ſich zu trennen und der gewaltige Koloß von Stadt, tief unter dieſer lebenden Höhe, reizte mich nicht. Ich ging noch einmal um die Gallerie herum, denn — ſo dachte ich mir — von allen dieſen zahlloſen Gegenſtänden, die das Auge hier aufnimmt, werde ich keinen — weder nahe noch ferne — mehr ſehen und prägte das Bild tief, tief in meine Seele, damit ich es als Nachgenuß in flächerer, öderer Gegenwart zur Beherzigung aufrollen und dankbar mich der Vergangenheit erinnern möge. Noch einen Blick nach Süden, noch einen nach Norden, und gerührt aber voll Dank für die ſchönen Stunden, ſtiegen wir wieder die Marmorſtufen hinunter. — —

Unſere Reiſenden beſuchten in Mailand und Umgebung während des Aufenthaltes von 33 Tagen die verſchiedenen Sehenswürdigkeiten: Die Scala und andere Theater, die Brera und andere Kunſtſammlungen. Außer dem Dom u. a. die Kirchen S. Euſemia, Santa Maria della paſſione und Santa Maria delle grazie, die Villen Cuſani in Deſio, eine Villa in Seſto und das königliche Schloß ſamt Park in Monza.

Heimreiſe über Bergamo und Brescia.

Mittwoch, den 11. Oktober. Ich habe nicht viel geſchlafen, die freudige Erwartung war zu lebhaft, denn auch die Rückreiſe durchs Tirol hatte unausſprechlichen Reiz für mich und ich trat unſern Weg mit hohem, freudigem Gefühle an. Wir hatten noch mit unſerem Gepäck zu tun, welches von der Douane mußte verſiegelt werden. Herzlich war der Abſchied von den Leuten im Gaſthof, und ebenſo von uns zu ihnen, denn ſie haben ſich in allem und bis ans Ende immer gleich gefällig erwieſen. Der alte, treue Johann, unſer Platzbedienter, weinte herzliche, wohlwollende Tränen, und der brave Francesco Appiani wich auch nicht von uns, bis der Wagen fortrollte und drückte die aufrichtigſte Freundſchaft und Herzensgüte in jedem Geſichtszug aus.

Nun fuhren wir den ſo wohl bekannt gewordenen Weg über den Domplatz, dem Korſo, zur Porta orientale. Auf erſterem bog ich mich noch ſoweit ich konnte zum Kutſchenſchlag hinaus, um den oft betrachteten Dom noch einmal — zum letztenmal — zu erfaſſen; noch einen Blick zu der oberſten Gallerie, wo mir ſo ſchöne Stunden entſchwunden und — weg war er nun aus meinen Augen. Auf dem Korſo und beim Hinausfahren durch die bekannte Pforte, ſah ich noch einmal zurück, Freude und Wehmut wechſelten — ich war wunderbar geſtimmt.

Gardaſee, Verona.

Donnerſtag, den 12. Oktober. Um 6 Uhr, bei einbrechender Nacht, langten wir im herrlichen Deſenzano an, welches eine unausſprechliche Lage unmittelbar am Ufer des Lago di Garda hat. Die Lage des Gaſthofes iſt nicht zu beſchreiben, dicht am See. Ein Balkon der ganzen Seeſeite des Gebäudes entlang gewährt die Ausſicht über

denſelben und die Gebirge, die ihn umſchließen. Es ward Nacht, die Sterne funkelten und ſpiegelten ſich im glatten See. Welche Ruhe über dieſer ſchönen Fläche! Welch lang entbehrte und nun mit aller Macht auf mich einſtürmende Empfindungen! Ich war unausſprechlich glücklich und mußte weinen vor Freude; ich konnte nicht weg von dieſem herrlichen Balkon, es war zu ſchön und tat mir zu wohl. Nie in meinem Leben werde ich dieſe Stunde vergeſſen, wie machmal werde ich mich dieſer erinnern, wie leicht gäbe ich alle Merkwürdigkeiten einer großen Stadt gegen einen Aufenthalt an dieſem wunderſchönen See! Man rief mich zum Nachteſſen, ich trennte mich ungerne von meiner ſchönen Stelle, aber es war mir ſo leicht und wohl, ich wäre zu allem aufgelegt geweſen — auch zur Fröhlichkeit — denn es war mir, als wenn ich einer ſchweren Laſt entladen wäre. Zum Nachtiſch ſetzte man uns einen außerordentlich ſüßen Wein vor, welcher in Salò — 3 Stunden von hier — gezogen wird. Dort iſt es auch, wo die Pomeranzen- und Zitronenwäldchen angehen, die ſich dann 3—4 Stunden dem See nach hinaufziehen. Nach dem Eſſen ging ich wieder hinaus und feierte den Schluß dieſes ſchönen Tages in einer Stimmung, die, würde ich ſie feſthalten können, die Glückſeligkeit meines Lebens ausmachen würde. In ſolcher Stimmung iſt man beſſer zufriedener, milder und weil man das iſt, ſo fühlt man ſich auch ſo glücklich. Dieſe Rückwirkung habe ich ſchon oft in meinem Leben — aber noch nie ſo wie in dieſer Zaubergegend — erfahren. Lange horchte ich noch dem leiſen Anſchlagen der Wellen am ſchönen Ufer und freute mich in der Seele auf den folgenden Morgen, der mir beim Tageslicht die himmliſche Landſchaft enthüllen würde.

Freitag, den 13. Oktober. Ich konnte nicht ſchlafen, das ſchöne Bild von geſtern Abend — und die Erwartung — war zu gewaltig. Gleich nach 5 Uhr eilte ich wieder hinaus, die Sterne funkelten noch und die glänzende Venus im Oſten

warf ihren Silberſtreifen durch die ganze Breite des Sees. Ich harrte in ſtiller Erwartung der Morgendämmerung; nach und nach wurde es lichter und ein milder Glanz bezeichnete ſchon die Stelle, wo die Sonne aufſteigen würde. Die Sterne verſchwanden, auch die Venus verlor ihren Glanz, immer deutlicher trat die ſehr lange Erdzunge — mir gerade gegenüber — hervor, und bald erleuchtete ſich von den erſten Sonnenſtrahlen das buſchige Olivenwäldchen, der Ort Sermione mit ſeinen alten Türmen. An demſelben Ort werden jene Felſen noch Grotte di Catullo genannt, weil dieſer alte Dichter dieſen Ort zu ſeinem Lebensaufenthalt gewählt haben ſoll; wohl der Wahl eines Dichters würdig. Noch lagen herbſtliche Nebel hie und da auf den Gebirgen, über welchen ſich die ſchönen Umriſſe des Monte Garda zeigten, aber bald ſich wieder verdeckten. Aber links von Deſenzano glänzte das prächtige Vorgebirge mit ſeinem rötlichen Kalkſtein im goldenen Morgenlicht, auf welchem ſich das Kaſtell Monega und die Kirche Monerba ſchimmernd erhoben. Über dieſes Vorgebirge, welches Salò verdeckt, ſieht man den Monte Garda; die Nebel ſtiegen und bis an die oberſten Spitzen ſtund er nun in einem violetten Morgenduft. Weiter rechts ſieht man die Trennung der Gebirge, wo der See, nach ſeinem Anfang weiter nach Riva ſich hinein, immer ſchmaler in die Gebirge zieht. Gegenüber erhebt ſich der Monte Baldo, welcher ſich in ſchöner Linie nach dem Ausfluß des Sees herabſenkt. Ein friſcher Nordwind erhob ſich und zerſtreute in kurzer Zeit alle Nebel, die Gebirge ſtanden ganz klar und die Umriſſe, ſcharf gezeichnet, in reiner Morgenluft. Mehrere Orte und Kirchen an beiden Ufern wurden nun auch erleuchtet, größere und kleinere Fahrzeuge von wunderbaren Geſtalten ruderten hinaus auf den See, oder kamen zurück und wilde Enten tauchten in fröhlichem Spiel auf und unter und durchſchnitten die klaren, friſchen Wellen. Hier — denke ich — mag wohl der mich am tiefſten ergreifende

Punkt unſerer Reiſe gefunden ſein, denn wenn ich den Lago Maggiore mit ſeinen lachenden Ufern, ſeinen Zauberinſeln, die mich ſo unbeſchreiblich entzückten, mit dieſem wunderbaren Lago di Garda vergleiche, ſo finde ich in letzterem einen Ausdruck, der meine Seele auf eine ganz eigene Art ergreift; einen gewiſſen Ernſt, etwas ſanft Maleriſches, etwas Höheres, Weihevolleres, möchte ich ſagen. Noch lange genoſſen wir die herrliche Anſicht, denn die Straße zieht ſich unten um die große Breite des Sees — meiſtens in deſſen Nähe — bis Peſchiera, wo er ſich in den ſchönen Mincio ergießt. — Zwiſchen Deſenzano und Rivoltella trafen wir ſehr hohe, buſchige Olivenbäume mit gewaltigen Stämmen; wie hätte ich vorübergehen können, ohne mir einige Zweige zum Andenken zu brechen. Von hier erblickten wir auch hochaufſtrebende Schneegebirge und Gletſcher, links über dem Monte Garda, von denen einer wohl der Ortler im Tirol ſein dürfte. Nun kamen wir durch die ungeheuern Feſtungswerke von Peſchiera, über die Brücke des ſchönen, blauen Mincio. Jenſeits hatten wir noch einige außerordentlich ſchöne Durchblicke beim Monte Baldo vorbei auf den See, aber dann führte uns die Straße weiter und er verſchwand aus dem Geſicht, aber nie aus meinem Herzen. Nach Cavalcaſelle, immer durch Maulbeerbäume und hochgezogene Weinranken, unter denen aller Arten Getreide wuchſen, nach Caſtel Nuovo — Poſt. — Ungeheure Hügel von Gerölle — auf denen zwar auch noch Reben rankten — gingen längs der Straße, aber dann folgte eine Gegend ohne alle Vegetation, nichts war zu ſehen als zu hohen Hügeln übereinander gehäufte Rollſteine. Auf einem wuchs ziemlich dichtes Laubholz, was uns nun wieder ein ganz neuer und eigenartiger Anblick war. Dieſes ungeheure Gerölle geht über die ganze Ebene fort, ſcheint aber von jeher mit Sorgfalt aus den Äckern geworfen worden zu ſein, was die ungeheuren Haufen Rollſteine beweiſen, die der Straße nach zu beiden Seiten fortlaufen, hinter denſelben er-

ſcheinen in den Äckern Weinreben und Maulbeerbäume, die in höchſter Pracht ſind. Dieſe Gegend liegt gerade dem Ausgang des Etſchtales gegenüber, von woher dieſes Gerölle zugeſchwemmt und dieſe gewaltigen Schutthügel angelegt wurden. In Caſa di Capri glaubten wir einige ſehr hohe Pinien zu ſehen und auf jeder Höhe, bei jeder Kirche, oder Landhaus, bezeichnen nahe und ferne vier bis fünf Zypreſſen einen ſchönen Punkt. An manchen Orten ſtehen ſie wohl auch in großer Anzahl und umgeben dicht und ernſt eine Villa und zieren die Gegend ungemein.

Es war 12 Uhr, wie wir in Verona anlangten, die Straße, die uns zum Gaſthof due torri führte, ging der Etſch nach, dann unter zwei alten Bogen durch — wahrſcheinlich Überreſte eines römiſchen Triumphbogens — die Stadt ſchien uns ſehr groß und manche Gebäude von alter Bauart. Ich ſah ſchon im Durchfahren und ſpäter im Gaſthof viel Hausgeräte, Gefäſſe uſw., was mir auffiel und mich glauben ließ, daß hier mehr Verſchiedenheit der Einrichtungen und Lebensweiſe zu uns herrſche, als in Mailand, es kam mir alles weit fremder vor. Auch im Gaſthof führte man uns in ungeheuer hohe, luftige, weit mehr im eigentlichen Italienerſtil gebaute Zimmer, wo alles darauf berechnet war, die Sonnenſtrahlen, ja ſogar das Tageslicht abzuwehren; es kam mir unheimlich vor. Nach dem Mittageſſen fuhren wir mit Herrn M. in die Arena, dieſem ſo höchſt intereſſanten, unvergleichlichen Denkmal alter Zeit. Wie oft beſchäftigte ſich meine Einbildungskraft mit dieſem Gegenſtand der Kunſt, wenn ich dieſes bekannte Amphitheater in Zeichnungen betrachtete oder Beſchreibungen davon las und doch wie überraſcht wurde ich beim Eintritt in dieſes den Zeiten trotzende Meiſterwerk. Welch ein gewaltiges Rund mit marmorenen Stufen, von unten bis hinauf noch vollſtändig erhalten, wo 27—28,000 Menſchen Raum finden; welch ein Anblick muß das gewähren, wenn es beſetzt iſt! Wir gingen zuerſt unten durch

die gewaltigen Gewölbe, die die Laſt der hohen Mauern tragen und zugleich die Beſtimmung hatten, die wilden Tiere einzuſchließen, die bei dieſen hier gefeierten Feſten gebraucht wurden. Dann ſtiegen wir die Stufen hinauf in die mit einem marmorenen Geländer eingefaßte Loge, wo die Überſicht des Ganzen ſich ganz vortrefflich macht. Höher hinauf bis zur oberſten Höhe, wo noch ein Teil deſſen ſteht, was früher das ganze Amphitheater umfaßte, — ein breiter Gang mit Platten belegt, ſo daß Wagen darauf fahren konnten, die äußere Seite mit hohen Bogen umgaben. Von dieſer Höhe hinunterzuſchauen, gibt einen ganz eigenen Anblick, die Phantaſie ſchwingt ſich in jene ſchon ganz entſchwundenen Zeiten, unter diejenigen Menſchen, die dieſes ewige Werk erbauten und man verliert ſich zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart. Eine gewiſſe Feierlichkeit, etwas Ehrfurchtgebietendes bemächtigte ſich meiner und ich hätte gewünſcht, das bretterne Theatergebäude, das im inneren Raum aufgeſtellt iſt und auf welchem alle Tage unter freiem Himmel geſpielt wird, wäre nicht da, indem es unangenehm in dieſe Empfindung durch den gewalligen Kontraſt eingriff. Von da fuhren wir ins Theater, in die Redoutenſäle und das daranſtoßende Lapidarium. Dieſes iſt ein offenes Viereck, ringsum von einer Halle umgeben, unter welcher die vielen ausgegrabenen Altertümer aufgeſtellt oder eingemauert geſammelt ſind, Reliefs, Büſten, Statuen, Inſchriften. Ich war noch zu erfüllt von dem großen Denkmal und der kräftigen Sprache der herrlichen Arena, und ſo betrachtete ich dieſe Sachen mit mehr Gleichgültigkeit, als es vielleicht zu einer andern Zeit geſchehen wäre. Von da fuhren wir über eine lange Brücke nach der kleinern Stadt Veronetta. Beim Palaſt des Grafen Giuſti ſtiegen wir aus und gingen durch den terraſſierten, reich mit hohen Zypreſſen und Pomeranzenbäumen beſetzten Garten. Erſtere erwecken ſonderbare, wehmütige Empfindungen, wenn ſie in ſolcher Menge zuſammenſtehen; ich wollte mich anfangs erſt

damit etwas bekannt machen, allein Herr M. eilte, die Höhe und das dort ſtehende Gartenhaus noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, ich war faſt außer Atem, als ich in dieſem ankam und dann noch eine bedeutende Wendeltreppe hinaufſteigen mußte. Aber wie danke ich es ihm, als ich hier oben mich unter ein Fenſter ſtellte und die unausſprechliche Ausſicht ſich vor mir ausbreitete. Die Sonne neigte ſich ihrem fernen Untergange und der ganze Abendhimmel ſchwamm in flackerndem Gold. Nie habe ich einen ſolchen Abendglanz geſehen, er war wunderſchön. In weiter Ferne erblickten wir noch den lieben Gardaſee und ſeine ſchönen Gebirge, und auf einer andern Seite, über die ungeheure Fläche am äußerſten Horizont die Türme von Mantua. Zu unſern Füßen die Stadt Verona, die ſchöne, waſſerreiche Etſch, die ſich durch dieſelbe ſchlängelt, die vier großen Brücken, die beide Abteilungen derſelben verbinden und von hier aus konnten wir die Größe dieſer Stadt erſt recht überſehen. Die Sonne war ſchon lange niedergeſunken und der Himmel wurde immer röter und feuriger, ich war ganz hingeriſſen von dieſem einzigen Schauſpiel. Allmählich ließ das Flackern nach, aber eine warme, gemilderte Röte dauerte fort, als der Mond von der entgegengeſetzten Seite hinter dem Hügel, an den dieſer Garten ſich anlehnt, hinaufzog und hervortrat. Welch' wunderbare, melancholiſche Wirkung das Mondlicht auf dieſen ſchwarzen Zypreſſen hervorbrachte, kann ich nicht ausſprechen, ſondern wanderte ſtumm durch dieſe langen Schatten und hindurchfallenden, grellen Lichter, kaum mir bewußt, daß meiſt alles bloß ein Spiel der Phantaſie ſei. — —

Süd-Tirol. Bozen, Meran.

Samſtag, den 14. Oktober. Oſſenigo. Der letzte Ort im lombardiſch-venetianiſchen Königreich. Borghetto, die Grenze zwiſchen dieſem und Tirol. Hier wurden uns die Päſſe abgefordert.

Die Douane ließ uns ohne Anſtand weiterziehen, da unſere Koffer in Mailand verſiegelt wurden. Dann nach Ala, die erſte Stadt im Tirol, zum Übernachten. Beim Eintritt in die Zimmer wurde uns eine große Freude zuteil, hier fanden wir wieder die erſten hölzernen Fußböden, die wir ſeit dem Dorfe Simplen nie mehr trafen. Jetzt bei dieſer vorgerückten Jahreszeit waren ſie uns doppelt willkommen. Die Abende waren kühl, aber nach dieſem angenehmen Gefühl an den Füßen ſetzten wir uns um ein helles Kaminfeuer zum Nachteſſen und fühlten uns weit behaglicher und geſchützter als am Tage vorher in dem wärmeren Verona. Wir waren — gegen unſere Erwartung — recht wohl bedient, Betten, Zimmer, alles reinlich.

Sonntag, den 15. Oktober. Um 7 Uhr machten wir uns auf den Weg, es war ein ſchöner Morgen, die Etſch im ſchnellen Lauf, uns immer links zur Seite. Da in Ala heute Markt war, ſo trafen wir auf viele Landleute, auch mehrere Wagen mit ſchönen Frauenzimmern aus Roveredo, die uns entgegenkamen; alles grüßte mit auffallender Freundlichkeit. Ziemlich höher am Berg ſahen wir — am Eingang einer Schlucht oder eines Seitentales — eine Kirche, San Valentino, von einem artigen Fichtenwäldchen umgeben. Dieſer neue Anblick des vaterländiſchen Pflanzenwuchſes freute mich unbeſchreiblich und mahnte mich, daß wir doch den lieben Alpen näher rückten. Nach S. Margaretta, Serravalle und San Marco. Hier nimmt die Gegend eine fürchterliche Geſtalt an, ſchreckliche Felſenſtürze, von den nackten Wänden, die man rechts hat, zerſtörten hier das Land, alles liegt in Trümmern, nicht nur in Schutt und zerbröckelten Felſen, ſondern aufgetürmt zu kleineren und größeren Bergen. Die Straße geht zwiſchen dieſen entſetzlichen Zerſtörungen durch. Schauerlich drohen immer neue, losgeriſſene Felsblöcke herabzuſtürzen und man iſt herzlich froh, nach einer ſtarken halben Stunde, während der man in dieſer gräßlichen Verwüſtung

fährt, plötzlich ſich wieder unter die ſchönſten Weinranken, Maulbeer, Feigen- und Pfirſichbäume verſetzt zu ſehen. Es war 1/2 10 Uhr, als wir in Roveredo ankamen. Schöne, herrlich gelegene Landhäuſer ſehen freundlich aus der Höhe, hinter dieſer hübſchen Stadt aus vielem Buſchwerk und Weinreben hervor. Beim Einfahren kommt man über eine Brücke des Leno, welcher da aus aus einem Seitentale gleichen Namens der Etſch zueilt. Wir hielten uns in Roveredo nicht lange auf, obgleich mir dieſe Stadt einen ſehr angenehmen Eindruck machte; hübſche, freundliche Leute, alles im Sonntagsputz, hübſche Häuſer und Straßen, ebenſo eine heitere, angenehme, frohmütige Lage. Poſt.

Dann nach St. Ilario, Volano, Caliano, Aqua via, Trento — Poſt. — Es fing an, ein wenig zu regnen, doch gingen wir unter den zwar düſteren Arkaden bis zu der Kirche, in welcher im 16. Jahrhundert die Kirchenverſammlung ihre Sitzungen hielt; Im Chor zeigte man uns ein Gemälde, dieſelbe vorſtellend, man behauptet, es ſollen zum Teil Portraits ſein. Die Erklärung desſelben war ſehr weit ausgeholt und dauerte uns zu lange, wir gingen noch in die Jeſuitenkirche und dann in den Dom, in ſchwerem, gotiſchem Stil gebaut, die Säulen auf gleiche Weiſe wie im Dom zu Mailand. Mich berührte dieſe Kirche weder feierlich noch ernſt, nur drückend, die ſchweren Verzierungen in- und auswendig hatten für mich etwas höchſt Beängſtigendes. Das Wetter hellte ſich wieder etwas auf. Nach einem ſehr wohlgeordneten Mittageſſen reiſten wir wieder fröhlich ab aus dieſer etwas düſteren Stadt.

Nach Lavis. — Poſt. — Gleich ehe man in den Ort kommt, öffnet ſich das enge Fiemetal, in deſſen Hintergrund ſich zwei große Gletſcher befinden. Der Bach Aviſo tritt grün und lebendig hier hervor, in ſchnellem Lauf der Etſch zu, eine Brücke führt hinüber. Herzliche Freude hatte ich über den Anblick dieſes erſten Gletſcherwaſſers. Das Tal, der Bach, das Brauſen des-

ſelben, ſowie die Farbe verſetzten mich völlig in unſere Schweizerberge, nur der Pflanzenwuchs erinnerte, daß wir immer noch auf der Südſeite der Alpen uns befanden. Währenddem die Pferde in Lavis gewechſelt wurden, ſammelte ſich eine Menge Menſchen um den Wagen, alle reinlich, den Sonntag feiernd gekleidet; ſie zeichneten ſich durch Freundlichkeit und angenehme Geſichtsbildungen aus. Bis hierher war die Weinleſe größtenteils vorbei, aber hier ſahen wir mehrere Scheunen, in denen man mit Preſſen beſchäftigt war und große Fäſſer der herrlichſten Trauben ſtanden dazu bereit. Unſere getreue Begleiterin — die Etſch — immer zur linken Seite, bot uns ein recht maleriſches Bild. Das Tal öffnet ſich etwas weiter, man ſieht den Fluß in ſchönem Lauf entgegenſtrömen; ein großes Überfahrtsſchiff war gerade mit Pferden und Wagen mitten im Fluß. Weiterhin, jenſeits der Etſch, öffnet ſich das Val di Non, welches ſich dann wieder in bedeutende Nebentäler, von denen eines Val Noß heißt, verbreitet. Ein gewaltig hoher, ſenkrechter Felſen ſteht am Eingang dieſes Val di Non, auf welchem man ſchon von weitem eine Ruine erblickt, ein Wartturm, aus welchem man gewiß tief in die Seitentäler hineinſieht.

In San Michele wurde es Nacht, der Himmel trübte ſich, kein Schein des Mondes erhellte unſern Weg, wie in voriger Nacht, wo er doch abwechſelnd durch das leichte Gewölk drang; wir ſahen nur, daß rechts von der Straße ſich ungeheure Berge auftürmten, hinuntergeſtürzte Felſen lagen zerbröckelt zur Seite derſelben und links, unmittelbar die Etſch, ſo kamen wir in ſchwarzer, trüber Nacht nach Salurn zum Übernachten.

Ganz etwas Ungewöhnliches war es für uns, als eine Frau hier den Kutſchenſchlag öffnete, denn ſeit wir die Schweiz verlaſſen, haben wir in keinem Wirtshaus mehr eine Frau mit der Wirtſchaft oder den Gäſten ſich beſchäftigen geſehen, noch überraſchter waren wir, als ſie uns in deutſcher Sprache

begrüßte, ja ſogar das Italieniſche nicht verſtand; wir konnten dieſen plötzlichen Wechſel der Sprache faſt nicht begreifen, da kein Berg, kein Fluß die Dörfer ſcheidet und doch während in Lavis kein Menſch noch Deutſch verſtand, war dieſe Sprache in Salurn die einzige. Auf dem heutigen Weg, wo den Felſentrümmern und kahlen Bergen nur etwas Erde abzugewinnen war, ſind Maulbeer- und Weinranken gepflanzt, oft dann auch in fruchtbarem Grunde, wo ſie herrlich und buſchig gedeihen, — und dazwiſchen Getreide gepflanzt wird — immer noch Zypreſſen, Feigen uſw.

Montag den 16. Oktober. Das Wirtshaus, in dem wir übernachteten, war ein großes, altes, ziemlich unheimliches Gebäude, mit ſeinen langen, gewölbten Gängen, und alles ſehr alt; allein der gute Wille der Frau erſetzte vieles, obgleich ſie etwas ängſtlich ſorgte, da ihre Leute alle mit der Weinleſe beſchäftigt waren. Um 8 Uhr reiſten wir ab, bei trübem Himmel und oft mehr oder weniger Regen auf dem Weg, bis Bozen. Der erſte Pferdewechſel war in dem artigen, mit hellen Arkaden verſehenen Städtchen Neumarkt; nahe dabei zeigen ſich auf gewaltigen Bergen zwei Ruinen, von denen eine Caſtel Feder genannt wird. Nicht weit davon gehen die prächtigen Porphyrfelſen an; der erſte Vorhügel „Galgenkofel" genannt, nahe bei dem Auerbach, über den eine Brücke — nicht weit vom Dorfe Auer — führt. Man zeigte uns dieſelben in ſchöner, braunroter Farbe; wir ſäumten uns hier und nahmen einzelne kleine Bruchſtücke mit, ſowie Samen von den aus den Ritzen ſprießenden Blümchen, dann nach Bronzola. Poſt.

Es regnete ſtark. Unter einer Halle waren vom Tage vorher — der Kirchweihe — mehrere Buden aufgerichtet. Die freundlichen Tirolerinnen zogen mich an; während dem Umſpannen der Pferde ſtieg ich aus und kaufte mir einige Kleinigkeiten von ihren Tirolerwaren. Nebſt vielen Strecken ſehr frucht-

baren Landes kamen wir auf unſerem heutigen Weg doch auch durch lange Ebenen, wo es ſehr unfruchtbar iſt und nichts als Streue aus dem ſumpfigen Boden gezogen werden kann. Von Bronzola weiter ſahen wir hoch oben auf Porphyrfelſen das alte Schloß Eiba. Je näher man Bozen kommt, deſto ſchöner wird die Gegend; ein Kranz von Gebirgen umgibt die Stadt, die am Fuße derſelben liegt und flach ſich öffnet gegen die Seite, woher wir kamen. Zwei Täler offnen ſich dicht bei der Stadt, aus dem einen ſtrömt die Eiſach, aus dem andern der Talſerbach, in lebendigem Lauf und mit reichem Waſſer der Etſch zu, die ſich ſeitwärts aus einem dritten Tal herausſchlängelt. Die Gegend iſt fruchtbar und reich bepflanzt. Die Weinreben werden nicht mehr wie in Italien und im Anfang des Tirols an Bäumen auf- und von einem zum andern gezogen, unter und zwiſchen welchen Getreide wächſt, ſondern hier ſind es fortlaufende Lauben, von hölzernen Latten dachartig gebaut und der Weinſtock hinübergezogen; eine Laube neben der andern deckt das Land. Die reifen, großen Trauben hangen meiſtens einwärts und die Winzer befanden ſich unter dieſen Lauben, ihre Ernte einzuſammeln, ſo daß wir deren nur ſo am Eingang bemerkten. Auch dieſe Art, die Reben zu ziehen, ziert das Land ſehr und obgleich ſie ſchon mehr geſchnitten werden müſſen als in Italien, ſo ranken ſie doch noch frei und maleriſch über dieſe Lattendächer. Eine ſchöne lange Brücke über die Eiſack führt der Stadt zu. Es regnete immer ein wenig, wir ſtiegen vor einem großen, wohlausſehenden Gaſthof ab. Eine ſonderbare Bauart der Häuſer fiel uns ſchon von weitem auf. Von außen ſchienen es eine Art Windenhäuſer, deren vordere Seite ganz offen war, alle nach Süden gerichtet, was von weitem ein genz eigenes Ausſehen darbietet. Hier im Gaſthof war es ebenſo. Dieſe großen Öffnungen, die im Sommer frei, im Winter aber mit Fenſtern zugemacht werden, ſind ganz oben unter dem Dach, wo kein Boden iſt und haben den Zweck,

Helle in den innern Hofraum und auf die in der Mitte laufenden Treppen zu werfen. Wirklich ſieht man, wie man in dieſen Hof tritt, hoch bis unter das Dach und zu dieſen gewaltigen Fenſteröffnungen hinauf und empfängt genügſam Licht von oben hinunter. — Hübſche Zimmer, Betten, gute Bedienung, reinlich und bequem, alles lud ein, heute, dieſen halben Tag auszuruhen und die Gegend — wenn es das Wetter, wie es den Anſchein hatte erlaubte — etwas näher kennen zu lernen. Allein, kaum ſetzten wir uns zum Mittageſſen, ſo wurden wir genötigt, unſere Meinung wieder aufzugeben, indem der Poſthalter uns die Anzeige machte, daß er ſoeben den Befehl erhalte, für Morgen und vielleicht mehrere Tage, alle ſeine Pferde für hohe Reiſende in Bereitſchaft zu halten und er uns deswegen keine verſprechen könnte, wenn wir heute nicht abreiſten. Ungerne gaben wir unſeren Entſchluß auf, umſo viel weniger, da es ſpät geworden, ſa daß wir Meran ſchon nicht mehr am Tag erreichen konnten. Allein die Jahreszeit war zu vorgerückt, als daß wir verſchieben durften, den Paß über die Alpen noch ſpäter zu machen. Den gebietenden Umſtänden, die ſo oft im Leben ſich nicht zu bekümmern ſcheinen, ob gerne oder ungerne, brachen wir auf, ſo ſchnell als möglich. Um 1/2 4 Uhr reiſten wir ab, der Regen hörte auf und das Gewölk ſchien ſich zu verteilen. Mit Bozen verließen wir die eigentliche Poſtſtraße, welche der Eiſack nach über den Brenner führt, unſer Weg ging über die Brücke des Talſerbaches durch außerordentlich fruchtbare Gegend dem Etſchtale zu, auf deſſen Höhen alte, gewaltige Schlöſſer den Eingang zieren.

Nach Vilbion, Burgſtall, Maaß über die Sinnichbachbrücke, Maaßbachbrücke und ganz nahe beim Städtchen Meran über die Brücke des Paſſeyerbaches, welches Tal ſich hier öffnet. Alle dieſe Bäche kommen aus den Gebirgen auf rechter Seite und ſtrömen der Etſch — die immer zu unſerer Linken — zu.

Die letzten zwei Stunden mußten wir wieder bei Nacht zurücklegen, der Mond ließ uns nur selten und spärlich etwas von der Gegend erblicken, es ging schon mithin etwas bergan. Mir war nicht wohl. — Die gefälligen, artigen Wirtsleute waren voll freundlichen Willens, sogleich Thee zu besorgen, die Betten zurecht zu machen und wir fanden uns recht ordentlich eingerichet, was uns auf dieser Nebenstraße unerwartet war.

Dienstag, den 17. Oktober. Meran. Ich stand frühe auf; es war ein schöner Herbstmorgen, mir war wieder wohl und ich freute mich der Unterhaltung mit den guten Leuten, deren Sprache etwas außerordentlich Freundliches, Wohlwollendes und Zutrauenerweckendes ausdrückt. Die Unterhaltung war bald angeknüpft; Mutter und ihre Tochter Roseli mit den ausgezeichnet schönen Augen, deren ich — wie ich meine — selbst in Italien keine gesehen, waren zwar sehr beschäftigt, desto willkommener kam ich einer sehr gesprächigen Passeyerfrau, die hier die Nacht zubrachte, um nach Bozen zu gehen. Mit kindlicher Natürlichkeit erzählte sie mir von ihrem Leben, häuslichen Einrichtungen und Gebräuchen im Passeyertale, wo sie wohnte. Die Freudigkeit, die sich dabei in ihrem offenen Gesichtsausdruck, die freundliche Sprache, die Einfachheit ihrer Erzählungen, alles zusammen hielt mich lange in der gespanntesten Aufmerksamkeit und machte mir recht viel Freude. Wir schieden dann endlich wie alte Bekannte unter den herzlichsten Anwünschungen alles Guten. Es war fast 9 Uhr, als wir mit Pferden vom Wirt, die nun aber nur stationsweise eine Posteinrichtung führten, abreisten. Von Meran geht es sogleich aufwärts, so wie überhaupt die ganze heutige Tagreise uns immer höher brachte. Die Lage dieses Städtchens, das wir verließen und die Gegend in die wir kamen, ist sehr schön und bietet manigfaltige, malerische Standpunkte dar, wozu die vielen, als Lauben gezogenen Reben, deren solche oft ganze Strecken über die Straße fortgehen, so daß man unter denselben

fährt, viel beitragen. Ich wünſchte ſehr, dieſe Gegend auch ſo ganz frei und ungehindert zu genießen und bat mir für heute auch einmal den allbeliebten Platz auf dem Kutſcherbock aus. Es war gerade Weinleſe, wir trafen viele, recht artige, fröhliche Tiroler und Tirolerinnen, die uns immer mit lauter Stimme grüßten. Die Trauben waren von ungewöhnlicher Größe, wohlſchmeckend und in ungeheurer Menge. — —

Nach Überſchreitung der Malſerheide erreichte man das Inntal und paſſierte die ſchwierige Strecke der Junſchlucht bei Finſtermünz.

Finſtermünz.

Bis Nauders geht es von Teſchen aus ſchon immer ſtark hinunter, meiſtens durch grüne Weiden von einer Menge kleiner Bäche, von den beiden Seiten ſteil anſteigenden Bergen herunterrauſchend durchſtrömt. Unſere Hoffnungen, der Himmel möchte ſich bis zu der Zeit, wo wir in die Kluſt zur Finſtermünz gelangen würden, aufhellen, waren verſchwunden, das fürchterliche Gießen dauerte immer fort. In Nauders wurden wieder vier Pferde vorgeſpannt — zwei Poſtillone mit einem zweiten Radſchuh mitgegeben — und mehrere Vorſichtsmaßregeln zu der ſteilen Abwärtsfahrt vorgenommen, die wir, ſowie die Beſchreibungen der bevorſtehenden Fahrt, doch faſt für übertrieben hielten. Allein, mit beiden Rädern geſpannt, fuhren wir ab und überzeugten uns bald von der Wahrheit dieſer fürchterlichen Erzählungen ſowohl als von der Notwendigkeit, zwei tüchtige Leute und ſtarke Deichſelpferde bei ſich zu haben.

Kaum konnten wir's begreifen, daß es möglich ſein ſollte, in dieſe ſchreckliche, enge Kluſt mit unſerem Wagen hinunterzukommen. Die Straße zieht ſich ungeheuer ſteil neben ſenkrechten Felſen, welche zerbröckelt, und in kleineren oder größeren Maſſen drohen, augenblicklich herunterzuſtürzen. Zur Linken

einem entſetzlich ſchauerlichen Abgrund nach, unmittelbar von der Straße geht es ſenkrecht hinunter, und tief unter ſich erblickt man die grünen, ſchäumenden Wellen des Inn, welcher ſich gepreßt durch dieſe ſchreckbare Felſenkluft durchwindet, denn jenſeits ſteigen die gewaltigen, ſenkrechten Felſenwände ebenſo unmittelbar wieder in die Höhe. An einer der wegen dem Herunterſtürzen der Steine gefährlichen Stelle, iſt eine aufgemauerte, mit Brettern bedeckte Gallerie angebracht, unter der man nicht ohne Grauen durchfährt, denn man ſieht das hölzerne Dach ſchon ſo mit Steinen überſchüttet, daß man es doch nur als ein ſchwaches Bewahrungsmittel gegen die drohenden, losgeriſſenen Felſen betrachten kann. Eine halbe Stunde — immer gleich ſteil — fuhren wir in dieſe wunderbare Kluft hinunter. Endlich gelangten wir zu einem ſchloßartigen, alten Gebäude, welches nebſt der Brücke den Paß gänzlich ſchließt. Wir fuhren durch ein Tor, das über die Straße geht, hinein — einige Schritte unter dieſem Gebäude durch — und kamen unmittelbar auf die Innbrücke. Hier hielten wir an, um das furchtbare Bild noch recht zu betrachten. Wenn es mich, von oben herab geſehen, unbegreiflich dünkte, wie ein Wagen mit vier Pferden dieſen Ort — Finſtermünz — erreichen konnte, ſo war es mir beim Hinaufblicken faſt noch unbegreiflicher. Die Kluft iſt ſo erſtaunend enge, in ungeheurer Tiefe vom Fluß durchſchnitten, die Felſen auf beiden Seiten ſo plötzlich aufſteigend, daß man nicht begreift, wo eine Straße hinunterführen kann. Dieſer Weg von Nauders nach Finſtermünz iſt ſo furchtbar wild und ernſt, aber in dieſer Art ſo unbeſchreiblich intereſſant, daß ich glaube, er werde ſich immer in meinen Erinnerungen feſthalten, umſo viel mehr, da er ſo viel ganz Eigentümliches enthält, daß ich ihn nicht leicht mit ähnlichen, hohen, ernſten Naturbildern vergleichen kann.

Man machte uns aufmerkſam, auch am linken Ufer des

Inn nicht zu lange zu verweilen, weil auch da, nahe an der Brücke, beſonders bei Regenwetter, faſt immer Felſenſtücke hinunterſtürzen. Von hier geht ein Fußweg zur Martinsbrücke nach Bündten hinein. — —

Die Reiſe ging dann das Inntal hinunter nach Landeck.

Landeck, Arlberg, Bludenz.

Donnerſtag, den 19. Oktober. Frühmorgens ſtand ich auf, die Sorge, was für Wetter wir heute über den Adlerberg bekämen, ließ mir nicht viel Ruhe, denn geſtern ſoll es dort auf der Höhe ſchon geſchneit haben. Es ſchien zwar wirklich, als ſollte es ein heller Tag werden, aber die Nebel hingen doch ſchwer und trübe in den Gebirgen.

Landeck hat eine recht ſchöne Lage, vom Inn umfloſſen, fruchtbar, buſchig und freundlich. Da die große Straße hier wieder zuſammentrifft, ſo geht auch die eigentliche Poſteinrichtung hier wieder an.

Es war beinahe 9 Uhr, als wir von Landeck abreiſten, wir verließen hier den Inn, welcher ſich nach Innsbruck zuwendet. Unſer Weg führte uns über den Bach Roſana, welcher aus dem Stanzertal hinunter dem Inn zuſtrömt; bis weit hinauf behielten wir denſelben zur linken Seite. Immer ſteil aufwärts ſteigend, zeigte ſich tief unter uns ein äußerſt maleriſches Bild. Auf einem Felſenvorſprung auf der andern Seite liegt ein Schloß; ſehr romantiſch, aus einem Seitental oder Schlund, tritt ein Gletſcherbach und vereinigt ſich dort mit der Roſana; eine Brücke tief unter uns führt über dieſe beiden Bäche nach dem Schloß, viel Buſchwerk ziert das liebliche, ſehr einſame, aber freundliche Bild.

Dann kommen wir nach Flierſch, mit Poſt. Immer ſteigend nach Schnan und Pettneu, wo wir prächtige Gebirge erblickten. Bis hierher hatten wir helles Wetter, aber nun auf einmal

ſahen wir ſtarkes Schneegeſtöber auf den hohen Bergen, welches immer tiefer fiel und es dauerte auch gar nicht lange, ſo hatten wir's auch. Immer dichter fielen die Flocken, ein kalter Schneewind ſchlug ganze Stöße in den Wagen, wir waren gezwungen, alles zuzuſchließen. Betrübt meinten wir, die Ausſicht in die Gebirge auf unſerem heutigen Wege aufgeben zu müſſen, allein es dauerte nicht lange, ſo hörte das Schneien wieder auf; allmählich entwickelten ſich immer höhere und bedeutendere Berggruppen und die durch ſchnell getriebene Wolken fallenden Sonnenſtrahlen warfen ſchöne Lichter auf den friſchgefallenen Schnee, mit dem ſie überdeckt waren.

Ununterbrochen anſteigend kamen wir nach St. Jakob und Naſſerein. — Poſt. — Eine ſtarke halbe Stunde mußten wir hier auf die Pferde warten, die erſt, in der zwar nahen Alp, mußten geholt werden; ein heftiger Wind trieb alles in die Stube, in welcher ich es aber vor glühender Hitze nicht lange aushalten konnte. Wir aßen etwas Kaltes zu Mittag und freuten uns, als endlich die gewünſchten Pferde ankamen, denn es war hohe Zeit, um noch bei Tag den Paß über den Adlerberg zurückzulegen, und die Leute waren alle der Meinung, daß wir keine Zeit zu verlieren hätten, indem er bei wenigen Tagen könne eingeſchneit und für unſeren großen Wagen unbrauchbar werden. Schrecken und Entſetzen ergriff mich bei dieſem Gedanken und auch mein Mann tat alles mögliche, um die langweiligen Vorbereitungen der Fuhrknechte mit dem Vorſpann zu beſchleunigen. Endlich fuhren wir ab nach dem ſehr nahe bei Naſſerein gelegenen Dörfchen St. Antonj oder Adlerberg, dem letzten Ort des uns ſo liebgewordenen Tirol. Die Päſſe wurden uns hier abgefordert und nun geht das Vorarlbergiſche an.

Immer ſteiler kommen wir nach einer Stunde in die Linie, wo es ſchon ſeit mehreren Tagen ſchneite, doch lag noch wenig Schnee auf der Straße, die ſich immer ſchlangenförmig den Berg

hinanzieht. Die Anſicht der Gebirge war noch frei und bei jeder Wendung der Straße ſahen wir wieder neue Bergſpitzen in den Seitentälern ſich erheben, vorzüglich ſchön zeigte ſich ein Gletſcher zur linken Seite, mit ſeinen blaugrünen Brüchen. Der Abgrund der Roſana ward immer tiefer und wilder, erſt hoch oben trennt ſich die Straße von derſelben und zieht ſich rechts, währenddem dieſe noch weit in wilde Gegend ſich zurückzieht, doch ſoll in jenem Seitental, woher ſie komut, noch ein Dörfchen ſtehen, was einem von hier aus, nach dieſer wilden Felſengegend geſehen, unbegreiflich erſcheint. Auch hier auf dieſer wilden Höhe trafen wir — ganz nahe an der Straße — noch ein Hüttchen, was mich mit innigſtem Mitleid gegen ſeine hilfloſen und mit unendlichen Bedürfniſſen kämpfenden Bewohner erfüllte. Jetzt wurde der Schnee häufiger und nach zwei ſtarken Stunden von St. Antonj erreichten wir die Höhe des Paſſes. Eine Kirche, Pfarrhaus und ein Wirtshaus auf dieſer felſigen, unfruchtbaren Höhe, rings von hohen, zerſtörten Felſen umſchloſſen. Der Schnee lag hier einen ſtarken halben Schuh tief und die Bäche floſſen ſchon unter dünnen Eisſchichten an ihren Ufern. Man erzählte uns, wie Fremde ſchon viele Tage hier eingeſchneit wurden; mir graute dabei und ich war unausſprechlich froh, ohne nur anzuhalten, weiterzukommen. Der Himmel trübte ſich, graue, kalte Nebel ſenkten ſich in die gewaltigen Felſenhöhen; jetzt fiel dichter Schnee und es hörte auch nicht mehr auf, bis wir am Fuß des Paſſes — in Stuben — anlangten. Von der Höhe geht es immer ſteil hinunter, man hat gar keine Ausſicht in die Gebirge, denn die Straße geht gerade durch eine Felſenſchlucht, deren Felſen ſich zur rechten Seite, an denen ſich die Straße unmittelbar hinzieht, ſehr zerbröckelt und übereinandergeſtürzt, ein höchſt trübes, trauriges Bild gaben. Der anhaltende Schneefall, einſchneidender kalter Nordwind, die ſchreckliche Zerſtörung dieſer Nordſeite des Paſſes, alles trug dazu bei, mich erleichtert zu fühlen, als wir

endlich bei einbrechender Nacht das Dörfchen Ranz und bald das Dorf Stuben erreichten. Von St. Antonj bis hierher hatten wir 3¼ Stunden. In Stuben wurden die Pferde gewechselt, es war völlig Nacht, so daß wir von der Gegend faſt nichts mehr ſehen konnten. Wir hatten nun denjenigen Teil der Ill neben uns zur linken Seite, der ſich aus den Gewäſſern bildet, die an der Nordſeite des Adlerberges herunterſtrömen und kamen durchs Kloſtertal nach Kloſters. Es ging von Stuben hierher immer abwärts, eben oft ſo ſteil, daß wir einen eigenen Mann mitnehmen mußten, um die Räder zu hemmen, denn oft mußten beide Hinterräder gehemmt werden, dann nach Dalaas. Hier ſollten wieder neue Pferde genommen werden, allein der Poſthalter verweigerte ſelbe unter allerhand Ausflüchten, um uns zu zwingen, die Nacht hier zuzubringen, und ſo erhob ſich ein Streit, der uns lange genug aufhielt. Als er ſah, daß nichts zu erzwingen war, bekamen wir plötzlich die erwünſchten Pferde. Wir fuhren endlich ab; auch heute brach der Mond etwas durch und warf doch einen Schein auf die Straße, was wir nicht hätten hoffen dürfen.

Um halb 11 Uhr langten wir in Bludenz an, wo das ganze Städtchen ſchon im tiefen Schlaf lag, ſo auch im Wirtshaus. Dies hinderte indeſſen nicht, daß wir ſogleich recht hübſche Zimmer und ein ſehr artiges Nachteſſen erhielten.

Daß die Zeit zum Reiſen vorüber ſei, das haben wir heute nicht bloß im Schnee auf dem Berge erfahren, ſondern auch hier war es ſehr kühl und herbſtlich. Nahe bei Bludenz tritt der andere Teil der Ill aus dem Montafuntal und vereinigt ſich mit erſterem.

Freitag, den 20. Oktober. Erſt um 9 Uhr fuhren wir von Bludenz ab, es war wieder hell und die Gebirge blendend weiß im Morgenlicht. Nach Nüziders, dann über eine Brücke der Ill. Bei den Ruinen von Schloß Schattenberg und Jagd-

berg vorbei nach Lehnſingen, über die Bäche Samina und Galina nach Fraſtenz. Bald gelangten wir nach Feldkirch. Dieſer Weg von Bludenz, durch das Ill-, auch Montafuntal genannt, iſt ſehr reich an ſchönen Bildern und höchſt merkwürdig. Die ganze Gegend trägt unverkennbar die Spuren eines ehemaligen Seekeſſels, mit einem Kranz von grünen Bergen umgeben, hinter denen ſich hohe Schneegebirge erheben. Von da ſieht man noch lange den Eingang des von mir — um dieſe Jahreszeit wohl nicht ohne Grund gefürchteten Adlerberges, der ganz mit Schnee bedeckt, mir ſchauerlich entgegenglänzte. Dann die hohen Gebirge aus dem Montafun, gewaltige Felſenzacken der Rhätikonkette und die gezackten, ausgeſägten Klippen der „Drei Schweſtern", doch über alle ſtolz erhaben, die Sceſaplana mit mit ihrem herrlichen Gletſcher, aus dem Prättigau aufſteigend. Vor uns zog die ganze Kette der Appenzellergebirge wie eine gewaltige Mauer und erinnerten mich lebhaft, von dieſer Seite geſehen, an jenen ſchönen Tag, wo ich ſie vom Calanda aus, vor 19 Jahren ebenſo betrachtete, wie heute. Ebenſo erfreute mich die Rückſeite der Rhätikonkette und dachte ich mich wieder in dieſelbe Zeit zurück, wo ich ſo manchen, ſchönen himmliſchen Abend, ſie von der entgegengeſetzten Seite — in glühendem Abendlicht — ſo unausſprechlich genußreich betrachtete. — —

In Rorſchach wurde Nachtquartier bezogen.

Der Reiſewagen, der ſich vortrefflich bewährt hatte, zeigte nun aber doch einen Schaden, der aber in kurzem ausgebeſſert werden konnte.

Ankunft in der Schweiz.

Samſtag, den 21. Oktober. Ich konnte die ganze Nacht keinen Schlaf finden. Freudige Erwartung des Wiederſehens, das mir heute noch bevorſtand und Rückblicke auf die letzten —

faſt acht — Wochen wechſelten, ſich mir in den allerlebhafteſten Farben darzuſtellen, ich lebte nicht in der Gegenwart, wie hätte ich Ruhe finden können in dieſem aufgeregten Zuſtand! Ich bedurfte auch keiner die Sehnſucht nach der nahen Freundin drängte, und mehrte ſich mit jedem Augenblick.

Brunnen beim Hauſe zum „Brunnen".

Nun kam der ausgebeſſerte Wagen, freudig ſetzten wir uns ein, das Wetter war wieder ziemlich gut, aber kalt und grau lag das Gewölk auf dem großen See, ſo daß wir ſeine gegenüberſtehenden Ufer nur ſelten erblickten. Die freudigen Bilder erhielten ſich in meinem Herzen, bis wir die Hälfte des Weges nach St. Gallen zurückgelegt, aber da trat auf einmal ein neidiſches Geſpenſt in meine Empfindungen. Daß wir der guten Freundin ſo unerwartet kämen, fiel mir erſt jetzt recht auf. Konnte ſie ſelbſt, oder jemand der ihrigen nicht krank oder abweſend ſein? An dieſe erſten betrübenden Gedanken reihten

ſich auf der Stelle eine Menge ähnlicher düſterer Art; es überfiel mich eine unausſprechliche Bangigkeit. Aber, o welche Freude! Kaum bei St. Fiden vorbei, erblickte ich die winkenden Schnupftücher auf dem lieben Harſenberg. Alle Angſt und ſchwarzen Gedanken verſchwanden gänzlich, ich erwiderte den Willkommengruß mit überwallendem Herzen. Dann verſchwand er uns, Bäume und Häuſer verſteckten denſelben, aber auf einmal erblickte ich die freudig entgegenkommende Freundin und — — ich lag in ihren Armen.

Aus der Geschichte der Constafel.[1])

(Aus einem Vortrag, gehalten im Jahre 1905 vor der Constafel und in der Antiquarischen Gesellschaft, von Oberst Steinbuch, gew. Vizepräsidenten der Constafel.)

Allgemeines.

Die Verfassung von 1336, das Werk des Ritters R. Brun, teilte die Burgerschaft Zürichs ein: In die Constafel und die Zünfte, von welch letzteren es anfänglich 13, später, nach Vereinigung der Leine- und Wollenweber zu einer Zunft, noch 12 gab.

Der Name Constafel ist aus Straßburg zu uns gekommen, wie auch die ganze Verfassung Bruns, der erste geschworene Brief, sich an den „Schwörbrief" von Straßburg anlehnt.

Zur Constafel gehörten:

a) Das alte Patriziat von vor 1336, die Ritter, Edelleute, Geschlechter.

b) Der sogenannte höhere Bürgerstand, Rentner, Großkaufleute, Tuchhändler, Goldschmiede, Geldwechsler, Salzleute.

---

[1]) Quellen: Urkunden und Aktenstücke aus dem Archiv der Constafel. Dr. Zeller-Werdmüller: Zur Geschichte der Verfassungsänderung 1336, im Zürcher Taschenbuch 1898. Prof. Dr. M. Huber: Das Staatsrecht der Republik Zürich vor 1798. S. Voegelin: Das alte Zürich. W. Tobler-Meyer: Mitteilungen über die Constafel.

Digitized by Google

Zu administrativen und wohl auch militärischen Zwecken (Steuern, Reisen ꝛc.) wurden der Constafel noch die politisch rechtlosen Hintersäßen zugeteilt.

Bis zum Jahre 1393 entsandten in den engern Rat:

Die Constafel: 13 Ratsherren.

Die 13 Zünfte ihre Zunftmeister: 13.

An der Spitze dieses so gebildeten, aus 26 Mitgliedern bestehenden engern Rates stand der ebenfalls der Constafel entnommene Bürgermeister. Von 1336—1393 waren es deren 5[1]), die sämtliche dem alten Patriziat entstammten.

Der große Rat bestand aus 78 Vertretern der einen Constafel und aus 78 der 13 Zünfte zusammen. Es war demnach in dieser Zeit das aristokratische Element durchaus nicht unterdrückt.

Durch den dritten geschworenen Brief von 1393 (der zweite von 1373 schränkte mehr nur die Kompetenzen des Bürgermeisters ein) wurden die Befugnisse der Constafel insofern beschränkt, als die Mitglieder des kleinen oder engern Rates, die nicht Zunftmeister waren, nun auch aus den andern Zünften, nicht bloß aus der Constafel genommen werden konnten. Sehr wahrscheinlich hat auch eine Reduktion der Zahl der von der Constafel zu stellenden Mitglieder des großen Rates um diese Zeit stattgefunden. Immerhin war der Einfluß der Constafel auch nach dem dritten geschworenen Brief bis zum Tode Waldmanns groß. Von 16 Burgermeistern im Zeitraum von 1393 bis auf Waldmann gehörten 10[2]) der Constafel an.

Der vierte geschworene Brief, 1489/1498, änderte die Dinge zu Ungunsten der Constafel. Sie hatte von nun an in den

[1]) Brun, Manesse, Fink, Schwend, Schön.

[2]) Manesse, Heinrich Meiß, Meyer von Knonau, Ynkenberg, Manesse, Rud. Meiß, Joh. Schwend, Hrch. Schwend, Röuist, Hrch. Göldlin.

großen Rat noch 18 (Achtzehner vom Rüden) und in den kleinen Rat noch 6 Mitglieder (Conſtafelherren, wovon 4 direkt und 2 vom großen Rat gewählt wurden) zu ſtellen.

Die übrigen Zünfte ſtellten in den großen Rat je 12 Mitglieder (die Zwölfer von jeder Zunft) und in den kleinen Rat 2, die Zunftmeiſter.

Die Conſtafel war demnach von jetzt an nur noch eine privilegierte Geſellſchaft. Von den 48 Bürgermeiſtern, welche von Waldmann bis 1798 im Amte ſtanden, waren bis 1560 noch 5 [1]), von 1560—1798 nur noch einer [2]) von der Conſtafel.

Der fünfte geſchworene Brief von 1713 änderte an dem Wahlrecht der Conſtafel nichts. Es blieb bei den „Achtzehnern“ und den „Conſtafelherren“.

Innere Verhältniſſe.

Maßgebend für die innern Verhältniſſe auf der Conſtafel, dieſelben beeinfluſſend und ſchließlich zur reinlichen Scheidung zwiſchen engerer und weiterer Conſtafel, adelicher Geſellſchaft und burgerlicher Conſtafel, führend, ſind hauptſächlich zwei Urkunden:

1. Der Donationsbrief für das Haus zum Rüden vom Jahre 1349, dreizehn Jahre nach dem erſten geſchworenen Briefe.

Auf Bitte der Edelleute wird den Geſellen „ſo vor uf des von Lunkhofen Eſterich trunken“ zu einer Trinkſtube übergeben das „Müntzhus“ mit der Bedingung, daß ſie mit des Stadtbaumeiſters Rat „unden an muhren ſöllend eines Gadens hoch“.

Des von Lunkhofen Eſtrich war in einem der drei Wettingerhäuſer. Der Name „Rüden“ ſtatt „Müntzhus“ ſteht ſeit 1358

---

[1]) Krd. Schwend, Rud. Eſcher, Marx Röuiſt, Diethelm Röuiſt, Bernhard von Cham.

[2]) Orelli.

fest. Die Edelleute, die Gesellen, hatten ihre Vereinigung auf des v. L. Estrich schon vor 1336. Die Schenkung des Münzhauses galt, nach dem Wortlaute der Urkunde, den Edelleuten und nicht der Gesamtconstafel.

2. Der Ratsbeschluß von 1490 (Constafelbrief), am Samstag nach St. Niklaus des heiligen Bischofstages, nach welchem:

„Ritter, Edelleute, Burger und Hindersäß, in unserer Stadt Zürich wohnend und seßhaft, so keine Zunft haben, fürbaßhin Constafel heißen und sein sollen u. s. w. „es syen die Lüt im Kratz oder andere." Der Ratsbeschluß enthält dann noch die Weisung, daß die Steuern nur mit Wissen des Rates, nicht willkürlich von Constafel und Zünften bestimmt werden sollen. Auch dürfen sich Constafel und Zünfte nicht gegenseitig Leute streitig machen.

Durch die Bestimmung „es syen die Lüt im Kratz oder andere" wurden der Constafel, neben den Beamten der Fraumünsterabtei, die im Kratz wohnten, auch das damals dort ansässige Gesindel, Bettler usw., nicht zu vergessen auch der „Nachrichter", zugeführt, ein Zuwachs, über den man sich in der Constafel wenig gefreut haben mag. Der „Nachrichter", d. h. Scharfrichter von Zürich, gehörte von diesem Jahre an zur Constafel und ist bei ihr geblieben bis nach der Freisprechung von seinem als „unehrlich" geltenden Berufe.

Der Passus „so kein Zunft habend" mag dazu geführt haben, daß von der Reformation an auch die Geistlichen und „Predikanten" der Constafel zugeteilt wurden oder sich zuteilen ließen. Andererseits konnten sich wohl von jetzt an auch Angehörige von ursprünglich constafelgenössigen Geschlechtern für die Zünfte entscheiden, wenn schon sie nicht das der Zunft entsprechende Handwerk trieben.

Die folgenden drei Urkunden des XVI. Jahrhunderts illu-

ſtrieren in gewiſſer Beziehung die Konſequenzen des Conſtafelbriefes von 1490.

Anno 1539, am 3. Januar, kommen vor den Rat Joh. Edlibach und Ammann Ludwig Dietſchi „die frommen, veſten, wyſen, unſere getrüwen, liben Miträte“ im Namen und als Pfleger gemeiner Herren und Geſellen der Conſtafel zum Rüden, am einen, und zwei Brüder, Claus und Hans die Trumeter und Jörg Wolf der Armbruſter, am andern Teil. Von den Vertretern der Conſtafel wird verlangt, daß dieſe drei, weil ſie keine Zunft haben (ſiehe Brief v. 1490), mit Leib und Gut zur Conſtafel gehören ſollen. Die drei wollen aber nicht zur Conſtafel, wahrſcheinlich, weil ſie doch als minderwertig angeſehen und es zu nichts bringen würden, und berufen ſich darauf, ſie ſeien „frŷg“. Der Rat erkennt zu Gunſten der Conſtafel: Sie hätten, da ſie keine andere Zunft haben, zur Conſtafel zu gehören.

Anno 1546 kommen vor den Rat zu Recht die Abgeſandten der Wacht der heiligen drei Könige (heutige Gemeinde Enge) am einen — und der „Conſtafel hier in unſerer Statt zum Rüden“ am andern Teil.

Die von der Wacht beklagen ſich, daß, obwohl ſie anno 1494 ein Urteil erlangt hätten, wonach die Conſtafel ſie der Hinderſäſſen wegen, ſo an der Sihl geſeſſen und in der Stadt nicht zünftig ſeien, unangefochten laſſen müſſe und dieſe Hinderſäſſen zu ihrer Wacht mit allem dienen ſollen, ſich die Conſtafel jetzt doch unterſtehe dieſer Leute wegen in ihre Wacht einzugreifen, um dieſelben zu ſich zu ziehen. Ihre Mannſchaft werde dadurch gemindert. Von altersher hätten zu ihrer Wacht gehört die Leute, die zwiſchen den beiden Sihlbrücken (die innere über die zahme, die äußere über die wilde Sihl ſind gemeint) „uf und nider“ geſeſſen ſeien, ſowie diejenigen, welche von dieſer Gegend bis an der Stadt Ringmauer, den Graben auf (gemeint

iſt der „Fröſchengraben“, die jetzige Bahnhofſtraße) bis an den Spitz (beim heutigen Tiefenhof) und längs der beiden Wege bis ins Selnau und die „Bleiki“ (Bleicherweg) wohnten.

Die Conſtafel gibt an, daß ſie nicht mit Gewalt ſich unterſtanden habe, dieſe Leute zu ſich zu ziehen, ſondern nur wer gern und guten Willens bei und unter ihr ſein wollte, den wolle ſie freundlich auf- und annehmen.

Der Rat erkennt, da der Conſtafelbrief von 1490 beſtimme, daß nur diejenigen Leute, die in unſerer Stadt ſitzen und keine Zunft haben, zur Conſtafel gehören ſollen, ſo hätten die von den heiligen drei Königen alle die Perſonen zu ihrer Wacht und Gemeinde zu nehmen, die außerhalb der Stadt an den bezeichneten Orten und Enden wohnen. Die aber, die in der Stadt zünftig ſind oder es fernerhin werden, desgleichen diejenigen, welche „des Rüdens und der Conſtafel ordentlich Geſellſchaft und Urſprung tragend“ ſoll die Wacht nicht belangen dürfen.

Es wohnten wohl in dem genannten Rayon Stadtburger, aber auch ſonſt Leute, von denen ſich die Conſtafel mehr verſprach als von den „Lüten im Kratz“.

Am 13. Juli 1573 verbietet der Rat, daß diejenigen, welche zur Conſtafel gehören, aber nicht Burger von Zürich ſind (gemeint ſind wahrſcheinlich die ſogenannten Landſaſſen und vielleicht auch die ſonſt politiſch rechtloſen Hinterſaſſen), bei den Abſtimmungen und Wahlen auf der Conſtafel mitmachen, wie es öfters vorgekommen ſei. In der gleichen Urkunde verbietet der Rat im fernern, daß diejenigen, welche das „Almoſen nehmen oder Frau und Kind darnach ſchicken“, auch wenn ſie Burger ſeien, bei den Wahlen und Abſtimmungen mitmachen. Es ſoll ihnen dieſer „Stillſtand“ an der „Glimpf und Ehren“ aber nicht ſchaden und das „Fronvaſtengäld“ müſſen ſie der Conſtafel doch geben.

Es ſteht nicht feſt, wer dieſem Verbot des Rates gerufen. Kam die Klage über die Übelſtände, die zu dieſem Verbote führten, dem Rate von anderer Seite zu Ohren oder kam ſie etwa aus der Conſtafel ſelbſt? Ausgeſchloſſen iſt letzteres nicht, denn innerhalb der Conſtafel beſtanden ſchon längere Zeit ſcharfe Gegenſätze.

Es hatte ſich eine beſondere Vereinigung gebildet, urſprünglich wohl beſtehend aus den Familien des vorbruniſchen Patriziates, der Ritter, Edelleute und Geſchlechter, die ſich in Gegenſatz ſtellten zu den übrigen Mitgliedern. Möglicherweiſe iſt dieſe Vereinigung ſchon entſtanden aus derjenigen der Edelleute und Geſellen „ſo vor uf des von Lunkhofen Eſtrich trunken", jedenfalls aber wurden unter dem Einfluß des Briefes von 1490 die Gegenſätze noch verſchärft. Der Unterſchied zwiſchen „Rüden" und „Conſtafel", „Herren" und „Geſellen" oder „Perſonen" trat auf; es bildete ſich eine engere und weitere Conſtafel.

Man nannte dieſe Vereinigung das „Stübli", die „adeliche Stube zum Rüden", „die Geſellſchaft", ſpäter „die Herren von der Conſtafel zum Rüden", „den Verein der Geſchlechter zum Rüden", die „adeliche Geſellſchaft zum Rüden".

In den im Conſtafelarchiv vorhandenen Dokumenten werden die Unterſchiede folgendermaßen gemacht:

Reisrodel von 1512: Diß ſind Herren und Geſellen ſo von minen Herrn zum Rüden und der Conſtafel usgnommen wurden in den Zug zu dem Bapſt und den Venedigern 1512 ... (Namen).

Reisrodel von 1528: Es ſind usgnommen zum Panner mit Herrn Burgermeiſter Diethelm Royſten ...

„von dem Stüblin zum Panner usgnommen ... (Namen).

„Dis ſind Burger von der Conſtafel zum Panner.

Ein anderer, undatierter Reisrodel, nach Schrift und Namen aus derselben Zeit:

Dis sind die usgnommen zu dem Banner:

Und sind dis us dem Stübli ...
Von der Constafel ...

Reisrodel 1552: Sind usgnommen zum Panner:

Us der Gesellschaft ...
Geistlich ... Landsassen ...
Burger ... Hindersassen ...

Die Beispiele ließen sich vermehren. Der auf den Auszug nach Kappel sich beziehende Rodel von 1531 macht keinen Unterschied. Am Schlusse desselben findet sich folgender Nachtrag, zu dem es weiter keinen Kommentar braucht: „Anno Domini 1531 Jar uff Burkardi waß Hoptman zur banner Hanns Rudolf Lavater und zugend min Herrn und iri Hoptlüt gan Capel Jörg Göldly obgenannt zu Hilf, und gieng leider ubel und luff jeder man vor und nach der Schlacht, damit nieman daheim blib, und ist disser Reyßrodel us und wen man mehr kriegin wil, so nus man gar uff ein nüws usnemmen anvan darvor uns Gott lang behütt."

Zur „Gesellschaft" oder zum „Stübli" gehörten nach diesen Rodeln und sonstigen Verzeichnissen des XVI. Jahrhunderts nachfolgende, teils ausgestorbene, teils noch blühende Geschlechter:

Blaarer (von Wartensee), v. Cham, Edlibach, Effinger, Engelhard, Escher vom Luchs, Göldlin, Grebel, Krieg (von Bellikon), Meiß[1]), Meyer von Knonau, Rordorf, Röuist, Eber-

[1]) Darunter Ritter Jakob, der 1515 bei Marignano gefallene Pannerherr von Zürich.

hard[1]) und Uly von Ryschach, Schmid, Schönau, Schwend, Stapfer, Wellenberg, Wirz.

Der Grund für diese Scheidung in engere und weitere Constafel, für die Gründung des „Stübli", mag zum Teil darin gelegen haben, daß sich die Mitglieder der Familien, welche zum frühern Patriziat gehörten oder durch Verwandtschaft und soziale Stellung in gleiche Verhältnisse mit jenen gekommen waren, von denen der Constafel als Ganzes zugewiesenen neuen Elementen absondern wollten, diese als nicht gleichberechtigt anerkannten, zum Teil aber auch in den Verhältnissen, die durch den Donationsbrief mit Bezug auf den Besitz des Gesellschaftshauses zum „Rüden" bedingt waren.

Das „Stübli" entschied nach eigenem Dafürhalten über die Aufnahme neuer Geschlechter. Es kam auch vor, daß einzelne Familien, die ihm schon im XVI. Jahrhundert angehörten, wieder austraten und zu den Zünften gingen, z. B. die Rordorf, Wirz, Stapfer.

Im Jahre 1638 wurden noch zwei bürgerliche der weitern Constafel angehörende Familien, die Schneeberger, ursprünglich Apotheker, und die Reinhard, ursprünglich Wirte, ins Stübli aufgenommen und kurz nachher kam noch ein Zweig der Salis, als Besitzer der Herrschaft Elgg, dazu. Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts aber wurde die Türe des „Stübli" ganz zugemacht und niemand mehr aufgenommen, während es gerade um

---

[1]) Der Parteigänger Herzog Ulrichs von Würtemberg. Er fiel an der Seite Zwinglis 1531 bei Kappel. Seine Witwe, Katharina von Zimmern, die letzte Äbtissin vom Fraumünster, wird noch 1547 in einem „Stürrodel" erwähnt, nach welchem die Hinterbliebenen der bei Kappel Gefallenen, der Constafel Angehörenden, von der Gesellschaft eine Unterstützung (Pension) bezogen. Die beiden Reischach stammten aus dem bekannten, heute noch blühenden, süddeutschen Adelsgeschlecht, dessen einem im Hegau ansässigen Zweige, der „Hohenkrähen" gehört.

jene Zeit in der weitern Conſtafel Familien oder Vertreter von Familien gab, die, was Anſehen und ſoziale Stellung anbetrifft, wohl auch ins Stübli gepaßt hätten, wie z. B. die Steiner, als Gerichtsherren von Uitikon, der General Werdmüller u. a. m. Auch die als adelich anerkannten Keller von Steinbock, Wyß, Muralt und Orelli gehörten nie zum „Stübli“ und nur in einzelnen Gliedern zur weitern Conſtafel. Den offiziellen Titel Junker führten neben den Mitgliedern des „Stübli“ nur die Steiner von Uitikon, die Wyß (vom Angel) und die Schwerzenbach. [1])

Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts ſpitzte ſich der Konflikt zwiſchen engerer und weiterer Conſtafel derart zu, daß man vom Rat Entſcheidung verlangte.

Über die Zuſammenſetzung der Geſamtconſtafel in jener Zeit geben die „Stürrodel“ (Mitgliederverzeichniſſe für die innerhalb der Conſtafel zu bezahlenden Beträge) genauen Aufſchluß.

Dieſe Rodel führen auf:

1. Die Mitglieder der Räte (Conſtafelherren, Achtzehner und allfällige Standeshäupter).
2. Die Herren, die Mitglieder vom Stübli.
3. Die Landſaſſen.
4. Perſonen } Dieſe bildeten die weitere bur-
5. Geiſtliche und Predikanten } gerliche Conſtafel.
6. Die Wittfrouwen und Jungkfrouwen (vom Stübli). Die Wittwyber und Töchter (von der burgerlichen Conſtafel). Die Vogtkinder (hier wurde nicht unterſchieden, ob vom Stübli oder der burgerlichen Conſtafel ſtammend).
7. Die Hinderſäſſen.

---

[1]) Prof. Dr. M. Huber: Das Staatsrecht der Republik Zürich vor 1798.

Zu den Landsaſſen gehörten alle diejenigen, welche im Beſitze von Herrſchaften waren, die unter Zürichs Oberhoheit ſtanden. Es waren darunter Bürger der Stadt Zürich, ferner Angehörige des Landadels (die Landenberg, die Freiherrn v. Sax zu Uſter), auswärtiger Adel (die v. Pappenheim auf Altikon, die v. Bodeck auf Elgg, die Huldrych auf Wyden, die von Ulm auf Hüttlingen uſw.), oder auch Bauern[1]), die in den Beſitz adelicher Herrſchaften oder dazu gehöriger Güter gelangt waren, ferner die Stadt Winterthur für die Mörsburg und das Schloß Pfungen, Bürger von Schaffhauſen (die v. Waldkirch für Rohr und Schollenberg, die Peyer für Marthalen und Weſpersbühl uſw.) und von Winterthur (z. B. Steiner für Schwandegg, Sulzer für Elgg).

Dieſe Landsaſſen blieben der Conſtafel zugeteilt, ſolange ſie im Beſitze der betr. Herrſchaft waren, es ſei denn, daß ſie ſowieſo als Stadtbürger zum Stübli (wie die Meiß auf Teufen und Wülflingen, die Schmid auf Goldenberg u. a. m.), oder zur bürgerlichen Conſtafel (wie z. B. die Steiner auf Uitikon) gehörten. Aus den Rodeln des XVII. Jahrhunderts läßt ſich ein häufiger Wechſel im Beſitze verſchiedener Herrſchaften nachweiſen.

Die „Stürrodel“ aus der Zeit des größten Streites zwiſchen „Stübli“ und „burgerlicher Conſtafel“ laſſen den Beſtand der beiden Parteien genau erkennen.

---

[1]) Zu dieſen gehörten ſchon im XV. Jahrhundert und figurieren noch auf einem Rodel von 1503 die Boßhard von Hürnen und Wagenburg (vergl. Zürcher Taſchenbuch von 1906, Staatsarchivar Dr. Nabholz, Aus Zürichs Geſchichte im XV. Jahrhundert); im XVII. Jahrhundert finden ſich die Namen: Staub (für Dübelſtein), Kopp und Weilenmann (für Langenhard), Peter (für Liebenberg) u. a. Auch die jeweiligen Beſitzer des Meyerhofes zu Regensdorf und des Hofes zu Katzenrüti ſind unter den Landsaſſen aufgeführt.

Die Rodel von 1641, ein paar Jahre vor dem erſten, und von 1673, ein paar Jahre vor dem letzten entſcheidenden Ratserkenntnis, ergeben folgende Zahlen:

1641. Zum Stübli gehörten 48, davon ſaßen in den Räten 21,
zu den Perſonen (der burgerl. Conſtafel) gehörten 33, „ „ „ „ „ 3,
Geiſtliche u. Predikanten 17, davon 2 in der Stadt,
adeliche Landſaſſen 17,
übrige „ 19,
Hinderſaſſen 155.

1673. Zum Stübli gehörten 52, davon 18 in den Räten,
zu den Perſonen „ 39, „ 6 „ „ „
Geiſtliche u. Predikanten 19, „ 4 in der Stadt,
adel. Landſaſſen 21,
übrige „ 14,
Hinderſaſſen 150.

Im Jahre 1641 waren folgende Familien vertreten: Im Stübli: Blaarer v. Wartenſee, Edlibach, Eſcher vom Luchs, Göldlin, Grebel, von Breiten-Landenberg, Meiß, Meyer von Knonau, Reinhard, Schmid, Schneeberger, von Schönau, Stapfer, von Waldkirch, von Wellenberg, Wirz, Zoller.

In der burgerlichen Conſtafel: Dietſchy, Düring, Dürſteler, Eberhard, Freudwyler, Großmann, Gyger, Haab, Heuberger, Huber, Kruth, Lauffer, Linſi, Lochmann, Meyer, Ochsner, Paruel (ſpäter, weil von Stein ſtammend, Steiner genannt), Rahn, Rüttiner, Schiegg, Steiner (v. Uitikon), Stockar, Studer, Volmar, Wegmann, Werdmüller.

Unter den Geiſtlichen und Predikanten: Bodmer, Bryſacher, Erny, Gyger, Hegi, Holder, Irminger, Peter, Rellſtab, Schärer, Schiegg, Tanner, Wieſendanger, Werdmüller.

Anno 1643 entſchloß man ſich nun, den Streit vor den Rat zu bringen. Es erſchienen am 30. XI. dieſes Jahres vor Burgermeiſter [1]), Rät und Burger:

Doktor Gyger, Amtmann Stocker, Vogt Lochmann und Amtmann Haab, namens der bei der Conſtafel „Ynverlibten", ſodann die Junkern Seckelmeiſter Wirz, Landvogt Schneeberger, Stadthauptmann Eſcher von L., Bergherr Schmid, Vogt von Schönau, und Stallherr Eſcher v. L., letztere alle 7 des Rates, im Namen der löbl. Geſellſchaft bei der Conſtafel.

Die erſteren wollten den Unterſchied zwiſchen der adelichen Stube und der burgerlichen Conſtafel nicht anerkennen und beſtritten das alleinige Beſitzrecht des Stübli am Haus zum Rüden. Die letztern verharrten auf rechtmäßigem Herkommen.

Der Rat beſchloß:

1. Die löbl. Geſellſchaft (das „Stübli") bei der Conſtafel ſoll bei ihrem Herkommen unverändert weiter beſtehen.

2. Der „Rüden" gehört gemäß Donationsbrief der Geſellſchaft bei der Conſtafel. Die Geſellſchaft ſoll ihn in Stand halten. Er habe für die übrigen der Conſtafel „ynverlibten Perſonen" frei und offen zu ſein.

Über weitere 6 Punkte adminiſtrativer und finanzieller Natur ſollen ſich die Parteien ſelber verſtändigen. Die Urkunde ſchließt mit der Empfehlung, man ſolle ſich nicht wie bisher, gegenſeitig „ufhetzen".

Es ſcheint die gewünſchte Verſtändigung nicht möglich geweſen zu ſein, denn am 21. Dezember gleichen Jahres, drei Wochen ſpäter, entſcheiden Burgermeiſter und Rät:

1. Es habe bei jüngſt deshalb ergangenem Urteil „einfältig" zu verbleiben.

---

[1]) Salomon Hirzel.

2. Die noch unerörterten 6 Punkte ſollen vor die Herren Verordneten gelangen.

Am 11. April 1644 kam dann das Ratserkenntnis, das dieſe 6 Punkte zu erledigen ſuchte.

Im abermaligen Span zwiſchen denjenigen, ſo der Conſtafel „ynverlibet“ und der löbl. Geſellſchaft zum Rüden bei der Conſtafel, wird nach langer und weitläufiger Anhörung des Für und Wider und nach Ableſung ſchriftlicher Gewahrſamen zu Recht erkannt:

1. Es bleibt bei der „Sönderung“ auf der Conſtafel. Das Regiment wird wie bisher von der Geſamtconſtafel beſetzt.

2. Betreffend den Beſitz des Rüdens bleibt es beim Urteil von 1643.

3. Der Zins der Läden und des Tenns ſoll „dem gemeinen Conſtafelſeckel dienen“ (alſo der Geſamtconſtafel).

4. Silbergeſchirr, das von Prälaten und andern Perſonen, die nicht zur adelichen Geſellſchaft gehören, verehrt wurde und werde, ſolle der Geſamtconſtafel gehören.

5. Jeder, der zur Conſtafel gehört, und ein Amt oder eine Geſandtſchaft erhält, habe der Conſtafel eine Verehrung in Geld oder Silbergeſchirr zu machen, wie bei den Zünften. (Die von der Geſellſchaft ſchenkten es dieſer, die übrigen der burgerlichen Conſtafel).

6. Die Wahl des Stubenmeiſters (Verwalter) der Geſellſchaft ſei, wie die Wahl des Stubenmeiſters der burgerlichen Conſtafel, von den Achtzehnern und Conſtafelherren vorzunehmen.

7. Der Stubenknecht ſei von der Geſellſchaft, der Conſtafelknecht von der geſamten Conſtafel zu wählen.

8. Die Stubenhitzen (freiwillige Geldgaben zu Neujahr für Heizung) ſollen der geſamten Conſtafel gehören.

9. Die „Taffeln“ (im Saal aufgehängte Mitgliederverzeichniſſe) ſollen beginnen mit:

a) Conſtafelherren und Achtzehnern,

b) Herren von der Geſellſchaft,

c) übrige Perſonen.

10. Die Geſellſchaft darf keinen mehr zu ſich aufnehmen aus der weitern Conſtafel, der ſchon im Rate, ſei es im großen oder kleinen, iſt. Andere aufzunehmen, ſtehe in ihrem freien Belieben.[1])

11. Aufnahmen in die geſamte Conſtafel haben vor verſammelten Conſtafelherren und Achtzehnern zu erfolgen.

Die Urkunde ſchließt mit einer Ermahnung zum Frieden und zum Weglaſſen der bis anhin „verloffenen Schmachreden und Scheltungen“.

Der Friede war nicht von Dauer. Schon am 15. Januar 1646 muß ein neues Urteil gefällt werden. Die Urkunde beginnt:

Wir Burgermeiſter und Rät der Stadt Zürich urkunden hiemit: „Nachdem vor etwas abgeloffener Zit Mißhellung entſtanden zwiſchent unſern getrewen lieben Miträten und Burgern, erſtlich denen ſo by der burgerlichen Conſtafel ynverlibet am einen, ſodann der adelichen Geſellſchaft by der Conſtafel am andern Teil“ uſw.

Das Ganze iſt eine Beſtätigung des Urteils von 1644, mit Ausnahme eines Punktes, der zu Ungunſten der burgerlichen Conſtafel entſchieden wurde. Der Zins der Kaufläden im Rüden gehöre nicht der Geſamtconſtafel, ſondern einzig und allein der Geſellſchaft. Alle übrigen Punkte ſind gleich ent-

---

[1]) Die Aufnahme der Schneeberger und Reinhard, die der weitern Conſtafel angehört hatten, ins Stübli war im Jahre 1638 erfolgt. Von „andern“ wurden nur noch die Salis aufgenommen.

ſchieden wie im Urteil von 1644. Zum Schluß erfolgt wieder eine Ermahnung: Die „verdrüßlichen Reden" ſollten endlich aufhören.

Trotzdem dauerten „Span und Mißhellung" weiter. Wohl war das Finanzielle und Formelle nach außen und innen durch die Ratserkenntniſſe geregelt. Jetzt mußte aber auch noch das „Regiment", die Vertretung in den Räten, geregelt werden. Dieſer Streit dauerte lange. Erſt am 23. Januar 1679 wurde ein „Hochobrigkeitlich confirmierter Verglych bitreffend die Wahlen der Conſtafelherren und Achtzehner" getroffen. Die Urkunde beginnt: Wir Statthalter klein und groß Rät der Stadt Zürich, urkunden hiemit: Nach dem die Zyt und Jahr her nit geringe Mißhellung geſchwebt, entzwüſchent unſern getrewen, lieben Miträten und verburgerten einer löbl. Burgerconſtafel an einem, ſodann der adelichen Geſellſchaft am andern Teil uſw.

Es wird beſtimmt:

1. Von 4 Conſtafelherren (kl. Rat) ſind 2 aus der Geſellſchaft, 2 aus der burgerlichen Conſtafel zu wählen. (Der 5. und 6. wurden vom großen Rat gewählt [1]). Bei Abgang iſt der Erſatz aus denen zu nehmen, zu welchen der Abgegangene gehört hat. Die Wahl geſchieht vor der geſamten Conſtafel.

2. Von den Achtzehnern (gr. Rat) ſind zwei Drittel = 12 aus der Geſellſchaft, ein Drittel = 6 aus der burgerlichen Conſtafel zu wählen. Erſatz und Wahl wie bei den Conſtafelherren.

Im übrigen habe es bei den geſchworenen Briefen und bei den übrigen Erkenntniſſen und Urteilen zu verbleiben.

Durch dieſen Vergleich war der Streit endgültig entſchieden, und zwar zugunſten des „Stübli", der adelichen Geſellſchaft. Ihr

---

[1]) Aus den Achtzehnern.

einzig und allein gehörte der „Rüden“ und der Zins, den die Kaufläden in demſelben abwarfen; von 18 Mitgliedern des großen Rates hatte ſie 12, die burgerliche Conſtafel nur 6 zu ſtellen, obgleich letztere mit der Zeit an Zahl zunahm, während die Zahl der Mitglieder der adelichen Geſellſchaft ſich verminderte.

Einmal noch muß der Rat in einer innern Angelegenheit der Conſtafel einen Entſcheid fällen.

Dienſtag, den 31. Januar 1709 entſchieden Burgermeiſter, klein und große Rät, ſo man nennt die 200 der Stadt Zürich, daß der befreite Jakob Volmar, med. Dr., gleich ſeinen Vorfahren, als ein Burger zu lobl. Conſtafel zünftig heißen ſoll, ſo daß, wenn er oder jemand der Seinigen ſterben würde, ſolche von lobl. Conſtafel zur Kirche getragen werden. Der getragene Dienſt, von dem er befreit, ſoll weder ihm noch ſeinen Kindern, weder ſchmählich noch aufheblich ſein, auch ſein Sohn Haus Konrad ſoll des getragenen Dienſtes befreit heißen und bleiben.

Es handelt ſich um den 1698 „befreiten“ Scharfrichter von Zürich, aus dem Geſchlecht Volmar, von welchem Geſchlechte dieſes Amt mehrere Generationen hindurch verſehen wurde. Es iſt begreiflich, daß er wünſchte, als ehrlicher Burger bei der Conſtafel zu ſein, nachdem er vom Henkeramt befreit war. [1])

Bis zur Revolution blieb es im übrigen bei den Entſcheiden des Rates. Das letzte Mitgliederverzeichnis von 1798 führt die Mitglieder der Conſtafel nach dem Alphabet auf und nicht mehr getrennt nach adelicher Geſellſchaft und burgerlicher Conſtafel. Das „Stübli“ zählte in dieſem Jahre noch 59, die burgerliche Conſtafel 90 Mitglieder.

---

[1]) Die mündliche Tradition auf der Conſtafel erzählt, daß bei den gemeinſamen Mahlzeiten und Feſtlichkeiten der Scharfrichter an einem beſondern kleinen Tiſche ſitzen mußte und ſein Eſſen extra ſerviert bekam.

Mit der Einführung der helvetiſchen Verfaſſung hörten die Sonderrechte der Conſtafel und der adelichen Geſellſchaft auf. Vermögen und Silbergeſchirr der letztern konnten jedoch zum größten Teil gerettet werden, während das Silbergeſchirr der burgerlichen Conſtafel zur Zeit der Invaſion eingeſchmolzen werden mußte.

Als Korporation blieb die adeliche Geſellſchaft neben und mit der 1803 wieder erſtandenen Conſtafel beſtehen bis 1879, in welchem Jahre ſie ſich freiwillig auflöſte[1]). Den ihr gehörenden Rüden hat ſie 1867 der Stadt Zürich um 152,000 Fr. verkauft. Die meiſten ihrer Mitglieder blieben bei der Conſtafel, an welche auch das Archiv des „Stübli" übergegangen iſt.

---

[1]) Im Mannesſtamme waren bei der Auflöſung noch folgende Familien vertreten: Eſcher v. Luchs, Breiten-Landenberg, Meiß, Meyer von Knonau, Salis-Marſchlins und Schmid. Von dieſen ſind ſeither erloſchen die Salis-Marſchlins. Die Breiten-Landenberg und die Schmid blühen fern der alten Heimat, erſtere in Deutſchland, letztere in Holland.

Jakob Heinrich Meiſter.

Madame de Vandeul an Leonhard und an Heinrich Meiſter.

1786 und 1818.

Mitgeteilt von Prof. Paul Ufteri.

Marie-Angélique Diderot[1]), die einzige Tochter des berühmten Philoſophen, hatte im Jahre 1772 Herrn von Vandeul[2]) geheiratet. Sie machte bei ihrem Vater die Bekanntſchaft des

[1]) Geb. 2. September 1753, geſt. 3. Dezember 1824.

[2]) Caroilhon de Vandeul, écuyer, trésorier de France, ſtarb vor 1816. Ein Enkel desſelben, geſt. im Oktober 1904, wurde 90 Jahre alt (ſ. Journal des Débats, 4 octobre 1904). Sein in Paris lebender Sohn, Graf Albert de Vandeul, beſitzt auf ſeinem Gute (ſ. S. 183, Anm. 1) ein gelungenes Bild ſeiner Urgroßmutter, das leider hier nicht verwendet werden konnte.

Zürchers Heinrich Meiſter[1]), der in Paris ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigungen oblag, und ſie blieb mit ihm in freundſchaftlichen Beziehungen. Oft erzählte er ihr ohne Zweifel vom lieblichen Zürichſee, an deſſen Ufern er ſeine Jugend verlebt hatte. Zur ſelben Zeit war es allmählig Mode geworden, die ſchöne Schweiz zu bereiſen. Im Jahre 1786 kamen Herr und Frau von Vandeul nach Zürich und wurden hier von Leonhard Meiſter[2]), dem Vetter Heinrichs, empfangen und herumgeführt. Dieſen kurzen Beſuch behielt Madame de Vandeul in angenehmer Erinnerung, wie wir aus zwei Briefen erſehen, die hier zum erſtenmal im Druck erſcheinen. Sie ſind ein ſchmeichelhaftes Zeugnis für das damalige Zürich, umſomehr, als ſie von einer bedeutenden und geiſtreichen Pariſerin herrühren.

Andere Briefe von ihr befinden ſich in Heinrich Meiſters Voyage en Angleterre (1792), in den Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister, Paris, Hachette, 1903 und in der Revue Bleue vom 24. September 1904. Weitere Veröffentlichungen werden wohl nicht ausbleiben.

---

[1]) 1744—1826. S. Breitinger, Studien und Wandertage und Revue des deux mondes, 1er novembre 1902.

[2]) 1741—1811. Profeſſor der Geſchichte an der Kunſtſchule von 1773—1791. Verfaſſer zahlreicher Schriften literariſchen und hiſtoriſchen Inhalts. Einige derſelben beweiſen, ſagt ſein Biograph, daß auch klaſſiſchen Wert zu erreichen, ihrem Verfaſſer nicht zu ſchwer geweſen wäre, wenn er die ihm allzu läſtige horaziſche Regel („Neun Jahre behalte das Geſchriebene in Händen", Ars poetica, 386—390) dem leichtern Schnellſchreiben vorgezogen hätte. Er wurde 1791 zum Rücktritt von ſeiner Lehrſtelle veranlaßt, wohl eher wegen der freiſinnigen Ideen, die er im Unterrichte durchblicken ließ, als, wie ſeine Gegner behaupteten, wegen der Lehrmethode. Hatte er doch 1788 einen verlockenden Ruf nach Bern erhalten, aber abgelehnt. Bis zu ſeinem Tode beſorgte er dann Landpfarreien, die ihn der ökonomiſchen Sorgen enthoben und Muße zu literariſchen Arbeiten ließen. 1799 und 1800 finden wir ihn vorübergehend in Luzern und Bern als helvetiſchen Regierungsſekretär. Suard nennt ihn ſcherzweiſe «le Jacobin».

Sein von Oeri gemaltes lebensgroßes Bild befindet ſich auf der Stadtbibliothek.

I.

Madame de Vandeul an Leonhard Meister in Zürich.

Langres en Champagne[1]), le 19 octobre 1786.

Je croirais, Monsieur, manquer à la reconnaissance très essentiellement si j'attendais mon retour à Paris pour vous témoigner celle de M. de Vandeul et la mienne. Je ne puis que très faiblement vous exprimer combien nous sommes touchés l'un et l'autre des bontés sans nombre dont vous nous avez comblés. Nous sentons, Monsieur, tout le prix du temps que vous nous avez sacrifié. Il fallait un bien grand fond de patience et de complaisance pour n'être pas excédé de traîner par un temps aussi épouvantable des étrangers aussi indiscrets. Pardonnez-nous d'en avoir ainsi abusé; il nous serait bien doux d'avoir notre revanche, et je vous assure qu'après le plaisir d'avoir fait votre connaissance, le plus vif que nous puissions éprouver, serait celui de vous recevoir et de jouir encore de votre aimable société.

Après vous avoir dû tout le bonheur dont nous avons joui à Zurich, il faut encore que vous ayez la bonté de vous charger d'exprimer notre reconnaissance à M. Gessner[2]); la lecture de ses charmants ouvrages m'avait inspiré le plus violent désir de voir sa personne, et je ne puis vous dire combien j'ai eu de plaisir à lui trouver la bonté, la douceur et la sensibilité qu'il peint avec tant de délicatesse et de vérité. Je vous supplie, Monsieur, de lui présenter mon respect. Je

---

[1]) In Langres, der Geburtsſtadt ihres Vaters Diderot, der 1784 ſtarb, hatte Mme de Vandeul vielleicht noch Verwandte, auch beſaß ihr Gatte vielleicht damals ſchon ſeine Hüttenwerke in der Nähe von Langres, in Auberive, wo 30 Jahre ſpäter Mme de Vandeul die Sommermonate zu verbringen pflegte und wo ſich jetzt noch das Familiengut befindet.

[2]) Der bekannte Idyllendichter Salomon Geßner, 1730—1788.

n'ai osé le supplier de me faire connaître sa famille, j'ai craint de l'importuner, mais si j'avais demeuré un jour de plus à Zurich, je crois que je vous aurais tourmenté pour me faire voir encore une fois ce célèbre peintre des vertus et de la nature. [1])

Je ne puis m'empêcher de vous supplier de nous rappeler au souvenir de M. le conseiller Hirzel[2]); je n'oublierai jamais sa conversation intéressante et son aimable gaîté.

Je ne sais pas trop si je me suis conduite au Conseil avec toute la gravité due à cette auguste assemblée; mais pour être étourdie, je n'en suis pas moins reconnaissante et je me recommande à son indulgence.

Vous croyez, Monsieur, être débarrassé de moi, point du tout! mes billets ressemblent à mes courses, je ne m'arrête que lorsque je suis lasse, ainsi il faut encore que vous m'acquittiez avec M. de Lizerain[3]), et lui témoigniez combien nous sommes sensibles aux marques d'amitié qu'il a données à mon père dans ses enfants.

J'ai eu bien du regret de ne pouvoir me faire entendre

---

[1]) Auch Diderot war ein Verehrer Geßners. Als er hörte, daß letzterer neue Idyllen veröffentlichen wolle (1772), ließ er ihn durch Heinrich Meister bitten, sich mit zwei moralischen Erzählungen beteiligen zu dürfen, worein unser Dichter natürlich gern willigte. Sie finden sich in den „Neuen Idyllen" am Anfang der französischen und am Schluß der deutschen Ausgabe: „Diderot vous supplie, Monsieur," schreibt Heinrich Meister an Geßner, „d'être bien persuadé qu'il n'y a peut-être pas un seul homme en Europe qui vous admire aussi profondément que lui."

[2]) Hans Caspar Hirzel, mit dem Beinamen der „Philanthrop", (1725—1803), Verfasser des Philosophischen Bauers (Kleinjogg). Seinem Freunde Heinrich Meister widmete er die Schrift: Über wahre Religiosität mit Toleranz verbunden, Zürich 1800.

[3]) In einem Briefe an Heinrich Meister in Paris, datiert vom 23. März 1776, schreibt Geßner: „Empfehlen Sie mich unserm Lizerain." Näheres über ihn ist uns nicht bekannt.

de Madame Meister, son intéressante physionomie annonce tout ce que nous avons perdu en ne pouvant causer avec elle.[1]) Voulez-vous bien être notre interprète et lui présenter le respect de M. de Vandeul et mes tendres compliments.

Adieu, Monsieur, permettez que je vous renouvelle les remerciements de mon mari et les miens. Rien n'effacera de notre âme le souvenir de vos excellents procédés pour nous et pour notre enfant; dans un âge plus avancé, nous le chargerons d'aller vous renouveler tous les sentiments de l'estime distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très humble servante

Diderot de Vandeul.[2])

---

[1]) Leonhard Meiſters Gattin war eine geborene Maria Steffan von Zürich. Zur Zeit ihrer Verlobung erwähnt ſie ihr künftiger Onkel, Pfarrer Meiſter in Küsnacht, in einem Briefe an Bodmer (20. Mai 1779): „Autant que j'en puis juger tant par les lettres de notre jeune Zurichoise que par les conversations que nous avons eues ensemble durant un couple de jours qu'elle a passés chez nous, elle est plus capable de comprendre, de goûter les leçons de son amant qu'Agnès celles du seigneur Arnolphe.“ S. Molière, l'Ecole des femmes. Und in Leonhard Meiſters Tagebuch leſen wir: „Es war im Sommer 1779, daß ich mich mit meiner ewig geliebten treuen Lebensgefährtin verheiratete, der liebenswürdigen Tochter ſehr achtungswürdiger Eltern. Für ſie ſchrieb ich die Sittenlehre der Liebe und Ehe, wovon bald nachher eine zweite vermehrte Ausgabe (bei Steiner in Winterthur) herauskam...“

[2]) Nach franzöſiſchem Brauch ſteht der Name des Vaters vor dem des Gatten. —

In ſeinen Erinnerungen (S. Schweizeriſches Muſeum, 1816, p. 553) ſagt Leonhard Meiſter, er habe kleine ſchweizeriſche Luſtreiſen mit intereſſanten Ausländern..., zuweilen auch mit liebenswürdigen Damen, von Reizenſtein, von Bauer, La Roche, Vandeul-Diderot gemacht, wonach ſich vermuten ließe, Frau von Vandeul habe ihren Beſuch in der Schweiz wiederholt. Ein von der franzöſiſchen Revolution handelnder Brief an dieſe Dame iſt abgedruckt in L. Meiſters Bändchen: Briefe an Freundinnen, Wien 1794.

J'espère n'être pas trop impolie en joignant à cette lettre un billet pour Mme Burkli. [1])

II.

Madame de Vandeul an Heinrich Meister in Zürich.

Zweiunddreißig Jahre ſpäter (1818) verdankt Madame de Vandeul ihrem alten Pariſer Freunde Heinrich Meiſter die Zuſendung ſeines Bändchens Voyage de Zurich à Zurich und dieſer zweite Brief intereſſiert uns Zürcher umſomehr, als wir daraus erſehen, daß die Einzelheiten dieſes längſt vergangenen Beſuches aus ihrem Gedächtnis nicht entſchwunden waren.

3 novembre 1818.

.....Sachez que votre petit Voyage[2]) m'a fait un extrême plaisir, que je crois qu'il serait à désirer que ceux qui

[1]) Gattin des Zunftmeiſters und Literaten Johannes Bürkli, eine geb. Urſula Schultheß aus dem Rechberg. Sie heiratete nach dem Tode (1804) ihres Mannes ihren Jugendfreund Heinrich Meiſter. Letzterer idealiſiert ſie in ſeiner Novelle Adèle ou la Nouvelle Aline, s. Cinq nouvelles helvétiennes, 1805. Die deutſche Überſetzung von Chorherr Heinrich Hirzel hat ſtatt Nouvelle Aline den Namen Adelheit gewählt.

Nach einem 1811 in Paris gemalten, in Bern aufbewahrten Aquarell muß dieſe Dame auch in ſpätern Jahren eine liebliche Erſcheinung geweſen ſein. Im Jahre 1798 ſchreibt Suard, der oben genannte Redaktor des Publiciste, an H. Meiſter: „Je ne puis vous dire combieu je trouve Madame Burkli digne de votre amitié, jamais la bonté d'une âme tendre ne s'est peinte en caractères plus lisibles sur une physionomie."

[2]) Voyage de Zurich à Zurich, par un vieil habitant de cette ville. Zurich, Orell Füssli, 1818. Die Zürcher Wochenchronik von 1903, No. 27—31, giebt Auszüge aus dieſem ſelten gewordenen Büchlein, von dem 1826 eine zweite, der Gräfin von Sainte Aulaire gewidmete, vermehrte Auflage erſchienen war. Nach dem Tode des Verfaſſers folgte eine deutſche Überſetzung: Reiſe eines älteren Zürchers durch Zürich. Mit Anmerkungen begleitet von einem jungen

peuvent avoir votre talent et vos connaissances, en fissent autant pour chaque ville de la Suisse, et que ces précis fussent ajoutés à l'histoire étendue de votre patrie, soit que vous ayez une histoire bien faite, ou qu'elle soit à faire. Mais ce petit volume contient tant de recherches que je ne saurais dire si beaucoup d'hommes en sont capables ... En vain j'y ai cherché chose qui pût déplaire [1]). Ce ne sont pas ceux qui peuvent être fiers de l'origine de votre patrie qui peuvent être mécontents. Ce ne sont pas ceux qui aiment la poésie qui n'ont pas été charmés de vos morceaux descriptifs, ce ne sont pas les savants et les littérateurs que vous avez tous distingués et loués, ce ne sont pas ceux qui sentent le prix des établissements publics, de la gloire qu'ils répandent dans leur pays, de l'utilité dont ils sont au bonheur de leurs semblables, qui, ce me semble, ont quelque chose à dire.... Les notes sont fort intéressantes. L'ouvrage est trop court pour moi [2]). J'ai en partie pu refaire ce voyage en pensée. Je logeais dans

---

Nicht-Zürcher. Zürich, Orell Füßli, 1828. — Schon 1816 erschienen in der Leipziger Zeitung für die elegante Welt (22.—31. Okt.) mehrere „Ansichten von Zürich" betitelte, der Beschreibung unserer Stadt gewidmete Artikel. Sie stammen aus der französischen Handschrift Heinrich Meisters und wurden, wie uns Herr Dr. Paul Hirzel mitteilt, von seinem schon erwähnten Großvater, Chorherrn Heinrich Hirzel, für diese Zeitung ins Deutsche übersetzt.

[1]) Den Zürcherinnen mißfielen nämlich gewisse Bemerkungen Meisters, z. B. über unsern rauhen, den Mund verunzierenden Dialekt und, horribile dictu! über die geringe Zahl hübscher Frauen in Zürich.

[2]) Dem Büchlein ist eine hübsche historische Erzählung (Hadeloub) angehängt, die den Leser in die poetischen Zeiten des Rittertums und der Troubadours versetzt: «Elle est charmante, schreibt Mme de Vandeul, pleine de délicatesse et de grâce, mais son dénoûment est pénible ...» Es scheint, daß Gottfried Keller, als er seinen Hadlaub schrieb, dieselbe nicht kannte. Abgesehen davon, daß seine Novelle sich in größerm Rahmen ausdehnt, ist sie ganz verschiedenen Inhalts. Nur das Anheften der Liebesbotschaft an das Kleid der Schönen ist gemeinsam.

une maison appelée, je crois, l'Epée. Il me semble que je voyais le lac de ma fenêtre. Je vois d'ici le cabinet d'histoire naturelle d'un vieillard très aimable qu'on appelait le chanoine Gessner[1]). Je ne puis me rappeler s'il s'appelait ou non Conrad. Je me rappelle l'église[2]), où j'ai été entendre prêcher Lavater, la bibliothèque[3]) où l'on me montra le manuscrit de Jeanne Grey et les lettres de Henri IV. Je me rappelle d'avoir été emportée d'étonnement de l'immensité de livres de théologie que ce genre de dispute de secte avait enfantés. Je suis entrée dans la maison des orphelins[4]) qui me parut un noble monument d'humanité, car donner du pain à l'indigence est peu de chose, mais former des hommes, est un bienfait réel et durable. Je

---

[1]) Chorherr Johannes Geßner, 1709—1800, Stifter der naturforschenden Gesellschaft. Sein Vorfahr, der berühmte Gelehrte Conrad von Geßner (der „deutsche Plinius"), gehört dem 16. Jahrhundert an (1516—1565). Unsern Botanischen Garten ziert das Bronzebrustbild des letztern.

[2]) Die St. Peterskirche, wo Lavater von 1778 bis zu seinem Tode (1801) als Diakon wirkte.

[3]) Die Stadtbibliothek.

[4]) Von diesem Gebäude, das bald bauliche Veränderungen erfahren und zu einem andern Zwecke verwendet werden soll, sagt Heinrich Meister am selben Orte: „La maison des orphelins est encore un assez beau bâtiment, et d'autant plus remarquable qu'il est dépourvu de tout ornement étranger aux convenances de sa destination. Cette maison philanthropique a été fondée en 1765, d'après la proposition et les plans de M. le Statthalter Henri Escher; elle est dans une situation très salubre sur un des coteaux qui bordent la Limmat à l'extrémité septentrionale de la ville. Cent enfants y sont entretenus gratuitement et reçoivent tous les soins d'une éducation propre à les préparer à l'état auquel ils paraissent destinés par le développement de leurs dispositions et de leur talent." Seitdem hat sich die Zahl der Zöglinge etwas vermindert, doch sorgt der Waisenvater auch für 20—30 ausgetretene Konfirmierte beiderlei Geschlechts. Übrigens bestand laut S. 66 der Übersetzung von jeher ein freundliches Band zwischen den Ausgetretenen und der Vorsteherschaft.

ne sais si l'Eloge de la vieillesse[1]) porte sur [a pour auteur] M. Hirzel, qui était très gai et avec lequel je dînai chez Mme Meister, alors Bürkli. Ce dont je me souviens le mieux, est de sa maison[2]), de sa bonne réception, des habitudes aimables de ce logis. L'aimable enfant nous attendait avec des roses. Je suis encore assise sur un canapé vert chez votre chère sœur[3]) qui me combla ainsi que sa bonne cousine, et le cousin Léonard, d'une gaîté[4]) et d'une complaisance infinie, car il prit la peine de trimer avec nous pour satisfaire notre curiosité. Vous croyez bien que les figures des individus restent à jamais dans la pensée, et je me suis souvent félicitée d'avoir fait ce voyage à l'époque où j'ai pu voir Lavater et Gessner. ...

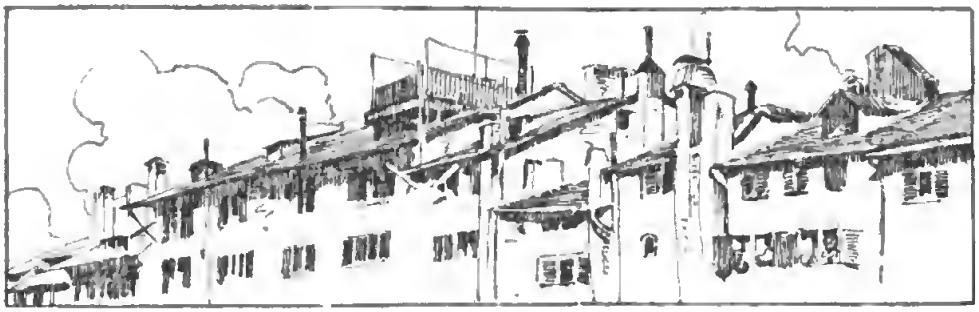
---

[1]) Salomon Hirzel (1727—1818), Bruder des „Philanthropen" Hans Caſpar, ſchrieb das Lob des Alters, das ſich auf unſerer Stadtbibliothek nur in H. Meiſters Überſetzung erhalten hat. (Eloge de la vieillesse par un ancien magistrat. Traduit de l'allemand par un de ses concitoyens. 1818). Meiſter erwähnt darin, daß Hirzel, nachdem er ſich lange Jahre in den höchſten Stellen dem Staatsdienſte gewidmet hatte, hiſtoriſche Studien ſowie die Abfaſſung der Zürcheriſchen Jahrbücher und die Herausgabe der Neujahrsblätter der Stadtbibliothek bis zu ſeinem Ende fortſetzte. Er erreichte als älteſter Bürger der Stadt das Alter von 92 Jahren.

[2]) Oberer Hirſchengraben 20. Das Haus trug früher wegen ſeiner langjährigen Beſitzer den Namen „Bürklihaus". Obſchon vielleicht 200 Jahre alt und im einfachſten Stile gebaut, hat es infolge der ſtattlichen Dimenſionen und hohen Manſarde immer noch ein vornehmes Anſehen.

[3]) Wilhelmine Meiſter wohnte nach dem Tode ihres Vaters, Dekans in Küsnacht, bei ihrem Vetter Leonhard. Sie ſtarb im Jahre 1810.

[4]) Der Abbé Bertòla rühmt in ſeinem Elogio di Gessner die „pronti e saporiti motti del sig. Meister."



Häuſer an der Torgaſſe.

Schickſale des Leonhard Hofmann, Pfarrers zu Kerenzen, von ihm ſelbſt erzählt.

Eine geſchichtliche Epiſode aus dem Jahr 1616.

Mitgeteilt von Pfr. J. Wälli.

Der Anfang des 17. Jahrhunderts war eine von den konfeſſionellen Gegenſätzen tief zerriſſene Zeit. In Deutſchland ſtanden die proteſtantiſche Union und die katholiſche Liga einander gegenüber, und ein an ſich geringfügiger Anlaß in Böhmen genügte, um anno 1618 den dreißigjährigen Krieg zu entzünden. Habsburg-Spanien und Frankreich rangen gegenſeitig um die Vorherrſchaft, das erſtere ausſchließlich katholiſch in Anſchauung und Beſtrebungen, während Frankreich auch bei den Reformierten ſich um Hülfe bemühte. So ward auch die Schweiz in dieſe mit politiſchen Geſichtspunkten verquickten konfeſſionellen Händel hineingezogen. Vorderhand überwog der franzöſiſche Einfluß. Im Jahr 1602 erneuerten 12 Stände das anno 1582 mit demſelben geſchloſſene Bündnis auf zehn Jahre. In dasſelbe Jahr, auf den 21. Dezember 1602, fällt der Anſchlag des mit Spanien verbündeten Savoyen auf Genf, die ſogenannte Escalade.

Das Verhältnis der eidgenössischen Stände zu Frankreich änderte sich mit dem Tode Heinrichs IV. im Jahr 1610, der dem Mordstahl des Fanatikers Ravaillac zum Opfer fiel. Von da an neigten sich die katholischen Kantone auf die Seite von Habsburg-Spanien.

Graubündten mit seinen 3 Bünden war in dieser Zeit eine eigene Republik, seine Pässe waren für die sich bekämpfenden Mächte Habsburg-Spanien und Frankreich von der größten Wichtigkeit und eine jede war bemüht, sich den größern Einfluß zu sichern. Im Jahr 1603 gelang es dem venetianischen Gesandten Padavicino, ein zehnjähriges Bündnis der 3 Bünde mit Venedig zustande zu bringen, das Habsburg feindlich gegenüberstand, und damit die Alpenpässe des Landes für den Zuzug von Söldnern offen zu halten. Nach Verfluß der zehn Jahre vermochten die Katholiken die Erneuerung des Bündnisses zu hindern, unter Pompejus Planta erreichten sie eine Zeit lang die Übermacht, aber nur auf kurze Frist. Unter Georg Jenatsch wurde der französische und venetianische Einfluß der entscheidende und die Planta mit der katholischen Partei blutig verfolgt.

Gegenüber der steigenden Verhetzung der katholischen Kantone suchten Zürich und Bern sich zu sichern durch Bündnisse nach außen. Im Jahr 1612 schloßen sie ein solches mit dem Markgrafen von Baden, einem Mitgliede der protestantischen Union Deutschlands, das in Zürich in solenner Weise gefeiert wurde. Mit der Union selbst ein solches einzugehen, hatten sie sich glücklicherweise geweigert. Es wäre das beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges von verhängnisvollen Folgen gewesen. Im März 1615 sodann gingen sie ein Bündnis ein mit der Republik Venedig, wodurch diese sich den Zuzug von Söldnern durch ihr Gebiet sicherte.

Zur Erläuterung der Sachlage fügen wir hinzu, daß in jener Zeit das venetianische Gebiet bis an das Veltlin herauf-

reichte. Damit war dem Zuzug schweizerischer Söldner, nachdem sie die bündtnerischen Päſſe überschritten, nach Venedig der Weg geöffnet. Andererseits aber war dadurch die Verbindung zwischen Österreich und Mailand, das in spanischen Händen sich befand, unterbrochen, sie war nicht anders möglich als durchs Veltlin und über die graubündtnerischen Alpenpäſſe. Der Beſitz derselben war für Österreich-Spanien von der größten Wichtigkeit. Darum lange Dezennien hindurch die erbitterten Kämpfe ums Veltlin und die Alpenpäſſe, in die auf eine Zeit auch Frankreich durch den Herzog Rohan mit zahlreichen Kriegerschaaren eingriff. Spanien erbaute zum Schutz des Zugangs am obern Ende des Comersees in jenen Tagen die gewaltige Veſte Fuentas, die in ihren heutigen Trümmern noch von der Bedeutung Zeugnis gibt, welche es der Verbindung und dem Beſitz des Veltlins beilegte. Aus seinen Intentionen iſt auch der „Veltlinermord“ herausgewachsen, der alles evangelische Leben des Tales vernichtete.

In diese Zeit fällt die hier erzählte Geschichte mit Leonhard Hofmann, damals Pfarrers zu Kerenzen im Kanton Glarus, der nachher Diakon in Stein und dann Pfarrer zu Goßau und Dekan des Wetzikoner Kapitels geworden iſt. Hofmann hat sie selbſt geschrieben und seine Nachkommen sie kopiert, Simler hat diese Kopie seiner Mſcr. Sammlung, Bd. 166, Nr. 40, einverleibt. Hofmann berichtet:

„Dieweil der Herrschaft Venedig anno 1616 von den Eidgenoſſen über unwegsame Oerter und hohe Gebirg ziemlich viel Volks zukommen, so hat ihr Freyer Erzherzog Ferdinandus, nachmaliger Kaiſer, so viel bei dem König in Spanien, und dieſer König mit seinem rothen Gold so viel bei denen von Schwyz vermögen, daß sie zu Buttikon[1]) im Dorf und voraußen an der

[1]) 1/4 Stunde unterhalb Reichenburg.

Lindtmatt zwo Stund ob Lachen, den Soldaten, so auf Venedig zureisen wollen, den Paß verleit und mit Musquetiren wohl verwahrt, wider alle eidgenössische Verträg, bräuchlich Recht, welche Wächter an denen fürbeiwandelnden Personen großen Frevel und Muthwillen begangen und getrieben, welches auch mir von ihnen widerfahren.

Dann als ich um Martini 1616 meinen Geschäften nach, sonderlichen aber, daß ich mit etwas Weines und Kernen, sammt andern Nothwendigkeiten meine Haushaltung versehen konnte, nach Zürich mich verfügt und was ich eingekauft, dem Hrn. Schiffmeister übergeben, verlohnet und sie gebeten, aufs Eheste und Förderlichste auf Wesen zu liefern, hat es sich begeben, daß meine Röhrli und Fäßli drei ganzer Wochen auf der Straß geblieben, in welcher Zeit mir zwaren etwas zukommen, aber darvon ein Röhrli zu Tuggen ausgeworfen worden, weilen die Lindtmatt sehr klein, daß sie mit aller Ladi nit fortkommen können. Wie ich nun das hinderstellig Röhrli weder von den Schiffmeistern noch Knechten, weder mit Bitt noch Verheißung erlangen können, derowegen oft mit Verlust der Zeit und auch mit Unkosten nach Wesen fahren müssen. Also bin ich verursachet und genöthiget worden, selbst hinab gen Tuggen zu reisen und zu verschaffen, daß es eingeladen werde, welches dann auch beschehen den 5. Decembris.

Als ich nun von Stund an heimzureisen Willens war, da hab ich angetroffen vier Schiffsknecht ab dem Zürichsee, nemlich Heinrich Knüpfel von Thalwil, Caspar und Hans Galli von Wädenswil, und einen jungen Knaben von Horgen, die sagten zu mir, sie wollend nach uffen an die Ziegelbruck gehen. Denen gab ich einen Mitgefährten und ging in Gottes Namen mit ihnen.

Wie wir nun zu der Wacht bei Buttikon kamen, habend wir einander ermahnet zu dem Bescheid der Wacht zu geben. Sobald uns die Wacht ersehen und gehört, haben sie ihre Zünd-

ſtrick und Feuer angezündet, die brennenden Lunten aufgeſchraubt, und uns aufzuhalten gerüſtet, demnach uns angeſchrauwen, wer wir ſeyend. Meine Geſpanen antworteten, Schiffsknecht ſind wir. Als auch ich beſſer zu ihnen genahet, denn es war Abends um vier Uhren, redeten ſie mich an, ich ſei kein Schiffsknecht, wer ich denn ſeye. Ich antwortete: Liebe und gute Freund! Wir bittend euch, ihr wollend uns laſſen fort paſſiren, denn wir ſind nit von denjenigen, um deretwillen die Wachten geſtellt worden. Was aber meine Perſon belangt, ſo geht meine Reis nit auf Venedig, ſondern auf Heimen zu. Ich bin Burger von Zürich und Prädikant auf Kerentzen im Land Glarus. Darauf ſprach einer von ihnen, Namens Heinrich Zuger von Lachen: Biſt du der Prädikant ab Kerentzen, ſo habend wir einmal den Rechten. Gelt, du biſt auch von Zwinglins Stammen nachen. Hörſt, wer du biſt: Du biſt ein Zwingliſcher Ketzer, ein Seelendieb, ein Luguer, ein Verführer des Volks, und gibſt deinen Zuhörern Lug und Trug für. Ich verantwortete mich, doch alles mit freundlichen Worten und ſprach: Ihr redend da Wort, die euch werdend ſchwer werden zu verantworten, geſchweige ſolche zu erweiſen, denn ich bin der Mann gar nit. Meinen Zuhörern gib ich keine Lügen für, ſondern die ewige, reine Wahrheit des heilſamen Worts Gottes, deſſen mir meine Zuhörer alle Zeugnis geben müſſen.

Und indem hatten ſie ihre Musketen noch immerdar auf uns gerichtet, als wollten ſie uns alle Augenblick erſchießen. Ja gemeldter Zuger ſetzte mir ſein Musketen vor mein Herz und ſpricht: Jetzt will ich den Ketzer erſchießen, er hat es längſt wohl verdient. Und weil denn kein freundliches Zuſprechen, kein Bericht, kein Ermahnen, kein Bitten, daß ſie mich laſſend paſſiren, bei ihnen nichts vermögen, und ich inſonderheit in Gefahr Leibs und Lebens ſtund, griffe ich mit der linken Hand ſeine Muskete an, zoge ſie nebend ſich und ſprach: Liebe Freund, wir bitten

nochmals, laſſend uns unſers Weges fort paſſieren. Als ſie aber nit Fried haben, noch uns paſſiren laſſen wollten, da ſtellt ich mich an ihn hin. Der Zuger aber warf ſeine Musketen von ſich und greift nach ſeinem Schwert und zuckte. Da zuckte ich mein Degelein auch, mich zu wehren, ſo viel ich mocht. Da hat er lang mit ſeinem Schwert, welches er auf mich zu mit beiden Händen geführt hatte, ganz feindlich und grimmiglich gegen mir gehauwen. Ich aber war von dem gnädigen Gott (ihm ſei in Ewigkeit Lob und Dank dafür geſagt) dermaßen bekräftiget und beſchirmet, und wußte meine Beſchirmſtreich dermaßen wohl zu führen, daß ich ihm alle ſeine Streich ausgeſchlagen und er mich mit ſeinem Gewehr gar nit verletzen können. Als wir nun ziemlich lang (wie es mein klein Wehrlin mit ſeinen großen Scharten genugſam bezeuget) mit einander gefochten, da kamend an die Leut von Buttikon aus dem Dorf mit Schwertern, Büchſen und Helparten und umſtellten uns. Aber keiner von ihnen hatte begehrt, Frieden zu machen. Da begehrte ich und meine Geſpannen abermalen ganz freundlich des Friedens. Aber da war weder Fried noch Gnad zu erlangen, denn bald geriethen ſie wider mich mit Fäuſten. Ich wehrte mich abermals, ſo lang und viel ich möcht. Letzlichen aber war ich von ihnen übergwaltiget, vielmalen zu Boden geworfen und auf das Jämmerlichſt zerkrazt, zerſchlagen und mißhandelt, indem dann, wenn Einer ob mir ermüdet iſt, ein Anderer an mich geſtanden, mit nicht minderer Grauſamkeit mich wieder zu Boden geworfen und auf das allerbärmlichſte zerſchlagen und mißhandelt, ja wider mich, der ich doch immerdar nach Frieden geſchrauwen, ſprachend fälſchlich und tückiſch, ich wollte nicht Frieden geben. Schlagend ihn, bis daß er Fried gibt. Darauf ſie mich von Neuem angefallen, zu Boden geworfen, auf dem gefrornen Boden bei den Haaren herumgezogen, etlich Spießen lang. Ja in ſolchen Mäßen wurde ich von ihnen mißhandelt, geſchlagen und zerkräzt, daß

mein ganzes Angeſicht voller Schläg, Krätz und Geſchwulſt war, und am ganzen Leib von wegen der grauſamen Schlägen und Würfen ganz zerknirſchet worden, beinah bis auf den Tod, alſo daß ich ein ziemlich Weil in Ohnmachten auf dem Boden gelegen und nichts mehr empfunden, wegen ihrer großen und unmenſchlichen Grauſamkeit, die ſie an mir geübt.

Als ich nun um etwas zu mir ſelber kommen, da hab ich gerufen: Wo ſind doch meine Geſpannen, daß mir unter ihnen keiner zu Hilfe kommt. Meine Kameraden aber warend von ihnen mit bloßen Schwertern und Helparten umſtellt, mit der Drohung, die zu erſtechen, die ſich meiner annehmen werdind. Da reißt ſich aus Heinrich Knüpfel von Tallwil und ſpricht: Ey, muß es doch Leib und Leben gewagt ſein, ſo will ichs wagen, — fahrt ernſtlich für und reißt den ab mir, der mich damalen mißhandelte. Da ſprach der Zuger von Lachen zu ihm: Du biſt eben ein Hunds . . . ꝛc. mit Ehren zu melden, wie er. Wie ſie nun geſehen, daß meine Geſpannen ſich auch zur Wehr ſtellen wollen, da ward es ihnen reif und machtend Fried, und als Frieden gemacht, ward der Zuger doch nit ruhwig, ſondern zuckte von Neuem und ſpricht: Jetzt will ich dem Ketzer den Kopf abſchlagen. Er hat es längſt wohl verdient. Aber darüber iſt geſcheidet und gefriedet worden. Als ich nun jetzt vermeint, fortzukommen, da wollten ſie mich noch nicht aus ihren grimmigen Händen laſſen, fallend mich aufs Neue an, nehmend mich gefangen, nehmend mir mein Wehr und mein Meſſer aus den Hoſen und führtend mich bei der Nacht bei hellem Mondſchein wider hinderſich gen Lachen, da ſie dann mit mir auf dem Weg allzeit den größten Muthwillen getrieben mit Stoßen, Schleicken, Läſteren und dergleichen, item mit Dränwen, ſie wollen mich in den Diebsthurm werfen. Welchen ich geantwortet, es ſey kein Diebsthurm, wenn ich darein komme. Ich hätte weder geſtohlen, noch Uebles gethan, das Gefängniß und Strafens werth ſeye.

Der allwiſſende Gott im Himmel wüſſe mein Unſchuld und meinen Zuſtand wohl. Da ſprachend ſie argliſtiger Weis in meinen Worten zu verſtricken: Gelt Du, Maria die Mutter Gottes weiß es auch. Ich aber ſchwieg ſtille und gab ihnen hierüber keine Antwort, denn daß ich gebeten, ſie wollend mich nit alſo umhin ſchleicken, ſondern ſelbs gehen laſſen. Ich wolle ihnen nit entrünnen, ſondern ſo ſtark gehen, als mir immer möglich ſei. Als ſie nun mit mir für den Richter geeilet, hattend ſie über mich ein groß Frohlocken und Jubelgeſchrei die Markt ab, alſo daß die Leut auf der Straß und zu Lachen unter die Fenſter geloffen und gefraget, was das Nüwes ſeye, wen ſie gefangen habend. Da antworteten ſie mit Freuden, ſie haben einen Lutherſchen Prädikanten ertappt, und führten mich ſtracks zu Hrn. Landammann Guggelbergern[1]) in ſein Schlafkammer, denn er lag ſchon an ſeiner Ruhe. Als er meinen ſo elenden Zuſtand anſichtig ward, iſt er heftig erſchrocken und ſprach zu ihnen: Was habt ihr angefangen, ihr Schandbuben und Böſewicht! Was hat er euch gethan, daß ihr ihn ſo ſchändlich mißhandelt? Sie klagten mich an, ich habe über die Wacht gezuckt, ſolches an ſie gebracht und ſammt vielen anderen Lügen mehr haben ſie mich beſchwert.

Darauf Herr Landammann mich gefragt, was ich ſey und was ich über die Anklag antworte. Darüber ich zur Antwort gegeben, wer ich ſeye und wie ſich die Sachen zugetragen und verloffen haben.

Hierauf Herr Landammann ſehr zornig worden und ge-

[1]) Die Gugelberg waren ein altes, angeſehenes Geſchlecht in der March, das jetzt ausgeſtorben iſt. In der Kirche von Lachen finden ſich noch Grabſteine von Gliedern dieſes Geſchlechts. Im Wäggital iſt ein Berg mit dieſem Namen genannt. Die March war zu jener Zeit und bis 1798 Untertanenland des innern Teils des Kantons Schwyz, ſie iſt erſt in den Appenzellerkriegen anno 1407 u. ff. zu demſelben gekommen.

redt: Ich hab wohl gedacht, die ſchönen ſpaniſchen Wachten in unſerm Vaterland werdend ſolche ſchöne Früchte mit ſich bringen. Ihr treuloſen, ehr- und eidtsvergeſſenen Buben, wie werdend wir das vor unſeren lieben Herren in Zürich, die uns ſo viel Liebs und Guts thun, verantworten könen. Hat mir alſo Fried und Ruhe geſchafft, und den böſen Buben geboten, ſie ſollend mich ledig laſſen und mir wieder zuſtellen, was ſie mir genommen habend. Und anſtatt deſſen, daß ſie mich wollen werfen ins Gefängnuß, befahl er ihnen, ſie ſollend mich führen ins Wirthshaus. Als ſie mich nun zum Hirtzen geführt, fragt der Wirth (ein junger Lapp von Schwytz): Was hat er gethan? Sie antworteten, ich hätte wider die Wacht gezuckt. Der Wirth ſpricht zu mir: Was haſt du dürfen über die Wacht zucken. Wenn du das in Welſchland gethan hätteſt, würde man dich henken. Ich ſprach: Holla, Herr Wirth, nit zu grob. Ein Wirth wird des Gaſts und ſoll des Gaſts Vater ſein. Habe ich etwas zu viel gethan, ſo will ich auch des Rechtes darum ſein. Laſſend mich mit Frieden. Darauf die andern Buben wiederum angefangen wörtlen und ſchelten. Ich habe aber mein Gewehr ergriffen und geredt: Trollend euch hinweg. Ich habe euch lange genug geſchonet. Ich will euch gwüß nit mehr ſchonen.

Alſo gingen ſie hinweg. Auf das hat mich die Magd gewaſchen, als der ich überall blutig war, und mich in ein Kammer geführt, in welchem kalten Gemach ich die übrige Nacht einen erſtaunlichen Schmerzen empfunden, und kein Viertelſtund ruhen oder ſchlafen können.

Des Morgens früh umb 4 Uhr kam Herr Landammann Guggelberger, und brachte mit ihm ein Büchs voll köſtliches Salb, und ſalbte mein zerſchlagenes und zerzehrtes Angeſicht mit eigener Haud, verehrte mir auch ein Büchslein voll desſelben, darfür ich mich zum Höchſten bedankte. Nachdem iſt er ſelber mit mir gen Buttikon hinauf gangen nach der Wacht,

daſelbſten dann meine Gefährten ab dem Zürichſee bis auf des Bezirksammanns Zukunft ſind aufgehalten worden. Dieſelben hat Herr Landammann einen nach dem andern verhört, welche nebent Anderem gemeldet, daß, als ich von ihren vielfaltigen Streichen in Ohnmacht gelegen, da habend ſie mich aufgerichtet und mir zugemuthet, ich ſoll bekennen, daß ſie mir meinen verdienten Lohn gegeben; darauf ich geantwortet, ich habe ihnen keinen Anlaß zu dieſem Unglück gegeben. — Wie nun Herr Landammann die Kundtſchaft verhört, da habend meine Widerſächer von ihm begehrt, er ſolle ſie auch verhören. Da hat er ihnen geantwortet, ſie könnind da kein Zeugniß geben, dieweil ſie ſich alle Parthei gegen mich gehalten haben. Er habe jetzund Berichts genug.

Nach dem hat mich Herr Landammann mit ſich heißen in ein Haus gen Büttikon gehen, er wolle mit mir daſelbſt zu Morgen eſſen, der ich auch nichts zu Nacht und zu Morgen gegeſſen, mich ein wenig erlaben, welches ich endlich auf inſtändiges Anhalten bewilligte. Dahin ſich dann auch meine Widerſächer begaben, welche noch des Morgens viel Hohn- und Schmähworte über mich ausgoſſen, denen der Hr. Landammann das Maul zu halten befohlen hat, darby geredt, es wäre das Beſte, daß wir aus dieſer Sach keine Weitläufigkeit machen wurdind, dieſelbe in Freundlichkeit vertragen thätend. Darauf antwortete ich, ich ſeye von Nöthen, daß ich mich hierinnen Raths erhole bei meinen Gnädigen und Obern von Zürich und Glaris, weil ſie mich nit allein grauſam verletzet, meinen Leib mit vielen Streichen und Schlägen, ſondern auch das das allergrößte iſt und am mindſten zu vertragen ſeye, ſie mich übergoſſen mit den allerabſcheulichſten und ganz ehrvergeßlichen Schmach- und Läſterworten, die da nit leichtlich zu verthätigen und zu verantworten ſind.

Auf das gibt der leichtfertige und verwegene Bub, der Zuger, Antwort: Was er geſtern auf mich geredt, das rede er

noch heut und wolle solches auf mich erweisen. Darüber ich alsobald den Herrn Landammann ermahnet, deßgleichen die übrigen all, daß sie deren Worten nit vergessen, sondern wohl eingedenk sein wöllind. Ich wollte hierüber des Rechtens gern erwarten.

Hierauf Herr Landammann aus Anstiftung meiner Widerpart an mich begehrt, daß ich das Recht nienen (nirgends) anderswo brauchen will als zu Lachen, als da sich die Sach verloffen; sonsten wo ich das nit thun würde, so wollend sie mich nicht fortlassen, sondern als einen Gefangenen noch bei ihnen behalten. Darauf ich ihnen angelobt mit dem heitern Beding und Vorbehalt meiner gnädigen Herren von Zürich und Glarus. Die mögen den Gerichtsstuhl setzen, wo sie wöllen, an welches Ort sie wollen.

Darnach haben sie mich fortgehen lassen sammt meinen Gespanen, welche von Hrch. Zuger öffentlich bezeugt, daß er desselbigen Morgens zu ihnen und andern Umstehenden geredt, er hätte mir gern den Kopf abgehauwen oder entzwei gespalten, auch Händ und Füß abgehauwen, aber es sey ihm nit möglich gsyn (gewesen), sein hitziges Vorhaben in das Werk zu richten, denn der allmächtig Gott, dem sey Lob und Dank ewig gesagt, hat mich so wunderlich und gnädig erhalten und beschirmet, daß ihnen ihr gottlos Vorhaben, mich zu tödten, nicht angangen. Und zu diesem Unglück allem habe ich zum Wenigsten Anlaß gegeben, das einzige Wörtlein Prädikant hat sie so grimmig aufgemacht."

Hofmann berichtet sodann, wie er von Büttikon zunächst nach Niederurnen und Mollis, wo sein Schwager, Joh. Werdmüller, Pfarrer war, und folgenden Tages nach Glarus gegangen sei, wo er dem Landammann Böniger und Landvogt Marti den Hergang der Dinge erzählte und sie um Hülf eund Rat bat, die sie ihm auch treulich zuteil werden ließen. Der Wirt zum weißen Kreuz, in dem er einkehrte, ein Papist, habe

bei seinem Anblick gefragt: „Wo schlägt man solche Münz?“ Hofmann antwortete: „Der Spanier schlägt sie in der Eidgenossenschaft da unten in der March.“

Als er am nämlichen Abend nach Hause kam, erschraken seine Angehörigen, Mutter und Gattin, so sehr, daß diese das Kind, das sie auf dem Arme trug, hätte fallen lassen, wenn jene es nicht gehalten hätte.

Seine Kirchgenossen, ebenso Hauptmann Werdmüller, hatten gute Lust, bewaffnet auszuziehen und die schwyzerischen Wachen in Büttikon zu züchtigen, und nur das strikte Verbot der Obrigkeit konnte sie davon zurückhalten. Indessen hatten die Gefährten Hofmanns, die Schiffleute vom See, der Regierung in Zürich von dem Vorfall Nachricht gegeben, und es war von ihnen „bei ihren Eiden“ Kundschaft über den Hergang aufgenommen worden.

Die Regierung ließ sich hierauf von Hofmann eingehenden Bericht geben und bewirkte, daß auf den 6. Januar 1617 ein Rechtstag nach Lachen angesetzt wurde.

Der Bericht Hofmanns fährt dann fort: „Anno 1617, 5. Januar, bin ich gen Lachen kommen, und auf dem Rechtstag mit Herrn Melchior Ackermann, Kirchenpfleger, und Herrn Caspar Hermann des Raths zu Glaris, welche ich zu meinen Byständern erbeten hab, erschienen. Eben desselbigen Tags sind auch zu Lachen ankommen die Herren Ehrengesandten von Zürich: Bürgerm. Rahn, Jkr. Gerold Grebel, des Raths, alt Stadtschrb., und Hs. Ulrich Keller, damaliger Landvogt von Wädenswil. Von Glaris: Landammann Böninger, Michel Bäldli, a. Landamm., Vogt, Gabr. Schmid und Statth. Bußi, ein Papist. Von Schwyz: Landamm. Reding und Statthalter Schorno.

Als ich nun mit meinen Gefährten dahin kommen, habend wir kein Platz gehabt bei dem Hirtzen, da die Herren Ehrengesandten eingekehrt, habend derohalben unsre Herberg genommen

zum Hecht. Daſelbſt ſind nebent andern Gäſten geſeſſen zween des Raths zu Lachen, deren der Eine Landsfähndrich geweſen. Dieſelben waren anfangs mit uns freundlich und ſprachen mir zu, ich wolle doch mit meinen Widerſächern nit nach der Schärfe verfahren, und nit zu heftig auf ſie klagen, welches ich zu thun verſprochen und auch gehalten hab. Bald darnach, indem wir mit Hrn. Rud. Hartmann von Zürich, welcher nach Italien reiſen wollen und mit meinem l. Schwager Caſpar Wädenſchwyler, dem Küfer, zu Nacht eſſen wollen, da fingend ſie an, ungute Wort über uns auszuſtoßen, biſſend die Zähn über uns zuſammen, welches alles die Wirthin geſehen und gehört. Da hat ſie ihnen das Maul verhebt und vermahnet zu ſchweigen. Dasſelbig that auch ernſtlich der Wirth, dem ſie zur Antwort gabend: Ey ja, wir ſeyend auch gut Sauwey Leut. Deſſen hat ſich keiner ab dem Tiſch gewahret. Als ich nun vermeint, es wär genug, ſprach ich zu ihnen: Ihr lb. Herren und Eidgenoſſen, wir bittend euch, ihr wollend uns mit Frieden laſſen und ſolcher unguten Worten geſchweigen, damit wir nit veranlaßt werdind, uns bei den HH. Geſandten zu beklagen. Darauf ſteht der Landsfähndrich von ſeinem Tiſch auf, zuckt über mich, fährt mit ſeinem bloßen Schwert über unſere Köpf hin, knirſchet mit den Zähnen und ſpricht trotziglich: Das iſt unſer Landrecht. Ich ermahnte ihn aber mit freundlichen Worten, uns mit Frieden zu laſſen. Ich ſtünde hier im Rechten. So er etwas Anſprachs an mich habe, ſo ſolle er ſolches morndrigen Tags vor den HH. Geſandten eröffnen. Als er nun auch darob nichts geben wollen, hab ich mich zu beſchirmen mein Wehr gezuckt. Indem ſteht Rud. Hartmann vom Tiſch auf, läuft hlends zu den HH. Geſandten und klagte es ihnen. Es lauſte auch zu ſeinem Wehr mein l. Schwager Caſpar Wädenſchwyler und ſpricht: Habend ihr ein ſolches Landrecht, ſo will ich auch zu meinem Landrecht greifen. Indem kommt der Landweibel auf Befehl der HH. Ge-

ſandten und nimmt Fried, gebeut den beiden Unglücksmachern, ſie ſollend ſich von Stund an aus der Stuben machen und heimb verfügen, welches geſchehen, worüber wir uns auch zur Ruhe begeben.

Des Morgens in der Früh, als ſie den Wein ausgeſchlafen, kamend ſie zu mir, fielend auf die Knie nieder, baten um Gottes willen zum Höchſten um Verzeihung, und daß ich nichts daraus machen wölle. Welchen ich geantwortet, was mich anbelange, wolle ich ihnen gern von Herzen verzeihen und gar nicht klagen. Weil aber die HH. Geſandten ſchon vergangene Nacht deſſen ſeyen berichtet worden, wolle ich ihnen ſo viel möglich zum Beſten reden, welches ich auch vor m. gnäd. HH. gethan habe und ſie gebeten, ſie wollen es dem Trunk zumeſſen. Aber Hr. Bürgerm. Rahn ward gar zornig und ſprach: Was! Sollen wir denn alle Unbill von ihnen leiden? Sie ſollend mir nit ungeſtraft bleiben. Welches denn auch geſchah und ſie umb eine große Summe Gelds geſtraft wurden.

Hofmann berichtet dann umſtändlich über die Gerichtsverhandlungen, wie Seckelmeiſter Hunger von Lachen im Namen der Beklagten behauptete, daß Hofmann über die Wache gezuckt u. alles Unglücks Anfänger und Urheber geweſen ſei, u. wie er das durch die Betheiligten als Zeugen bekräftigen laſſen wollte. Allein dieſe Zeugen wurden als Partei nicht angenommen, wie denn ſchon Statthalter Gugelberger bei ſeiner Einvernahme in Buttikon ſie zurückgewieſen. Dagegen brachten die zürcher. Geſandten zu der eigenen Ausſage Hofmanns die 4 eidlich beſchworenen Kundſchaften der Schiffleute vom See, „deren jeder mehr denn ein Bogen überſchrieben.“

So berieten denn die Herren von Schwyz und Lachen über den Urteilsſpruch. Es lag deutlich vor, daß an Hofmann ein ſchwerer Landsfriedensbruch verübt worden. Sie hätten gerne die Ihren möglichſt milde beurteilt, wollten aber Zürich auch

nicht vor den Kopf ſtoßen. Sie waren darob in großer Verlegenheit und erbaten ſich die Herren von Glarus als Beiſäßen des Gerichts, da Glarus mit Schwyz gemeinſame Vogteien (Utznach, Gaſter, Werdenberg) verwaltete und deshalb die Glarner in engeren Beziehungen zu ihnen ſtanden. Von morgens 6 bis abends 4 Uhr dauerte die Beratung. Schließlich wurden die beiden Haupttäter, Heinrich Zuger und Jakob Wagner, beide von Lachen, zu etlichen Tagen Gefängnis, auf dem Rathaus von Lachen bei Waſſer und Brot abzuſitzen, zur Tragung der Koſten, zur Zahlung von 50 fl. Schmerzensgeld und zu öffentlichem Widerruf verurteilt. Wenig fehlte, daß die beiden, insbeſondere Zuger, des Landes verwieſen und gar an Leib und Leben geſtraft wurden. Der Widerruf lautete:

„Wir, Heinrich Zuger u. Jakob Wagner, ſammt allen unſern Mithaften, bekennend öffentlich, daß wir nit allein den oftgenannten Leonhard Hoffmann, Prädikanten auf Kereßen im Land Glaris ohnverſchuldeter Weis, ohne einichen gegebnen Anlaß u. Urſach, nit allein grauſam zerſchlagen und zerkratzt, ſondern auch wider allen Grund der Wahrheit ſchmählich geläſtert u. geſchulten u. gar ſchandtlich angelogen habind, u. daß wir auch ſolche große Schmach u. Unehr angethan habind nit allein ſeiner Perſon, ſondern daß wir auch das heilig Evangelium u. wahre Wort Gottes u. alle desſelben Anhänger u. Liebhaber, ja Gott den Herrn im Himmel ſelbſten gröblich u. erſchrockenlich angetaſtet, gehöhnt u. geläſtert habind, darüber ſie Gott den Herrn voraus, demnach auch die Herren Geſandten, über das den Prädikanten ab Kereßen, u. mit demſelben alle evangel. Chriſten höchlich u. herzlich um Verzeihung bittend, mit der Proteſtation u. Bezeugung, daß ſie ſich vor ſolchem gewalttätigen u. tyranniſchen Frevel u. Unbill, inſonderheit aber vor ſolchen abſcheulichen Gotteslästerungen ihr Leben lang hüten wollind, beſtens ihres ganzen Vermögens."

Und dieſen ihren Widerruf — fährt Hofmann fort — haben ſie alſobald durch den Landſchreiber von Lachen in Schrift verfaſſen und m. gnäd. Herrn überantworten müſſen. Nachdem nun die Urteile angedeutter Maßen gefällt worden, haben ſie dieſelben m. gnäd. Herren überſchickt in ihr Herberg, u. ſie laſſen wüßen, wenn ſie darmit noch nit zufrieden, ſo habend ſie Befehl, die Sach für einen ganzen ehrſamen Rath nacher Schwyz zu bringen.

Meine gnäd. Herren, denen die Urthel, inſonderheit der Abſtrafung halber einer ſo ſchandtlichen Unthat gar nit gefallen, beruften mich ylends für ſich, haltend mir die Urthel vor, mit ernſtlichem Vermelden, daß ſie einen hochen u. ernſtlichen Befehl habind von dem ehrſamen Rath zu Zürich, auf Leib u. Leben zu klagen, u. durchaus einen ſolchen Eifer zu gebrauchen, daß es Anderen zu einem Exempel diene, vor ſolchen groben Frevelthaten ſich inskünftig zu hüten, u. die Ihrigen Angehörenden ſicher u. unangetaſtet paſſiren zu laſſen. Darum ſo dürfend ſie die gegebnen Urthel nit annehmen u. für einen Rath heimbringen.

Darauf mich Herr Burgerm. Rahn gefragt, wie mich dieſe Urthel bedunke, ob ich damit wolle zufrieden ſein od. nicht. Ihre Weisheit, hab ich darauf geantwortet, was mich anbelangt, ſo ſeye ich mit der ergangenen Urthel ſchon zufrieden u. contentirt um folgender Urſachen willen:

Erſtlichen umb meiner großgünſtigen gnäd. Herren willen, dieſelben nicht weiter zu bemühen. Demnach auch um der unverſchambten falſchen Kundſchaft, die ſo freventlich aufgetreten u. mich unterdrucken wollen. Wenn dann nun zu Schwyz, wie es nit nur vermuthlich, ſondern ganz gläubig iſt, dieſelbige partheiiſche Kundtſchaft ſollte gut erkennt u. verhört werden, ja ſo würden ſie meine wehrhaften Zeugen weit übermehren u. überſchreyen, alſo daß ich bei meiner guten u. gerechten Sach

unten liegen und das Kürzere ziehen müßte. Zum dritten ſo ließ ich mir die Urthel gefallen, mehrerer Verluſten zu verhüten. Und letzlichen ſey ich mit denſelben wohl zufrieden um meiner ſelbſt willen, auch diesfalls halber, damit ich wieder könnte zu ruhen kommen, u. den Dienſt des Herrn, meines Gottes nach meinen ſchuldigen Pflichten abzuwarten.

Ueber dieſe meine Zufriedenheit hatten m. gnäd. Herren ein Vergnügen. Jedoch habend ſie mir verheißen, daß ſie mir auch zu Schwyz einen treuen Beiſtand leiſten, u. mit Hilf, Rath u. That meine Sach befördern wöllind, für welche ſonderbare Gunſt u. Gnaden ich mich bedankte, u. habe weiter inſtändig m. gnäd. Herren gebeten, mich in anderweg mit einem beſſern Dienſt gnädig zu bedenken Belieben tragen, welches ſie alle zu thun verſprachen.

Auf ſolches hab ich des folgenden Tags 7 Uhr von m. gnäd. Herren den Abſchied genommen, u. ihnen umb ihre große Müh, Fleiß u. getreuen Rath u. Beyſtand in dieſem verdrießlichen Handel hochlichen u. unterthänigen Dank geſagt, u. mit meinem Beyſtand ab Keretzen heimbgangen. Als wir nun für die Wacht zu Buttikon anhingangen, habend ſie uns aus bitterm Neyd nachblicket wie die Kälber, wir aber ſahend nur nit hinter ſich, achtend das nit u. gingen fort, u. kommend, Gott ſye Lob, glücklich nacher Haus.

Nach verfloſſenem Monat bin ich den 10. Febr. gen Glaris gangen, u. den Hrn. Landamm. Böninger gebeten, er wolle einen Läufers Boten in meinem Namen gen Lachen ſchicken, das Geld, nemblich die 50 Gulden zu ziehen, damit ich nit in Ungelegenheit komme. Welches gemeldter Hr. Landammann günſtiglich verwilliget, einen Läufer dahin geſandt, welchem ich ein Brief gegeben an Hrn. Landamm. Gugelberger in Lachen, mit großer Dankſagung ſeiner mir erzeigten Wohlthaten, wie auch mit fleißiger Bitt, er wolle doch nach ſeinem oberkeitlichen An-

ſehen verordnen, damit das Geld dem Boten zugeſtellt wurde. So er auch fleißig gethan. Und iſt mir das Geld von dem Boten baar zugebracht worden. Bin alſo endlichen an ein End kommen. Gott ſey daſür gedanket!

Meine gnäd. Herren habend mich auch bald darauf zu einem Helfer nach Stein erwählet".

* * *

Die beſte Gewähr für die Wahrheitstreue der vorſtehenden Erzählung iſt ihre ſchmuckloſe, von aller Übertreibung ſich fernhaltende Wiedergabe der tatſächlichen Verhältniſſe. In der nüchternſten Weiſe hält ſie ſich allein an die Tatſachen. Und was dieſen Eindruck vermehrt, das iſt die verſöhnliche, friedliebende Geſinnung des Verfaſſers, die bei verſchiedenen Anläſſen zum Ausdruck kommt.

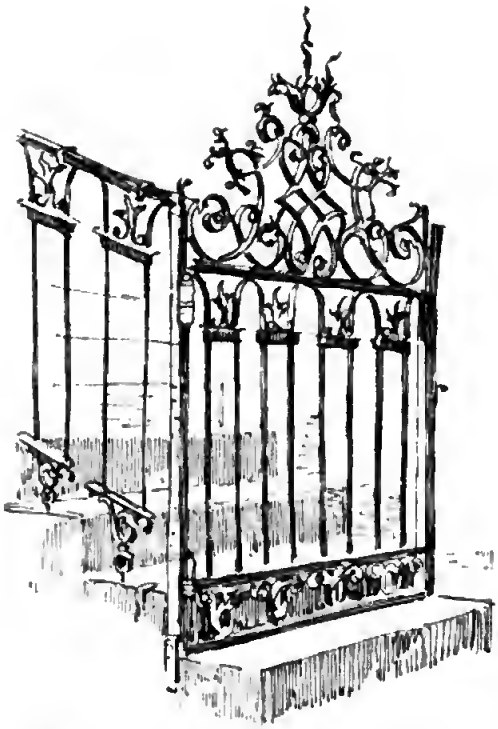
Um ſo greller ſticht dann dagegen ab der rohe Fanatismus des katholiſchen Volkes, ſein Haß gegen die Evangeliſchen. Sie mißhandeln den Verfaſſer aus keinem andern Grunde, als weil er ſich einen Prädikanten nennt. Der Grund lag, wie auch Landammann Gugelberger es ausſpricht, in den durch ſpaniſchen Einfluß erſtellten Wachen, welche den Zuzug von Söldnern nach Venedig unmöglich machen ſollten. Im Bündnis mit Venedig ſtanden allein die evangeliſchen Städte Zürich und Bern. Venedig hinwieder war der Gegner des katholiſchen Spanien; war es da anders möglich, als daß das Volk die ganze Einrichtung als eine ſolche mit konfeſſioneller Spitze, als Religionsſache auffaßte!

Die Regierenden hatten denn auch alle Urſache, dieſer Auffaſſung entgegenzutreten, wie es Landammann Gugelberger in gewinnender Weiſe getan hat. Auch die Herren von Schwyz kamen Zürich willig ſo weit entgegen, als es die Rückſicht auf das

durch ihre Schuld mißleitete Volk gestattete. Unter diesen Gesichtspunkten muß das verhältnismäßig, nach den Anschauungen jener Zeit milde Urteil, beurteilt werden.

Daß übrigens auch auf reformierter Seite das Bündnis mit Venedig einer konfessionellen Ausbeutung rief, das zeigt die Tatsache, daß Ant. Breitinger, als Zürich und Bern es beschworen, eine Predigt hielt über Prov. 16, 9 (der Mensch schlägt einen Weg an, aber der Herr gibt, daß er fortgeht), am 27. April 1618. Sie findet sich in Kopie im Mscr. S. Bd. 167, 23.

Die Orthographie und einige wenige Ausdrücke der Darstellung sind nur insoweit abgeändert worden, als es das Verständnis der Gegenwart zu erfordern schien.



Gitter beim Hauſe in Gaſſen Nr. 20.

Aus Winterthurs Spitalordnungen.

Ein Beitrag zur Sittengeſchichte.

Von Dr. A. Ziegler, Winterthur.

Viel und gewiß nicht ganz mit Unrecht wird die in unſerem Lande graſſierende Feſtſucht getadelt, die zunehmende Üppigkeit in Kleidung, Speiſe und Trank. Die Vergangenheit erſcheint dem Uneingeweihten in roſigem Lichte als eine Zeit der Einfachheit, als die gute alte Zeit. Wer die Jahrhunderte lang ſich ſtets wiederholenden, ſchließlich ins kleinſte Detail ausgebauten Kleider- und Sittenmandate unſerer ehemaligen ſtädtiſchen Obrigkeiten kennt, wird dieſem Ruhme der guten alten

Zeit kritiſch gegenüberſtehen. Er wird aus dieſer intenſiven Bekämpfung des Luxus aller Art den Schluß ziehen, daß es mit der vielgeprieſenen Einfachheit früherer Zeiten nicht ſoweit her war. Zu dem nämlichen Schluſſe führen uns auch zahlreiche Rechnungen von Feſtlichkeiten, Ehrenmahlzeiten uſw., die ſich erhalten haben. Die quantitative und qualitative Fülle der aufgeführten „fleiſchlichen“ und „geiſtigen“ Genüſſe weckt ſogar vielfach unſere Verwunderung, namentlich auch hinſichtlich der Fähigkeit unſerer Altvordern, aller dieſer gebotenen Genüſſe Herr zu werden. Oftmals mag allerdings auch das Genoſſene der Genießenden Herr geworden ſein, wie u. a. aus folgendem von rühmlicher Selbſterkenntnis zeugendem Beſchluſſe des Winterthurer Rates vom 23. November 1569 hervorgeht: „Wann der Spitalmeiſter ſin Herpſtmal minen Herren gipt, ſo ſölle er kein nachtmal und Schlaftrunck ſchuldig ſin ze gen, ſonder ſölle uff den morndrigen tag Minen Herren den Imbis darfür gen, man iſt ze nacht ſünſt ſol und ſchwancket man mit den Liechteren heim, das alle welt muß ſähen unſer ſölle. Und ſölichem vorzeſin hand min Herren angeſechen, uns allen ze guttem.“

Aber auch im alltäglichen Leben befliß man ſich keineswegs immer der größten Einfachheit und Mäßigkeit in Speiſe und Trank. Dies erſehen wir z. B. aus einer Ordnung des oberen Spitals in Winterthur vom Jahre 1626[1]), welche uns das Leben einer großen Haushaltung veranſchaulicht. Zur Wohnung diente ihr ſeit der Reformation das am Neumarkt gelegene Haus der Sammlung, einer ehemaligen klöſterlichen Vereinigung von Frauen. Arme, kranke und alte Bürger und Bürgerinnen fanden in ihm teils gegen Erlegung einer Einkaufsſumme, teils unentgeltlich Aufnahme. Man unterſchied ſie deshalb in Herrenpfründer und Muspfründer. Da der Spital beträchtlichen Grund-

[1]) Stadtarchiv Winterthur, Akten Nr. 24.

beſitz und bedeutende in Grundzinſen und Zehnten beſtehende Einkünfte beſaß, wurde ſeine Verwaltung jeweilen einem angeſehenen, erfahrenen Manne übertragen, der als Spitalmeiſter [1]) mit ſeiner Familie dort wohnte. Ihm war zur Erledigung der vielfachen Schreibereien und Rechtsgeſchäfte ein Spitalſchreiber beigegeben. Ein „Keller“ verwaltete den Wein, das Getreide und Brot, zu deſſen Herſtellung der Spital einen eigenen Bäcker hielt [2]). Zahlreiche Knechte und Mägde hatten den Haushalt, die landwirtſchaftlichen Arbeiten, die Einbringung der Zehentfrüchte uſſ. zu beſorgen. Die Familie des Spitalmeiſters, der Spitalſchreiber und die Herrenpfründer ſpeiſten in der Herrenpfründerſtube, die Muspfründer und das Geſinde in der Knechtenſtube, in welcher der Keller das Haupt war. Er mußte hier „guete ordnung haben, daß die hausgenoſſen ſo wohl von pfrüenderen als dienſten erſtlich den Guettigen Gott umb ſeinen gnaden reichen Segen über ſelbigen aufgetragner Speis und tranck andächtig pittind, hernach ſolche mit freüwden und fridlich ohne gewühl und zanck nießind, alsdan Gott dem heren darfür höchſtens lob und danck ſagind“ [3]).

Die Ordnung von 1626 macht uns nun mit dem Speiſezettel dieſer beiden Tiſchgeſellſchaften bekannt [4]).

Danach gab es in der Woche drei „Fleiſchtage“, nämlich Sonntag, Dienſtag und Donnerſtag. An dieſen drei Tagen bekamen die Muspfründer, Knechte und Mägde mittags Fleiſch, die Herrenpfründer dagegen nicht nur mittags, ſondern auch nachts „und allwegen bratis darzu“. Während in der Knechtenſtube „das Mus“ bei den übrigen Mahlzeiten ſein einförmiges

[1]) Als Spitalmeiſter war nur ein Mitglied des kleinen Rates wählbar.

[2]) Bisweilen ſelbſt zwei, vergl. Kellers ordnung und pflicht vom 6. Oktober 1703, fol. 2. Akten. Stadtarch. Winterthur Nr. 24.

[3]) Kellers Ordnung, fol. 2.

[4]) Die Austeilung von Brot und Wein wird darin nicht berückſichtigt.

Regiment führte, bot das Menu der Herrenpfründerſtube etwas mehr Abwechslung. Am Montag gabs zu Mittageſſen „ein Coſt und ein fleiſch Suppen[1]) und fleiſch“, zum Nachteſſen „ſyſch oder fleiſch inn ſyſch wis“; am Mittwoch „zu mit tag ein Coſt ein böllen Suppen und darnach ein Eyer mus oder ein Eyer milch oder was ein Spitalmuetter[2]) ſonſt got brat, zu nacht fiſch oder fleiſch inn fiſch wis“. Am Freitag wiederholte ſich der Küchenzettel vom Mittwoch und am Samſtag wurde mittags „ein Coſt und ein böllen Suppen und bachny küchly“, nachts Suppe und Fleiſch aufgetragen. Zum Morgeneſſen gab es täglich „ein Suppen oder ein mus“.

An zahlreichen Tagen des Jahres erfuhr aber dieſe Regel eine den Herrenpfründern wie Muspfründern und Dienſtboten gewiß gleich willkommene Änderung. Religiöſe Feſttage, Tage der Ämterbeſetzung, der Vollendung wichtiger Arbeiten des landwirtſchaftlichen Betriebes oder der Adminiſtration des Spitals wurden beſonders gefeiert. Bei ſolchen Gelegenheiten verſammelten ſich gewöhnlich die Honoratioren des Städtchens in der Herrenpfründſtube, die niedern Angeſtellten in der Stube der Knechte und Muspfründer und an einem wohl zubereiteten Mahle und ausgiebiger Trankſame fehlte es dann nie.

Wie billig begannen mit dem Neujahrstage, wenn auch nur in äußerſt beſcheidenem Maße, die Ausnahmen von der Regel. Fiel dieſer nicht auf einen Fleiſchtag, ſo wurde doch zu ſeiner Feier Habermus und Böllenſuppe aufgetragen.

Überdies empfingen alle Inſaſſen „das gut jar, jeder ein halben batzen“, die beiden Pfleger, der Schultheiß, welcher nicht

---

[1]) Im Gegenſatz zu heutigem Gebrauch erſcheint die Suppe immer erſt als zweites Gericht.

[2]) Die Frau des Spitalmeiſters.

Pfleger war, und der Schreiber Würste, Fleisch, einige Brote, „ein bimat zelten“ [1]) und ein Hemd samt Kragen.

„Am 12 tag so ein schultheiß Rath hat[2]) und man die ämpter setz alls die kü und schwin hirt und gmeiner Stat werchleut so gibt man minen heren gmeinlich ein imbis mall und megtzet man ein schwin und ein Rind druff.“

Der Tag der Lichtmeß ward jedem Bewohner des Spitals durch Verabreichung von „ein bar bachiny küchly“ versüßt.

Besonders üppig lebte man zur Fastnachtzeit. Am Freitag vor der Herrenfasnacht[3]) ließ der Spitalmeister jeweilen die beiden letzten Schweine des betreffenden Winters und ein Rind schlachten. An diesem Festtage hatte er die Pfleger und die Mitglieder des kleinen Rates zu Gästen und gab „man inen zum fleisch ein hun und zum bratis ein Cappunen“.

An der jungen Fasnacht[4]) empfing alles Volk in der Knechtenstube Sulz, jeder Pfründer in seine Schüssel, die Knechte und das übrige Volk zusammen.

Ein ausgiebiger Fleischtag war der folgende Tag, der Eschenmittwuch[5]). Dauzumal erhielten sämtliche Insassen mittags Schüblinge, Diegenfleisch und Rippli und zwar in jede Schüssel ein Stück Speck, ein Rippli, einen oder zwei Riemen Diegenfleisch und einen halben Schübling.

An der alten Fasnacht[6]) wurden die Pfleger, Schultheißen, Schreiber und Nachbarn des Spitals mit „lugtmilch“,

---

[1]) Diese scheinen ein stark gewürztes Gebäck gewesen zu sein. Siehe unten p. 216.

[2]) Am zwölften Tag nach Weihnachten, also am 5. Januar.

[3]) Diese fällt auf den Sonntag Estomihi, den 7. Sonntag vor Ostern.

[4]) Dienstag nach Estomihi.

[5]) Mittwoch vor Invocavit.

[6]) Sonntag Invocavit.

d. h. geſchwungenem Rahm beſchenkt „und gibt man allem volck im hus ouch“.

An Lätare oder Mitfaſten[1]) verſammelten ſich die kleinen Räte, die Rechenherren des großen Rates, der Dekan, Weber, Züricher Amtmann[2]), der Doktor und Obriſt-Richter, ſowie die Stadtwerkleute zu einem Abendtrunk in der Herren-pfründerſtube. Hiebei ſetzte man ihnen einen Salat mit Eiern, Diegenwürſte und Fleiſch ſowie Küchli vor.

Am Maitag erhielt jeder Spitaler „ein bar bachny küchly“. Den beiden Pflegern, dem Schultheißen, der nicht Pfleger war, und dem Schreiber wurde „die meigeten“ gegeben[3]), beſtehend aus „einem 18 ℔ ſchweren Anckenſtock und einem Eierziger“. An dieſem Tage hatte der Spitalmeiſter wiederum die Räte und übrigen Herren wie an Oſtern und Lätare zu Gaſte und bewirtete ſie mit „meigeten und küchly“.

Der Auffahrtstag wurde wieder durch Verabreichung von „Lugtmilch“ gefeiert, ebenſo der Pfingſttag, an welchem auch noch Küchli ausgeteilt wurden.

Am St. Albanstag (21. Juni), dem Tage der Schultheißenwahl, verſammelten ſich die untern Beamten und Angeſtellten der Stadt im Spital zu einem gemeinſamen Nachteſſen. Da erſchienen die drei Stadtknechte, die Werkleute, Wächter, Kuh- und Schweinehirten, der Siegriſt, Feldforſter und Totengräber. Ihnen mußte auf drei Platten Salat, Diegenwürſte und Diegenfleiſch, darauf in drei Platten Suppe, auf zwei Tellern

[1]) Drei Wochen nach Invocavit.

[2]) Einen ſolchen gab es in Winterthur ſeit 1540, da die Stadt Zürich von Wolf von Breitenlandenberg das Dorf Neftenbach mit allen Gerichten erkauft hatte. Er hatte ſeinen Sitz im Rütihaus. (Stadtarchiv Winterthur. Stadtbuch p. 29.)

[3]) Ballen von Maibutter. Vgl. Schweiz. Idiotikon IV. 11.

Fleiſch, auf zwei Tellern Bratis und genug zu trinken aufgetragen werden.

Die Verdingung des Kornes ſowie diejenige des Hafers boten auch wieder erwünſchten Anlaß zu kleinen Feſteſſen. Da kamen „die pfläger am Sunntag zu morgen gen eſſen und noch ein her oder zwee oder drey zu inen und zabend ein diſch voll und gibt man eim jeden ſchniter ein brot und ein halbuas win und ziger ouch den ſchüren manen".

War die Ernte vorbei, ſo wurde die Sichellegi gefeiert, die der Ökonomie des Spitals am ſchwerſten zuſetzte. Dazu lud der Spitalmeiſter die Pfleger, Schultheißen, Räte, Rechenherren, den Kilchherrn, Weber und Amtmann in die Herrenpfründerſtube. In der Knechtenſtube ſaßen neben den Pfründern und Schnittern die Werkleute der Stadt, ſämtliche Handwerksleute, die Wächter, der Kuh- und Schweinehirt. Auch alle zu beiden Seiten des Spitals wohnenden Nachbarn, Männer und Frauen, wurden durch den Spitalſchreiber zu dieſem Feſte geladen. Sie erhielten draußen ein gutes Mahl. In der Knechtenſtube wurde Suppenfleiſch, Sauerbraten „und inn jeder ſchüßlen ſunſt ein rächter braten" aufgetragen. Die Geſellſchaft der Herrenſtube und die Nachbarn bewirtete der Spitalmeiſter mit „Suppenfleiſch, viſch, bratis und küchly". Obendrein gab man jedem von ihnen wie auch den Schnittern, ein bar buren küchly heim zu thragen", einen Bhaltis, wie man ſagte.

„An der killwy" (10. Auguſt) erhielten die Herrenpfründer „junge gülly[1]) zum bratis am morgen nach der bredig zum äſſen". Alles Volk im Spital bekam an dieſem Tage „päffer" (Pfeffer?) „und ſchickt man den pflägeren, dem ſchriber und dem ſchultheißen der nit pfläger iſt und allen nachburen wie die lugmilch".

---

[1]) Junge Hähne.

An St. Michelstag speiste man im Spital zum ersten Male bei Licht [1]), was durch den sogenannten „Liechtbraten" gefeiert wurde. Daraufhin schlachtete der Spitalmeister eine Kuh „oder sunst ein väch". Dann wurden auch die geschätzten „bimatzälten" bereitet „und that man inn ein bimaten zälten 1½ Lot pfäffer 2 Lot nägeli und zimet bullffer und 3½ Lot Imper, Summa 7 Lot".

An St. Gallen- und St. Martinstag (16. Oktober und 11. November) erfreute ein Sauerbraten die Herzen der Spitaler.

Waren die Herbstarbeiten vollendet, so feierte man das Trottenmahl, zu welchem sämtliche Insassen des Spitals, die Zehentknechte und Trottenmeister sich vereinigten. Dabei wurde „Suppen fleisch und sur bratis" aufgestellt und gab man „allem volck in der Knechten Stuben zu trinken bis umb die 12 uren aber den zehend Knechten bis sy gnueg hand".

Nach der Steuerwoche ließ der Spitalmeister auf St. Katharinatag (25. November) die beiden ersten Schweine und ein Rind schlachten.

Saßen die Herren Pfleger über der Rechnung, „so metzget man ein Rind unnd ein schwinn".

Auf den Tag der Rechnungsablage durch den Spitalmeister wurden wiederum zwei Schweine und ein Rind geschlachtet.

Alle diese Schlachtage waren für die Insassen des Spitals Freudentage. Auch die Pfleger, Schultheißen und der Schreiber sahen ihnen erwartungsvoll entgegen, denn jedem von ihnen sandte der Spitalmeister jeweilen die Metzgeten, bestehend aus „würst, einem Stück Fleisch vom Ochsen und einem Ripli". Am Tage der Rechnungsablage versammelte sich überdies im Spital

---

[1]) Dies geschah von St. Michelstag bis zur Fasnacht.

eine zahlreiche eß- und trinkfeſte Geſellſchaft. In die Herren-pfründerſtube wurden wiederum die Pfleger, Schultheißen, Räte, Rechenherren, der Züricher Amtmann, der Dekan, der Weber, der Fürſprech, der Herr Doktor und Obriſt-Richter, ja ſogar gemeiner Stadt-Werkleute geladen. Behufs leichteter Bewältigung der vielfachen Fleiſchgenüſſe gabs dabei, wie die Ordnung kurz aber vielſagend bemerkt, „gnueg win“. In der Knechtenſtube ſaßen die Muspfründer und das Geſinde ebenfalls fröhlich beiſammen. Sie erhielten „umb die zwey blut- und Läberwürſt und bratis und bratwürſt und zu trinken ein notturff“ [1]).

Den Schluß der fünfundzwanzig die Regel von der Einfachheit beſtätigenden Ausnahmen bildete „der heilligen wienächt tag“. Da gab man „allem volk würſt und ein Sultz“.

Wie der Küchenzettel, ſo wurde auch der Kellerzettel, wenn auch meiſtens nicht qualitativ, ſo doch quantitativ obrigkeitlich feſtgeſetzt. Dieſe Kellerordnungen beſtätigen durchaus den Eindruck, den die betrachtete Speiſeordnung erweckt hat. Nicht nur zeigen ſie keine Spur etwa vorhandener Enthaltſamkeitsbeſtrebungen, ſie laſſen ſogar vielfach den Begriff der Mäßigkeit nach heutiger Anſchauung völlig vermiſſen.

---

[1]) Am 23. Jan. 1771 wurde durch den Rat für dieſes Jahr Einſtellung des Meiſtermahles beſchloſſen und ein Äquivalent in Geld geordnet. „Auf Anbringen H. H. Schultheiß und Oberpfleger Sulzer, haben Mngn. Hrn. in Betracht der diesmaligen betrübten Zeitumſtänden und des exorbitanten Aufwands an Viktualien, ſo über das ſo geheißene Meiſtermahl im Spittal ergehet, dieſere ſo ohnnötige und koſtbare Mahlzeit für dies Jahr abgeſtellt, und dafür jedem von den Herren, ſo in der oberen Stuben ſpeiſen 1 Thaler oder Gl. 1. 32 Sch. an gelt zu geben geordnet, denen in der untern Stube ſpeiſende Gl. 1. 10 Sch. jedem. Dem Herren Amtmann ſoll der Thaler auch geſchickt werden. Den Stadtwerkmeiſtern, ſo die Malzeit genoſſen, jedem 1 Gl. nebſt einer kanten Wein und 2 Brödtlenen; den Pfründeren und Dienſten, jedem 15 Sch., ein Maß Wein und 1 Brödtle, den Becken jedem 50 Sch. oder Gl. 1. 10 Sch., desgleichen auch den Stadtdienern.“ (Rats-Prot. von 1771, pag. 7.)

Eine Ausnahme macht die Ordnung, welche der Rat behufs Einschränkung des Weinkonsums im Spital am 9. Juli 1589 erließ [1]). Doch ist zu bemerken, daß er dabei mehr der Not gehorchte als dem eignen Triebe.

Das Aktenstück ist namentlich auch in seiner mit moralisierenden Betrachtungen verzierten Begründung der vorgeschriebenen Einschränkung interessant und seine Einleitung mag deshalb hier mitgeteilt werden.

„Nachdem unns Gott der Allmechtig, yetz etliche Jar · (onne zwyffell vonn unnsers undanckbaren überflüssigenn unnd unmessigen läben unnd wässens wegen ·) ouch das wir leyder synne heilligenn gaaben myßbrucht, gstraafft, also das er unns gar wenig wyns lassen wachsen · ouch hienebennt zu besorgen nit am uffhören · besonders (wie der ougenschynn mitbringt) unns wytters mit siner ruttenn heimsuchen werde. Da ein yede Oberkheit · zu beguettigung unnd Ableynung synes gefasten Zorns und ungnad · schuldig ist · alle myßbrüch unnd unordnungen mit ernst abzeschaffen. So nun min gnedig Herren Schultheiß ouch ein ersammer Ratt · jüngster tagen verstendiget worden · unnd waarhafftig befunden · das bysher inn irem Spitaall allhie · etliche myßbrüch in übung gwessenn · synd sy ußer hiertzu gezwungner nott, beursechiget worden · sych an denn bärlichen [2]) fell unnd menglen · zuersechenn · unnd denhin wo unmäß · mit gutter Ordnung unnd fürsechung zu verbesseren. (Wie dann solichs unnd derglichen · nit allein inn unnsserer gnedigen Herren unnd Oberen Statt Zürich · sonndern ouch anderen Chrystenlichen Oberkheiten Clösteren unnd Spitällen fürgenommen wirt.) Deßhalb zu disser obschwäbendenn · leydigenn Zyt · haben sy uß beweglichem Chrystenlichen yffer hernach geschrybne Ordnung gemacht · unnd

---

[1]) Stadtarchiv Winterthur A. 24.

[2]) offenbaren, sichtbaren.

wyns halber nach meſſigung und gſtaldtſamme etwas abbruchs gethann · der Hoffnung · werde ſych kein guthertziger unnd recht verſtendiger · denen ouch des Spitalls nutz anglegen iſt. · dheinswegs darab entſetzen noch beſchweren · ſonnder (wie unwyderſprächenlich unnd offenntlich am tag) zuhertzenn füeren · das der wyn in einem gar treffentlichen hochen · ouch zum theill unerhörtenn thüren gelt iſt · fürnemmlich das Kynndtbetteren · alt betagte Krancke unnd preſthaffte wyb und manns perſonnen, des wyns gar nach manglen mueſſen · ouch habliche unnd vermögenliche erliche Lanndtlüth · die hüpſch hab unnd gutt unnderhanden · gar ſelten wyn zetrincken · im grund erwegen · unnd ſych deſſenn danckbarlich ſettigen unnd benüegen laſſen · ouch gedachte min herren gfaarlicher wyße nit hinderredeun · darumm ußrichtenn · als was maßen verdencken · beſonders den Herren Gott helffenn anrüeffen unnd pitten · das er fürgenommnen Zorn in gnaden fallen laſſe · ouch ſynn gnedig angſycht nit vonn uns wende · recht wyderumm mit gutten fruchtbaren und rychlichen Jaren vätterlich begaaben und gnaaden welle."

Durch dieſe Ordnung, die ſich nur auf die Dienſtboten und Werkleute bezog, wurden nun folgende Beſchränkungen feſtgeſetzt:

1. Dem jeweiligen Oberkarrer ſollten künftig nur noch täglich „anderthalb maß wyns fürgſteldt werden · zenießen ſins gfallens".
2. Den Roßbuben wird künftig kein Wein mehr gegeben, „ſoliche junge Knaben mögint ſych woll des waſſers behelffen".
3. Dem Müller und dem Bäcker „weliches ouch mertheils junge perſonnen" ſolle täglich jedem eine halbe Maß Wein gegeben werden.
4. Die Rebleute erhalten fortan nach Vollendung eines Werkes keinen Wein mehr.
5. Während es bisher Brauch geweſen war, an den heiligen Tagen „einen feſter mit wyn, der ſych in die acht maß an-

gelouffen", zu geben, ſollen künftig nur noch diejenigen Knechte, die ſonſt gar keinen Wein erhalten, an dieſen Tagen jeder eine halbe Maß, „zuergetzligkeit" bekommen.

6. Den Mähdern im Heuet und Emdet wurde eine halbe Maß täglich geordnet.
7. Ebenſo den Knechten, die in der Korn- und Hafererne Garben aufbinden.
8. Wenn man den Hanf „in die Ros"[1]) legt und wiederum daraus nimmt, ſolle künftig kein Wein mehr verabreicht werden.
9. Diejenigen, welche Garben in die Scheune abladen, erhalten jeder täglich eine halbe Maß.
10. „Denen, ſo zur zyt der ern unnd im herpſt uff die zenden gaund[2]), dero onne den Rynder Knecht dryg unnd gar nach all wolbetagt ſind, der ſelben ſampt dem Rynder Knecht yedem ſolle alle tag zum ymbyß einhalb maß unnd znacht ouch yedem einhalb maß verlangen"[3]).
11. „Wen man das höuw uß dem Lyſſithall[4]) heimfüert," läßt man dem Oberkarrer ſein oben beſtimmtes Quantum und gibt weiter keinen Wein mehr.
12. „So man wydet[5]), oder im holtz werchet, wirt man uß bevelch ernempter miner herren ouch niemants kein wynn mer geben."
13. Wenn „die tröſcher frücht uff füerent" und man ihnen zu eſſen gibt, bekommt keiner mehr als 1/2 Maß Wein.

---

[1]) Kleiner Teich, in welchem der Hanf eingeweicht wurde.

[2]) Das ſind wohl die Zehntenſchätzer.

[3]) Hier, wie überall in dieſer Ordnung, kommt die damalige Anſchauung zum Ausdruck, daß der Wein ein Heil- und Stärkungsmittel ſei, ſomit namentlich kranke und alte Perſonen ſeiner bedürften.

[4]) Linſethal, die ſchmale von der Töß durchfloſſene Ebene zwiſchen Gamſer und Kyburg.

[5]) Weiden ſchneidet.

14. „Ann Sannt Martins tag, da man bysher den wynn verſucht hat, dentzemall alle unbſcheydenheit unnd unmaß gebrucht, ouch vill anlaßes zu Allerlei ergernuſſen unnd unverſchampte geben worden, haben min herren im beſten umb mererer erbarkeit wyllen ouch uff ghept unnd allenklich abkennt nit mer zugeſtattnen."
15. Während bisher jeder Köchin „täglich drig groß holtzin bächer mit wyn worden", ſolle ſie ſich künftig täglich mit einem Becher begnügen.
16. Den Wäſcherinnen, die nicht Dienſtboten des Spitals ſind, ſolle jeder täglich „zmorgen einhalb maß, zum ymbis ouch einhalb maß unnd wen ſy uß gwäſchen allen gemeinlich zwo maß wyn geben werden".
17. „Und wie untzher der myßbruch gweſſen, das wen etwan ein perſonn, es ſyge im Oberen ald unnderen Spitall mit tod abgangen, das man denhin nach beſtattung ein feſter mit wyn zuvertrincken gebenn, halten unnd achten min Herren für ein rechte unordnung, heydiſchen bruch unnd übellſtand."

Welche, nach heutigen Begriffen faſt unglaubliche Quantitäten Weines den Dienſtboten, Arbeitern und Taglöhnern des Spitals in guten, ja ſelbſt nur gewöhnlichen Zeiten verabreicht zu werden pflegte, dafür gibt die am 6. Oktober 1703 neu bekräftigte aus dem 17. Jahrhundert ſtammende „Kellers ordnung und pflicht"[1]) Auskunft. Das „Ordinäri" hält ſich zwar noch in relativ beſcheidenen Grenzen. So empfingen z. B. der Meiſterknecht und der Waſſerknecht mittags und nachts zuſammen je 1 Quart, d. h. zwei Maß Wein, der Senn und ſeit 1707 auch die Rinderknechte je 1/4 Maß, der Wagner je 1/2 Maß, „die ob dem ſo zenanten Bueben Täffeli ſitzen", je 1/4 Maß, die Köchin

[1]) St.-A. W. A. 24.

je 1/2 Maß; die übrigen drei Mägde (die Herrenmagd, Siechenmag und Schweinemagd) bekamen nur am Sonntag zusammen 1 Maß Wein. Jeden Sonntag erhielten die Knechte zur Feier des Tages insgemein noch 1 Maß über das Ordinäri und jeden heiligen Tag zwei Maß. Taglöhner bekamen zum Abendbrot 1/2 Maß Wein, ebenso die Dienstboten, wenn sie mit ihnen arbeiteten, sogar diejenigen, welche am Bubentische saßen. Handwerkern pflegte man um neun Uhr und abends je 1/2 Maß zu verabreichen. In der Aderlaßzeit empfingen die Dienstboten, falls sie nicht über diese Zeit nach Hause gingen, während zwei bis drei Tagen außer ihrem Ordinäri mittags und nachts je 1/4 Maß Wein zur Stärkung.

In den Zeiten „der absonderlichen Werke" griff aber eine andere Ordnung Platz und solche Zeiten gab es oft im Jahre! So erhielten z. B. die Knechte, die ins Linsethal zu Acker fahren, oder dort ansäen oder eggen mußten, je eine Maß Wein nebst Brot und Zieger über das Ordinäri. Beim Ansäen der Felder mit Korn, Roggen, Weizen, Hafer ꝛc. bekam jeder Knecht am Morgen, zu Mittag und nachts je eine halbe Maß Wein, die Mägde, welche „undergan" [1]), je 1/4 Maß. „Und wan man mit anseehen und eggen fertig ist, gibt man allen knechten und mägden insgemein ein gebürenden trunck, auf eine personn ungfahr drey viertel maß wein." Fremde Ablader, die Zehnt- und andere Früchte in den Scheunen des Spitals abzuladen hatten, empfingen nebst vier Broten des Tages am Morgen, um neun Uhr, abends und nachts je eine halbe Maß Wein. Ebenso wurden während des „Linsenthaler- und Eschenberger Heuets", sowie im Emdet jedem Mähder täglich zwei Maß Wein verab-

[1]) Dazwischen gehen, dem Sämann vorangehen zwischen dem zu bestreuenden und dem bereits bestreuten Gebiete, um ihn vom Uebersäjen abzuhalten. Schweiz. Idiotikon II. 13.

reicht. Das „Aeſchenberger zühnen“ [1]), das Rathſamen und Rühren der Frucht“, das Säubern derſelben zur Saat, das Einheimſen der Früchte, das Dreſchen, „das Haufen“ und „Haufleuchen“ [2]), das Düngen der Felder, die „Räben arbeiten“, das „Stecken tannen (Rebſtickel) hauwen und füehren“, „Widhauwen“, „Wuehren“, „Wümmen“ und „Trucken“, „Wallinen raumeten“ (Räumungen des Teuns), „heimblichkeith us füehren und lehren“ [3]) und noch manche andere Geſchäfte hatten eine Steigerung des Ordinäri oft bis auf zwei Maß, das Garbenbinden, Korn- und Haferſchneiden ſogar bis auf 2½ Maß pro Kopf zur Folge. Alljährlich mußten die Fruchtvorräte des Spitals der Rechnungsablage wegen einmal gemeſſen werden. Bei dieſer Arbeit erhielten der Immeler, ſowie die Knechte, eigene und fremde, jeder am Morgen, um neun Uhr, mittags und abends je eine halbe, nachts eine ganze Maß, alſo pro Tag volle drei Maß Wein. Das nämliche Quantum bezogen auch die „Hauftarer“, die den Hanf über einem Feuer dörrten, da bei dieſer gewöhnlich von Männern beſorgten Arbeit Rauch und Hitze großen Durſt verurſachten. Wurden die Karrer nach Pfäffikon geſchickt, um die Zehentfrüchte abzuholen, „ſo gibt man einem jeden morgens, ehe ſie hinweg fahren, ein halb maß wein, fehrner auf die ſtraß zuſammen ſechszehn broth und ſechszehn maß wein; wan ſie wiederumb heimb komen, jedem ein halb maß wein, ein halb bröthli und zu nacht widerumb alſo“. Da damals laut ſol. 15 der Ordnung vier Karrer waren und die Hinfahrt nach

---

[1]) Das Einzäunen der Wieſen im Eſchenberg.

[2]) Das Anſäen und das Ausziehen des Hanfes.

[3]) Bei dieſem Geſchäft hatte der Spital nicht nur den Knechten eine Maß Wein und ein halbes Brot über das Ordinäri zu geben, ſondern mußte auch noch nach altem Brauch „dem Herrn Stadtrichter Forrer, wan man die heimblichkeit durch ſein Haus lehret, täglich zwo maß wein und 2 broth verabfolgen“.

Pfäffikon, das Aufladen der Früchte und die Rückfahrt wohl zwei Tage beanſpruchte, empfing alſo ein Karrer am erſten Tage 2½ und am zweiten Tage dieſes „abſonderlichen Werkes“ drei Maß Wein.

In allen dieſen Fällen ſpielte die Quantität des verabfolgten Weines die Hauptrolle. Bisweilen wurde aber auch auf die Qualität Gewicht gelegt. So ſchreibt des Kellers Ordnung f. 56 unter dem Titel „Zehendknechten beeidigung“ vor: „auf die ernd gibt man ihnen 13 iedem 1 maß wein aus dem Kind beter faß und 1 brot; im herbſt den 10 mäßigen Seſter mit wein aus Kellers feßli und zwei gmein ziger“. Auch die ſechs „verdingten tröſcher“, d. h. diejenigen, welche nicht im Taglohn arbeiteten, ſondern das Dreſchen für eine vereinbarte Summe beſorgten, erhielten wöchentlich einmal eine Probe aus des Herrn (Spitalmeiſters) Keller. „Wan ſie zu ende der wuchen den lohn abholen, gibt man Jhnen uß dem herrn keller zuſamen von der gatung wein wie man den Kindbeteren ſchicket oder den krancknen, zwo maß wein [1]).

Während wir bisher hauptſächlich die Fürſorge für das männliche Dienſtperſonal kennen lernten, wollen wir nun ſehen, wie der Spital auch ſeine Mägde und Taglöhnerinnen vor dem quälenden Gefühle des Durſtes zu bewahren trachtete.

Wie ſchon oben p. 222 mitgeteilt wurde, bekamen die drei Mägde gewöhnlich keinen Wein. Während die Köchin täglich eine Maß empfing, mußten ſie ſich alle drei mit einer Maß an Sonn- und Feſttagen begnügen. Doch auch für ſie galten die Ausnahmebeſtimmungen der zahlreichen „abſonderlichen Werke“.

---

[1]) Kindbetterinnen, kranke Bürger und Bürgerinnen empfingen nach altem Brauch aus dem Spital guten Wein zur Stärkung. Das Faß „in dem herrn keller“, das den Wein erſter Qualität enthielt, hieß deshalb das Kindbetterfaß. Auch das oben genannte „Kellers feßli“ wird einen guten Tropfen enthalten haben.

„Im Jeten der Früchten“ bekamen sie, wenn sie vormittags jäten gingen, mittags zusammen eine Maß Wein, gingen sie aber erst am Nachmittag, so hatten sie nur nachts eine Maß. Beim „Gartnen“ erhielten die Mägde und die Köchin jede zum Abendbrot eine halbe Maß Wein. Halfen sie beim Ansäen des Getreides mit „undergan“, so empfingen sie morgens, mittags und nachts jede 1/4 Maß. „Im haufet und hauf leuchen“, bei allen Rebarbeiten und beim Ausziehen der Rüben überschritt das Quantum der einzelnen Person bereits eine Maß. Bei diesen Werken erhielten sie nämlich mittags zusammen eine Maß, abends jede eine halbe Maß und nachts insgemein wieder eine Maß. Eine weitere Steigerung brachte das „Hauf rätschen“. Jede „Rätscherin“ empfing morgens, mittags und abends je 1/2 Maß Wein. In der Korn- und Hasererute bekamen die Mägde um neun Uhr und abends jede eine halbe Maß, mittags und nachts alle drei zusammen jeweilen eine Maß, also pro Kopf 1 2/3 Maß Wein. „Im Heuwet und Emdet“ stieg ihr Quantum sogar auf 1 3/4 Maß. Jede Magd und Taglöhnerin erhielt während dieser strengen Zeit am Morgen 1/4 Maß, für Mittag und Abendessen eine Maß und nachts eine halbe Maß; „und wan sie zu nacht kein milch haben, fühlt man Ihnen das käntli noch ein mahl“. In letzterem Falle wurde also sogar das Quantum von zwei Maß Wein noch erheblich überschritten.

Außer diesen landwirtschaftlichen gab es auch noch häusliche „absonderliche Werke“, deren Verrichtung den Mägden durch tägliche Verabreichung von ein bis zwei Maß Wein erleichtert wurde; so das „Kerzen tuncken[1]), Stuben sägen, Gschirr sägen aufs meister mahl, Fleisch in das Kamin hänken und bändlen“. Beim „Ancken siehden“ steigerten Dampf und Hitze den Durst, daher „vorderen die mägd zusamen drey maß wein drey broth“.

[1]) Kerzen herstellen durch Eintauchen von Schnüren in Unschlitt. (Vermutung von Herrn Prof. Dr. Schwyzer.)

„Man ſoll es Ihnen geben“, ſagt die Ordnung. Eine ähnliche Wirkung hatten die Wäſchen und Garnwäſchen. Die Wäſcherinnen und die ihnen helfenden Mägde empfingen deshalb am Morgen, mittags und nachts je drei Maß zuſammen „und zu letzt noch ein kanten voll zuſamen“. Auch das „Beſtreichen“ [1]) ſcheint eine Arbeit geweſen zu ſein, die viel Durſt verurſachte. Deshalb erhielt jede Beſtreicherin des Tages zwei Maß Wein. Die bei dieſer Arbeit helfenden Mägde und die Köchin bekamen am Morgen und um neun Uhr zuſammen je 1½ Maß, nachts weitere zwei Maß „und dan zu letzt gibt man allen insgemein ein kanten mit wein“.

Wir ſehen, daß Mägde und Taglöhnerinnen den Spitalwein nicht weniger bekömmlich fanden als die Taglöhner und Knechte und in bezug auf Trinkfeſtigkeit dem männlichen Geſchlechte wenig nachſtanden.

Außer dieſen mannigfaltigen wirklichen „abſonderlichen Werken“ zählt des Kellers Ordnung unter dieſer Rubrik auch noch eine Anzahl von Freuden- oder Traueranläſſen auf, da ſolche immer mit einem guten Trunke gefeiert wurden, für deſſen Verabreichung der Keller zu ſorgen hatte. Auch ſie laſſen einen Blick tun in unſere alten, zum Teil erloſchenen Volksſitten.

„Für Herrn Spithalmeiſter und Schreibers würgeten [2]) gibt man den pfrüendern und dienſten ein gebührenden trunck [3]) und iedem ein halb bröthli“; ebenſo an „neuw Jahr, wan ſie

---

[1]) Die ſog. Gefäſſe der Bettſtücke inwendig mit „Licki“ beſtreichen, um das Hervordringen der Spitzen der Federſchäfte und das Eindringen von Staub zu verhüten, eine Arbeit, die früher regelmäßig an neuer Bettwäſche vorgenommen und von Zeit zu Zeit wiederholt wurde. (Schweiz. Idiotikon III. 1249.)

[2]) Die Würgeten iſt die Darbringung des Glückwunſches am Namens- oder Geburtstage.

[3]) Als „gebührenden trunck“ beſtimmt des Kellers Ordnung an anderer Stelle ¾ Maß.

für Herrn Spithalmeisters stuben komen und singen". An der Fasnacht empfingen die Knechte, Mägde, Pfründer und „die ob dem bueben täffeli" nach altem Brauch einen Eimer Wein. Ein andermal erhielten sie das gleiche Quantum unter dem Namen Bohnenwein[1]).

Wohl an St. Martinstag wurde im Spital „die Mostsuppen"[2]), bestehend aus „einer kanten mit win und zwei broth unter folgende Personen ausgeteilt: „M. G. H. den kleinen Räthen, herrn Stadtschreiber, beiden heren Rechenheren vom großen Rath, allen heren Geistlichen und Schulmeister, dem schreiber, dem hausmeister, den drei dienern und Stattbott, der ganzen nachbaurschaft bey dem Spithal im winkel · desgleichen eines heren Spithalmeisters kinder und gschwüsterten · dem keller". Die Pfründer bekamen unter diesem Titel „zehen fierling wein lauter maß zusamen und jeder ½ brot".

An Stelle der ehedem dreimal im Jahr (an der alten Fasnacht, am Auffahrts- und Pfingsttag) unter die Pfründer und Dienstboten verteilten Luggmilch[3]) wurde nun Wein ausgeteilt, der aus diesem Grunde den sonderbaren Namen „Luggmilchwein" führte. „Die pfründer und dienst haben alle Jahr drey luggmilchen ghabt, ein ieder absonderlich · darfür gibt man ietzunder allwegen einem für ein luggmilch ein maß wein, ½ broth." Als Verfalltage dieses Luggmilchweines wurden der 24. März, der 3. und 10. April festgesetzt.

Die trüben Tage von Krankheits- und Todesfällen im Spital spiegeln sich ebenfalls in des Kellers Ordnung, denn auch sie hatten jeweilen eine nicht unbeträchtliche Steigerung des Verbrauches von Wein und Brot zur Folge. So oft ein Geist-

---

[1]) Die Bedeutung dieses Wortes ist unbekannt.
[2]) Vgl. die Ordnung von 1589, Bestimmung 14 p. 221.
[3]) Siehe oben p. 213 und 214.

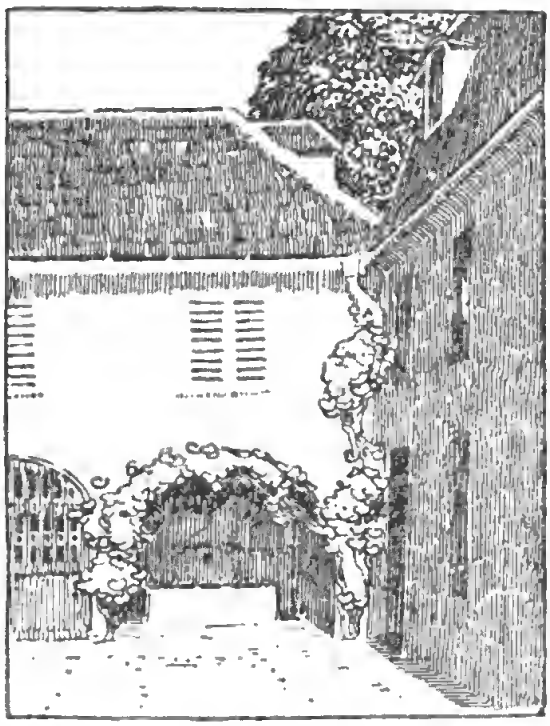
licher eine kranke Perſon im Spital beſuchte, erhielt er · jedes mahl zwo maß wein und zwey broth". Starb ein Inſaſſe des Spitals, ſo empfingen der Geiſtliche, welcher die Leichenpredigt hielt, und derjenige, welcher die verſtorbene Perſon verkündete, das gleiche Quantum. Der Tiſchmacher bekam, „wan er den baum [1]) bringt", eine Maß Wein und ein Brot; ferner (wahrſcheinlich nach der Beerdigung) zwei Maß Wein und zwei Brote, ebenſoviel der Totengräber und der Siegriſt. Die Siechenmagd, „ſo wachet und die verſtorbene perſohn verſorget", hatte Anſpruch auf drei Maß Wein und drei Brote. Die Knechte endlich, welche den Toten zu Grabe trugen, wurden für dieſen Dienſt chriſtlicher Nächſtenliebe durch einen Vierling Wein entſchädigt [2]). Jeder Todesfall im Spital hatte ſomit für dieſen die Ausgabe von 22 Maß Wein und 14 Broten zur Folge.

Wir haben aus dieſen Spitalordnungen Winterthurs ein Bild des alltäglichen Lebens einer gut ſituierten Kleinſtadt aus längſt vergangener Zeit kennen gelernt. Familiäre Gemütlichkeit ſpricht aus denſelben und die allgemeine Freude an heiterem, ſorgloſem Lebensgenuß. Dagegen gehören raſtloſer Tätigkeitsdrang, Genügſamkeit und Einfachheit nicht zu ſeinen charakteriſtiſchen Merkmalen.

---

[1]) Sarg.

[2]) Von der in der Verordnung von 1589 ausgeſprochenen Verurteilung dieſer Sitte als „heydiſchen bruchs und übelſtands", vgl. oben p. 221, war man offenbar ſchon längſt wieder abgekommen.



Hof in der Liegenschaft zum Neuberg, Hirschengraben Nr. 60.

Zur Geschichte der Zensur im alten Zürich.

Von Ad. Jacob.[1])

Die Geschichte der zürcherischen Zensur setzt mit dem Moment ein, da der zürcherische Buchdruck in Folge der Reformation eine größere Bedeutung gewann. Am 3. Januar 1523 bestellte der Rat eine Aufsichtsbehörde über alles, was in Zürich gedruckt werden sollte; diese bestand aus fünf Mitgliedern: Bürgermeister

[1]) Zu der nachfolgenden Skizze wurden hauptsächlich die Manuale im Zürcher Staatsarchiv und die Memorabilia Tigurina von Vogel benutzt. Vgl. auch Lavater und die Bücherzensur von Hermann Escher, Zürcher Taschenbuch 1902.

Schmid, Ulrich Zwingli und Chorherr Heinrich Utinger nebſt den Räten Heinrich Walder und Binder [1]). Wenige Tage hernach bekam die Zürcher Obrigkeit ein vom 20. Januar 1523 datiertes Schreiben des Reichstages zu Nürnberg [2]), worin der Statthalter des Kaiſers, die Churfürſten, Fürſten und andere Stände des Reiches ſich an die Eidgenoſſen wandten und ihnen befahlen „um der geverlichen irrigen mißverſtende unſers heiligen chriſtlichen glaubens, ſo ytzo durch allerley unbedechtlich ausſchreiben, druck und lere allenthalben bey dem gemeinen man entſteen, . . . hinfurther nichts news mehr zu drucken, es ſey, was es woll, dasſelbig ſey dan zuvor durch etlich unſere erbare verſtendige gelerte perſonen, ſo unſer jeder in ſunderheit darzu orden ſoll, beſichtiget und zugelaſſen . . .“

Am 21. Mai 1524 befahl der Rat den Zunftmeiſtern Walder und Binder, Aufſicht über die Zürcher Buchdrucker zu halten, ſowie fremde Buchdrucker, die in der Stadt Bücher feilbieten, zu überwachen, damit ſie „nüt ungeſchickts verkoufint“. 1546 wurde verordnet: „es ſoll hinfür kein Drucker . . . (irgendwelche) Bücher, Lieder, Sprüch noch ander, noch kleines noch großes, darin nüd ausgenommen, es ſyg vorhin gedruckt oder werd ſonſt in Druck gegeben, annehmen noch drucken hinterrucks und ohne Vorwiſſen der verordneten Herrn, denen ſie das, ſo in Druck kommt, anzeigen, die je zu Zeiten dasſelbe beſichtigen ſollen; und ſo ſie ihnen erlauben zu drucken, mögen ſie alsdan darin fürfahren“. Im Jahr 1553 beſchloß der Rat, daß küftighin die Zenſurbehörde beſtehen ſolle aus einem der Stadtgeiſtlichen, aus einem Mitglied des kleinen und einem des großen Rates. Es wurde ihnen aufgetragen, „alles das, ſo man allhie

---

[1]) Aktenſammlung zur Geſchichte der zürcher. Reformation von Emil Egli, p. 112, Nr. 319.

[2]) Im Zürcher Staatsarchiv.

zu trucken underſtadt, zuvor eigentlich zu beſehen und zu erleſen". Den Buchdruckern wurde zugleich die Pflicht anferlegt, jedem der drei Zenſoren als Entſchädigung für ihre Mühe je ein Exemplar des betreffenden Werkes zu verabfolgen. Im Jahr 1560 wurde die Zenſurordnung erneuert, im Jahre 1565 eine neue ausgearbeitet und erlaſſen.

Ohne vorhergegangene Unterſuchung und Genehmigung ſeitens der Zenſurkommiſſion durfte in der ganzen folgenden Zeit, d. h. während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts abſolut nichts dem Druck übergeben werden. Profeſſor Joh. Caſpar Fäſi ſchreibt 1798 in der „Freitagszeitung" (Nr. 12):

„Vor der Zenſurkammer mußte ſich ein jeder Buchdruker und Buchhändler von Zürich mit dem Handgelübd feyerlich verpflichten, Nichts in den Druk zu nehmen, ohne Bewilligung eines der Cenſoren. Sogar Kirchen- und Schulbücher waren der Cenſur unterworfen; am meiſten aber die Kalender und die Zeitungen. Dieſe wurden jederzeit genau unterſucht und zuweilen ſcharf geprüft. Der Herausgeber mußte es ſich gefallen laſſen, wann nicht nur einzelne Wörter und Zeilen, ſondern wann auch ganze Artikel durchgeſtrichen wurden. Jedem Befehl unterzog man ſich willig und pflichtmäßig, auch in den Fällen, wo man die Gründe des Verbotts nicht einſehen konnte. Freilich war der Beruf eines Cenſors keineswegs der angenehmſte: aber auch die Verfaſſer der Zeitungen hatten öfters viel Verdruß und Mühe und Arbeit und Zeitverſäumniß und Unkoſten zu ertragen, ohne dafür von jemandem entſchädigt zu werden. Den Verfaſſern blieb indeß der große und beruhigende Vortheil, daß, ſobald ſie einmal die ſchriftliche Druk-Bewilligung des Cenſors in den Händen hatten, eben dieſer Unterſchrift wegen jede Verantwortlichkeit nicht auf die Zeitungsſchreiber, ſondern auf den Cenſor fiel; denn wie könnten oder ſollten die Schreiber noch verantwortlich ſeyn können, die die eigenhändige Unterſchrift und Druk-Bewilli-

gung des Censors vorweisen können, mithin das obrigkeitliche Tribunal der Censur-Kammer zu ihrem Schuz und Schilde haben?"

Ebenso streng war man mit den auswärts gedruckten Büchern und Blättern; ja, nicht einmal Kupferstiche durfte man ohne Bewilligung der Zensurbehörde in den Buchhandlungen feilbieten. Fehlbare wurden mit Konfiskationen der Werke, mit Geldbußen oder sogar mit Gefängnis bestraft. Wir greifen zur Bekräftigung dieser Behauptung einige Beispiele aus den Ratsprotokollen heraus.

Im Jahre 1622 wurden die Buchdrucker Hardmeyer, Wolf und Schulmeister Reinacher, jeder um 2 Mark Silber gestraft, weil sie wider die bestehende Zensurordnung und trotz Verwarnung Zeitungen und Traktätlein gedruckt hatten. Hardmeyer und Wolf kamen nur mit Geldstrafe und mit der Androhung davon, daß man ihnen künftighin das Drucken gänzlich verbieten werde, wenn die Manuskripte, die sie setzen, nicht zuerst „gebührlich censiert und approbiert" wären. Dem Schulmeister Reinacher hingegen wurden die Buchstaben und Pressen weggenommen und aufs Rathaus gebracht. 1627 wurden die von Buchdrucker Bodmer herausgegebenen Exemplare eines lateinischen Lobspruches über den Tod des Grafen von Mansfeld, weil darin hohe Standespersonen angetastet werden, mit Beschlag belegt. 1628 mußte Buchdrucker Hamberger, der ohne Erlaubnis ein Büchlein unter dem Namen Sebastian Allborn „über die Erkenntnis des heiligen Namen Gottes" gedruckt, darüber man sich in Bern geärgert hatte, bei seinem Eid alle Exemplare den Zensoren zur Vernichtung ausliefern. 1676 wurde das vom Landrichter Wuhrmann von Wiesendangen verfertigte Büchlein „die eidgenössische Dam" konfisziert, das Kupfer „unnütz gemacht" und ihm das obrigkeitliche Mißfallen bezeugt. 1681 wurde der Buchdrucker Hamberger wegen Anfertigung eines

ſchimpflichen Liedes über die Einnahme der Stadt Straßburg, darin „der römiſche Kaiſer empfindlich chokiert wird“, durch die Herren Nachgänger (Unterſuchungsrichter) ernſtlich geſtraft und verwarnt. 1682 wurde dem Buchdrucker Müller das gedruckte „Läſtertraktätli“ konfisziert, ſupprimiert und ihm die Druckerei abgekennt. 1757 wurde Buchdrucker Heidegger, weil er gewagt hatte, Exemplare eines Buches Pucelle d'Orléans[1]) zu verkaufen, um 10 Mark Silbers gebüßt und in Verhaft geſetzt. Und am 30. Juli 1766 erließ die Canzley der Stadt Zürich folgende Warnung:

„Da ein höchſt ärgerliches und unſere heilige Religion und deren göttlichen Stifter mit abſcheulichen Läſterungen entehrendes Buch unter dem Titel: Abrégé de l'Histoire Ecclésiastique de Fleuri, traduit de l'Anglois, Berne 1766, entdeckt, die in hieſigen Buchläden befindlichen Exemplare eingezogen und durch den Scharfrichter verbrandt worden, ſo wird hiermit auf hohen Befehl jedermänniglich gewarnt, dieſe verdammliche Schrift, wo ſie beſeſſen würde, unnütz zu machen; daneben der ſorgfältigſten Wachſamkeit der verordneten Zenſur-Commiſſion ernſtlich aufgetragen iſt, einen jeden Beſitzer dieſes Buches, der entdeckt werden kann, mit unverſchonter Buß und Straff anzuſehen.“

Im Jahre 1769 erregte in Zürich und auf dem Lande die Zenſur-Affaire „Meiſter“ großes Aufſehen. Jacob Heinrich Meiſter aus Küßnacht, Geiſtlicher, franzöſiſcher Schriftſteller und aufgeklärter Philoſoph, las im Frühjahr 1768 in der Donnerstagsgeſellſchaft junger Zürcher Patrioten einen franzöſiſchen Aufſatz vor, den er, von verſchiedenen Seiten aufgefordert und ermutigt, im Mai 1768 unter dem Titel: «De l'origine des principes religieux» anonym und ohne Angabe des Namens des Verlegers Rudolf Füeßli in Zürich drucken und verkaufen ließ.

---

[1]) Verfaſſer war Voltaire; die erſte Ausgabe erſchien 1755.

„Ein halbes Jahr lang blieb alles ruhig, und der angehende Autor ſonnte ſich behaglich in dem doppelten Ruhme, einen bedeutenden Inhalt in elegantem Franzöſiſch geboten zu haben. Das ſollte nun freilich anders werden. Es wurde erſt geflüſtert, dann immer lauter wiederholt, der junge Meiſter von Küßnacht ſei ein ruchloſer Atheiſt, er habe ein abſcheuliches Pamphlet gegen die Religion verfaßt. Man deutete mit Fingern auf ihn; die Leute, die ihn nicht geleſen noch leſen konnten, ſchrien am ärgſten [1]).“

Die Obrigkeit erſuchte im April 1769 den Präſidenten der Zenſoren, Junker Schwarzenbach, die Schrift zu konfiszieren, die verkauften Exemplare durch das Wochenblatt abfordern zu laſſen [2]), die Drucker (Rudolf Füßli, Heinrich Füßli und Reformationsſchreiber Eſcher), die ſich aus Angſt vor der Obrigkeit ſelbſt angezeigt hatten, zu verhören und den Verfaſſer vorzuladen. Dieſer letztere floh zu ſeinem Schwager, Pfarrer Heß in Hauptwil (Thurgau). Beim Verhör erklärte Rudolf Füßli, er habe die Zenſur hintergangen, das gebe er zu; das ſei aber ſein Brauch ſchon ſeit 10 Jahren, wenn unverdächtige Perſonen, beſonders Geiſtliche, ihm ein Buch zum Verlegen anbieten. Wozu hätte

---

[1]) Breitinger, Heinrich Meiſter's Preß-Affaire von 1769 in der Neuen Zürcher Zeitung Nr. 106 u. ff. (1883).

[2]) Das geſchah in den „Donnerstags-Nachrichten“ Nr. XVII vom 27. April 1769. Die Bekanntmachung hat folgenden Wortlaut:

Avertissement

Demnach Unſere Gnädige HHerren in Erfahrung gebracht haben, daß eine gewiße ſehr ärgerliche Schrift, unter dem Titel: «De l'origine de prineipes religieux» in hieſiger Stadt herumgeboten worden: Als haben Hochdieſelben zu Verhütung, daß ſelbige nicht weiters ausgebreitet werde, für notwendig erachtet, alle diejenigen, welche ein oder mehrere Exemplare derſelben bei Handen haben möchten, bey ihren bürgerlichen Pflichten zu ermahnen, dieſelbe an Ends bemeldete Canzley zu Hoch-Obrigkeitlichen Handen unverzogenlich einzuliefern. Datum den 26ten Aprilis 1769. Unterſchreiber-Canzley der Stadt Zürich.

er auch der Zensur unnötige Mühe machen sollen? Reformationsschreiber Escher erklärte, er habe von der Broschüre nichts gewußt, bis das „Geschrei“ losgegangen; dann erst habe er sie gelesen, „seye aber beim Durchlesen ganz mit Schrecken eingenommen worden.“ Heinrich Füßli hatte „seit vier Wochen unbeschreiblichen Gram und Kummer ausgestanden“.

Am 29. April reichte Rudolf Füßli dem Bürgermeister Heidegger ein Abbitte-Schreiben ein, das durch seine Demut, Ängstlichkeit und Zerknirschtheit ein charakteristisches Denkmal jener Zeit bildet. Da heißt es, er sei kein dummer Gotteslängner, der mit frechem Spotte und unbändigem Witze die Religion schände. Am meisten peinige sein Gewissen „der nagende Vorwurf, das Werkzeug einer so abscheulichen Bosheit geworden zu sein. Ein nichtswürdiger Bösewicht, ein ruchloser und höchst strafwürdiger Verbrecher würde ich in Ihren Augen, gnädige Herrn, und in den Augen der ganzen ehrbaren Welt sein, wenn ich diese Schandschrift gedruckt hätte, nachdem ich sie gelesen.“ Auch der billige Preis sei ein Beweis seiner Unschuld. „Zwölf Schillinge ist das Büchlein wert, sein Inhalt mag sein welcher er will. Ein verbotenes Buch von dieser Größe und von solchem Inhalte wird von gewinnsüchtigen Schurken zehnmal teurer verkauft und von Toren à tout prix gesucht.“

Selbst der freisinnige Chorherr Breitinger fand, „das Meister'sche Skriptum sei von französischem Witze und artificio angefüllt“ und hielt es für bedenklich, daß es in einigen Zürchergemeinden Leute gebe, die fleißig und eifrig sich mit der französischen Sprache abgeben, um den Voltaire lesen zu können.

Dreimal wurde Meister von dem Zensuramt aufgefordert, vor ihm zu erscheinen. Als dies nicht geschah, fällte der kleine Rat am 21. Juni folgendes Urteil: „Magnifici haben einmütig erkannt, daß obgedachte Schrift, und zwar die erste und zweite Auflage derselbigen, ihres so verwegenen, spöttischen und schänd-

lichen Inhaltes wegen öffentlich durch den Scharfrichter verbrennt werde, der Verfaſſer, Meiſter von Küßnacht, des geiſtlichen Standes entſetzt ſein ſolle; und weil er auf die an ihn ergangene hochobrigkeitliche Citation hin ungehorſam ausgeblieben, ſo iſt er contumaciter dahin verurteilt worden, daß, wenn er in hieſiger Stadt oder Immediat-Landen betreten würde, er alſobald angehalten und gefänglich in Wellenberg geſetzt und in den gemeinen Herrſchaften nicht geduldet werde. Welches hiemit den Herren Land-Vögten beſagter Herrſchaften zu kommunizieren iſt."

Betreffend die Buchhändler wurde verfügt: „Es ſolle Herr Rudolf Füßli bis auf nächſtkünftigen Samstag auf das Rathaus geſetzt, ein Jahr von der Zunft ausgeſchloſſen, am Samstag aber ihm und ſeinem Vetter Herrn Heinrich Füßli das hoch obrigkeitl. Mißfallen bezeugt werden. Die Firma bezahlt die Prozeßkoſten und eine Geldſtrafe von 40 Mark Silber."

Bei dieſer Gelegenheit ſprach ſich J. J. Bodmer in einem Brief an den Vater Meiſters über die Preßfreiheit aus. Er ſchreibt: „Sie wiſſen noch nicht, wie ganz ich für unbegrenzte Toleranz eingenommen bin. Ich würde das Zenſuramt gänzlich abſchaffen. Ich halte für einen albernen Begriff, daß Bücher gefährlich ſeien. Die Wahrheit kann von keinem Angriffe leiden." Und Voltaire ſchrieb über Meiſter und ſeine Broſchüre folgende Worte: «Notre Zuricois ira loin. Il à mangé hardiment de l'arbre de science dont les sots ne veulent pas que l'on se nourisse, et il n'en mourra pas.»

Als Meiſter im Jahre 1772 eine Bittſchrift um Begnadigung einreichte, worin er beklagte, die Ideen „der flüchtigſten aller Nationen" in Zürich verbreitet zu haben, wurde ihm aus beſonderen Gnaden der künftige freie Aufenthalt in ſeinem Vaterlande und der Genuß ſeiner Bürgerrechte geſchenkt, im übrigen aber das Urteil (Amtsentſetzung) vom Jahre 1769 beſtätigt.

Aus den angeführten Beispielen geht zur Genüge hervor, daß sich mit der Zeit der Zürcher Behörden eine Ängstlichkeit bemächtigte, die „zu oft vor dem freien Aufschwung des Denkens erschrak und jene Einseitigkeit vorbereitete, welche das siebzehnte Jahrhundert in einem so schroffen Gegensatz mit dem sechzehnten stellt [1])." Ein guter Teil dieser Ängstlichkeit und Strenge der Zürcher Obrigkeit ist der Politik zuzuschreiben. Als Vorort, wollte Zürich in Frieden mit den andern Eidgenossen leben und reagierte oft sehr schnell auf Beschwerden und Klagen, die von andern Ständen gegen Erzeugnisse der Zürcher Druckerei kamen.

Einige Beispiele mögen dies belegen. Im Jahre 1700 wurden der Maler Johannes Wirz als Autor und Buchbinder Lindinner als Verfertiger eines Traktätleins «Effigies justiciæ et fortunæ», über welches der Stand Appenzell-Außerrhoden klagte, vor die Nachgänger beschieden, ihnen das Mißfallen bezeugt, die Exemplare abgefordert und vernichtet. 1769 wurden auf Klage des Standes Luzern gegen zwei in Zürich gedruckte Schriften, die eine mit dem Titel: „Reflexionen eines Schweizers über die Frage, ob es der katholischen Eidgenossenschaft nicht zuträglich wäre, die regulären Orden gänzlich abzuschaffen oder wenigstens einzuschränken", die zweite betitelt: „Widerlegung dieser Reflexionen", diese Schriften verboten und dem Verfasser der letztern, Zunftschreiber Heidegger, der Orellschen Buchhandlung und Johann Kaspar Ziegler, der in den „Monatlichen Nachrichten" [2]), eine anpreisende Rezension beider Schriften

---

[1]) Gerold Meyer von Knonau. Geschichte der Zensur in Zürich.

[2]) „— — Die Schrift ist wert, gelesen zu werden. Sie kommt von einem Mann her, welcher gesunde und vernünftige Begriffe von der Religion zu haben scheint und dessen Herz davon eingenommen ist . . . Ich beschließe diese Nachrichten mit den Worten des Heilandes: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Monatliche Nachrichten. Heumonat 1769.

drucken ließ, das Mißfallen bezeugt und ersterem 25 Mark Buße auferlegt.

Oft kamen auch Klagen auswärtiger Regierungen über Notizen oder Artikel, die in Zürcher Zeitungen erschienen waren. Die Zürcher Behörden ließen es sich nicht zweimal sagen und schritten energisch ein. 1690 rügten die Behörden die Zeitungsschreiber, weil in einer Pariser Korrespondenz, die in den Zürcher Zeitungen abgedruckt war, der Papst beschuldigt wurde, eine «Fille naturelle» zu besitzen. 1693 beschwerte sich der Envoyé Extraordinaire d'Hervart, daß in hiesigen gedruckten Zeitungen „Ihre Königl. Majestät von Großbritanien nur als ein Prinz d'Oranien traktiert werde". Darauf zeigten die Behörden den Komponisten der Geßner- und Schauselbergerschen Zeitung an, daß sie von nun an alles dasjenige „so gekrönten Häuptern, Hochständen oder ganzen Nationen partikulariter zur Präjudiz dienen möchten, sorgfältig ausweichen und den einlangenden historischen Bericht nude (!) beisetzen" sollten. Es wurde ihnen des fernern eingeschärft, den König Wilhelm von Britanien eben als König und nicht als Prinzen zu titulieren.

Die Zensur bewachte nicht nur die in Zürich gedruckten Bücher, Zeitungen und Kalender, sondern auch die Erzeugnisse auswärtiger Druckereien. Es erließ beispielsweise der Zensurschreiber am 11. Juli 1756 folgendes Avertissement: „In Kraft der unter dem 27. Nov. letzthin communizierten Ratserkanntnus wird hierdurch samtlichen Herren Buchdruckern, Buchhändlern, Buchbindern und übrigen Verkäufern der Calendern wissend gemacht, daß selbige von nun an nicht mehr befügt sein mögen, auswärts gedruckte Calender (wegen ihrem bisweil-anstößigen Inhalt) in hiesiger Stadt und Landschaft zu verkaufen, es habe dann zuvor von aller und jeder Gattung und Art ein Exemplar gleich dem hiesig gedruckten Calender allhier die Censur passiert und von daselbst die Bewilligung sothanen Verkaufs er-

halten, ſonſten die hierwider Handelnde ohne Anſehen der Perſon und einiges Verſchonen zu Hochoberkeitlichem Straf-Ernſt verzeigt werden ſollen."

Sogar auf Inſerate erſtreckte ſich die Zenſur.

Trotz der außerordentlichen Wachſamkeit der Zenſurbehörden iſt aber doch manches freie, kühne Wort geſchrieben worden. Die Flut der Schriften und Zeitungen, die ſich über Zürich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ergoſſen hatte, war ſo groß, daß die Zenſurbeamten lange nicht von allem, was gedruckt worden war, Kenntnis haben konnten. Solch ein kühner, beißender Artikel, den die Zenſurbehörden ſicherlich überſehen haben, da er doch gerade gegen ſie gerichtet war, iſt das folgende Manifeſt, das wir wörtlich in den von Joh. Kaſpar Ziegler herausgegebenen „Monatlichen Nachrichten" (Januar 1777) finden:

Manifeſt der hohen Pforte
gegen die
Freyheit der Preſſe.

Wir, Juſſuf, Cherebi, von Gottes Gnade Muſti des H. Ottomaniſchen Reiches, Licht der Lichter, Auserkohrner unter den Auserkohrnen, allen Muſelmäunern, die gegenwärtiges zu Geſichte bekommen, Dummheit und Segen!

Da es ſich alſo befindet, daß Said Effendi, weiland Bottſchafter der hohen Pforte bey einem kleinen Staate, Namens Deutſchland, zwiſchen Italien und Frankreich, die höchverderbliche Kunſt der Buchdruckerey nach Stambul zu bringen gewagt hat, ſo hat es nach reifer Erdaurung der Sache und ſorgfältiger Berathſchlagung mit unſern ehrwürdigen Brüdern, den Kadis und Imans dieſer kaiſerlichen Hauptſtadt, inſonderheit auch mit den Fakirs, deren loblicher Eifer gegen alles, was Wiz heißt, bekannt iſt, wie geſagt, ſo hat es uns und Mahomet zuträglich geſchienen, dieſe hölliſche Erfindung der Buchdruckerkunſt zu ver-

dammen, in die Acht und in den Bann zu erklären, und zwar aus nachfolgenden Urſachen:

1. dienet dieſe erleichterte Mittheilung der Gedanken augenſcheinlich zur Vertreibung der Unwiſſenheit, dieſer vornehmſten Wache und Schuzwehr aller wohleingerichteten Staaten.

2. Auch iſt zu befürchten, es möchten ſich unter denen Büchern, die aus den Abendländern hergebracht werden, einige über den Ackerbau und die Landwirtſchaft, oder über die Verbeſſerung der Gewerbe und Künſte einſchleichen; und wie leicht könnten nicht in die Länge dergleichen Werke (welches Mahomet in Gnaden vergaume) das Genie unſrer Feld- und Manufakturarbeiter aufwecken, ihre Induſtrie ermuntern, ihren Reichthum vermehren und ihnen ſolcher geſtalt mit der Zeit eine gewiſſe Erhebung des Gemüthes, einige Liebe zum gemeinen Beßten und andre ſolche Geſinnungen einflößen, welche ſchnurſtraks der geſunden Lehre zuwider ſind?

3. Endlich könnte es ſo weit kommen, daß man uns Geſchichtbücher ohne Fabeln und Wunder aufdringen würde, da doch dieſe letztern die Nation in einer glücklichen Denkloſigkeit erhalten; vielleicht würde man die Unverſchamtheit gar ſo weit treiben, den guten und böſen Handlungen Recht wiederfahren zu laſſen und Gerechtigkeit und Liebe zum Vaterland zu empfehlen, welches abermals den Rechten und Freyheiten unſerer Würde augenſcheinlich zuwider ſeyn würde.

4. In der Folge der Zeiten könnten armſelige Philoſophen auftretten unter dem ſcheinbaren, aber höchſtſträflichen Vorwand, die Menſchen aufzuklären und geſitteter zu machen und dieſelben gefährliche Tugenden zu lehren, die dem Volke niemals ſollten bekannt werden.

Aus dieſen und anderen Urſachen verbiethen wir, um der Erbauung der Gläubigen und um ihrer Seelen Heil willen, bey Strafe der ewigen Verdammniß, irgend ein Buch zu leſen.

Auch befehlen wir bey gleicher Strafe, damit man aller teuflischen Versuchung, sich unterrichten zu lassen, gleich anfangs begegne, daß die Kinder weder lesen und schreiben, noch viel weniger denken; nebst der heitern Verfügniß, daß unserm h. Officium jedermann gebührend angezeigt werde, der sich erfrechen würde, zween oder drey Säze zusammenzuhängen, woraus man irgend einen klaren Verstand heraus zu ziehen vermögend seyn könnte. Mit dem ernstlichen Anhang, daß man sich im täglichen Umgang oder in Gesellschaft keiner Wörter oder Ausdrücke bediene, die das geringste bedeuten, alles nach altem Gebrauch und Herkommen der Hohen Pforte.

Und damit nicht etwann ein Gedanke oder vernünftige Idee sich in die geheiligte Residenz als Kontrebande einschleiche, so geben wir mit gegenwärtigem dem Kaiserlichen Censor Befehl und Vollmacht, jeden Gedanken, der sich entweder schriftlich oder mündlich bey den Stadthoren wurde blicken lassen, gebunden und gefangen zur gehörigen Strafe vor Uns zu bringen.

Gegeben in Unserm Palast der Dummheit, den 7. des Mondes Muharem, im J. 1143 der Egira.

Der Unruhen in Stäfa (1795) gedenken die Zürcher Zeitungen mit keinem Wort. Nur aus zwei behördlichen Avertissements, die in den Zürcher Zeitungen abgedruckt sind, erfährt man, daß auf dem Lande überhaupt etwas vorgefallen war. Das eine Avertissement ist ein Steckbrief gegen „Kaspar Billeter von Stäfa, gewesener Kanzley-Substitut zu Horgen, und Heinrich Wädenschweiler im Mieß zu Stäfa, die durch ihre boshafte und verwegene Betriebsamkeit sehr Vieles zu den begangenen frevelhaften Auflehnungsschritten beigetragen haben". Für die Einlieferung „eines jeden dieser gefährlichen Aufrührer" setzten die Behörden einen Lohn von 1000 Rthlr. aus.

In dem zweiten Avertissement werden die „entwichenen Heinrich Stapfer von Horgen, Heinrich Ryffel von Stäfa und

Andreas Kölla von da, denen eine vorzügliche Betriebſamkeit bei den vorgegangenen höchſt ſtrafbaren Unordnungen zur Laſt fällt, bei ihren Eidespflichten aus hohem Auftrag öffentlich aufgefordert, ungeſäumt vor hoher Behörde zu erſcheinen und ſich über die auf ihnen ruhenden Beſchuldigungen zu verantworten, widrigenfalls ihnen nach Anleitung der Akten der Finalproß per contumaciam gemacht werden wird.

Der Zuſammenbruch des alten Zürich im Jahre 1798 riß auch die Zenſurkammer mit ſich. „Die Preßfreiheit iſt eine natürliche Folge des Rechtes, das jeder hat, Unterricht zu erhalten," lautete ein Satz in der helvetiſchen Verfaſſung. Die Zeitungsſchreiber und Buchdrucker atmeten auf. In der Geſchichte der Schweizer Preſſe im allgemeinen und der Zürcher im beſonderen trat ein Wendepunkt ein, und eine neue Periode voll innerer und äußerer Kämpfe, voll Leiden und Erfolge brach für die Zürcher Preſſe an.

Zürcher Chronik

vom

1. Oktober 1905 bis 30. September 1906.

Zusammengestellt von S. Z.

---

5. Okt. Eine öffentliche Versammlung in Zürich beschließt auf Antrag eines Initiativkomitees (C. E. Stirnemann, Dr. à Porta) eine **kantonale Initiative** behufs Abänderung der §§ 69, 73 und 116 des **„Baugesetzes** für städtische Verhältnisse", womit eine bessere Ausnützung der Dachwohnungen und Erleichterung der Umbauten erzielt werden soll. Sie wird mit 5702 gültigen Unterschriften am 14. Mai 1906 vom Kantonsrat an den Regierungsrat gewiesen.

Anf. Okt. Der Bauvorstand II erläßt ein Reglement für die Schaffung von Arbeiterkommissionen in sämtlichen Dienstzweigen seiner Abteilung.

8.—15. Okt. Wädensweil. Bezirksgewerbeausstellung, verbunden mit fünfzigjährigem Jubiläum des Gewerbevereins Wädensweil.

14. Okt. Der **Stadtrat Zürich** beantragt dem Großen Stadtrat zuhanden der Gemeinde, in Ausführung seines Beschlusses vom 27. Mai 1905 den Art. 164 der Gemeindeordnung dahin abzuändern, daß mit Wirkung ab 1. Mai 1904 die Gesamtbesoldungen der Primarlehrer 2800—4200 Fr., diejenigen der Primarlehrerinnen 2600—3400 Fr., diejenigen der Sekundarlehrer 3400—4800 Fr. betragen und überdies die Lehrer an den Spezialklassen eine jährliche Zulage von 300 Fr., diejenigen an den Förderklassen eine solche von 150 Fr. erhalten.

15. Okt. **Winterthur.** Gemeindeversammlung: Annahme der neuen Feuerwehrordnung mit Wahl sämtlicher Chargierten durch die Mannschaft.

20. Okt. Der Regierungsrat wählt zum Professor ord. der Theologie an der Hochschule Prof. Jakob Hausheer, Religionslehrer an der Kantonsschule.

21. Okt. Der **Große Stadtrat** beschließt einstimmig den Rückkauf der **Zentralen Zürichbergbahn** und bewilligt hiefür einen Kredit von 870,000 Fr. Ferner beschließt der Rat mit allen gegen eine Stimme den Bau der (am 29. Januar 1905 erstmalig von der Gemeinde verworfenen) **Tramlinie durch die Leonhardstraße** zum Polytechnikum im Voranschlag von 180,000 Fr.

22. Okt. Stammheim. 25jähriges Jubiläum von Pfr. Farner.

26. Okt. Die **Kunstgesellschaft Zürich** beschließt definitiv den Bau eines neuen **Kunstgebäudes** (nach Plänen von Arch. Karl Moser in Karlsruhe) am Heimplatz im Voranschlag von höchstens einer Million Franken, und genehmigt den Vertrag mit der Stadt Zürich vom 27. Dez. 1904 betr. Abtretung der Landolt'schen Liegenschaft zum „Lindental" und Gewährung eines städtischen Beitrags von 100,000 Fr.

29 Okt. **Nationalratswahlen.** Es werden gewählt im:

I. eidg. Wahlkreis (Zürich-Affoltern): 1. Prof. Zürcher, 2. Alfred Frey, 3. Oberst Meister, 4. Statthalter Studler, 5. Dr. Bißegger (neu, an Stelle des zurückgetretenen Stadtpräsidenten Pestalozzi), 6. Frey-Nägeli (neu, an Stelle des nicht mehr gewählten Greulich), 7. Dr. Amsler, 8. Erziehungsrat Fritschi, 9. Regierungsrat Lutz (neu, an Stelle des auf Verlangen der Sozialdemokraten zurückgetretenen Stadtrat Vogelsanger).

II. Wahlkreis (Horgen, Meilen, Hinwil): 1. Amsler (Meilen), 2. Abegg, 3. Wanner, 4. Heß, 5. Berchtold.

III. Wahlkreis (Uster, Pfäffikon, Winterthur): 1. Geilinger, 2. Kündig, 3. Stadler, 4. Sulzer-Ziegler, 5. Bezirksrichter Ottiker, Bauma (neu, an Stelle des nicht mehr gewählten Dr. Stuber).

IV. Wahlkreis (Andelfingen, Bülach, Dielsdorf): 1. Hörni, 2. Walder, 3. Statthalter Ringger, Dielsdorf (neu, an Stelle des zurückgetretenen Nationalrat Hauser, Stadel).

Die zürcherische Repräsentanz im Nationalrat besteht nunmehr aus 8 Freisinnigen, 11 Demokraten, 2 vom Zentrum (Amsler [Meilen] und Abegg) und 1 Wilden (Berchtold). In Zürich und Winterthur standen sich volle bürgerliche und sozialdemokratische Listen gegenüber. Der Kandidat der christlich-sozialen Partei in Zürich, Redaktor Baumberger, erhielt 1372 Stimmen.

Ständeratswahlen. 1. Dr. Paul Usteri (44,986 St.), 2. Regierungsrat Dr. Locher (43,034 St., neu an Stelle des

zurückgetretenen Regierungsrat Dr. Stößel). Der sozialdemokratische Kandidat Dr. med. Kraft erhielt 18,423 St.

29. Okt. **Stadt Zürich. Wahlen.** 1. 117 eidgen. Geschworene (sechsjährige Amtsdauer). — 2. **Kreis I.** Mitglied des Großen Stadtrates: Dr. jur. Hans Kern, Gerichtssubstitut (freisinnig, an Stelle des zurückgetretenen Dr. Zuppinger. — 3. **Kreis III.** Mitglieder des Großen Stadtrates: 1. Gottlieb Ammann, Schreiner, und 2. Alfr. Pfister, Administrator des Volksrecht (an Stelle des zurückgetretenen Ed. Heid und des verstorbenen Joh. Kläsi).

3. **Nov.** Zum Direktor der eidg. meteorologischen Zentralanstalt in Zürich (an Stelle des am 14. Aug. 1905 verstorbenen Dr. Billwiller) wählt der Bundesrat den bisherigen Adjunkten, Dr. Julius Maurer, zum Adjunkten am 6. Februar 1906 Dr. Alfred de Quervain von Burgdorf, Assistent im meteorologischen Institut in Straßburg.

5. Nov. Reformationssonntag. Die kirchlichen Liebesgaben für den Kirchenbau in Balstal (Solothurn) belaufen sich im Kanton Zürich auf 24,965 Fr. (Schweiz 65,142 Fr.).

9. Nov. Der Regierungsrat vermerkt die Pfarrwahlen von Jakob Signer, Wildberg, Arnold Deuber, Marthalen (an Stelle von Waldburger, Ragaz) und Th. Goldschmid, Pfäffikon, gewählt 29. Okt. an Stelle von Spitalpfarrer Trautvetter; zum Nachfolger Goldschmids in Dättlikon wird am 19. Nov. gewählt Pfr. Guggenbühl in Obstalden, Glarus.

11. Nov. Der **Große Stadtrat** genehmigt die städtischen Rechnungen pro 1904, welche um 1,445,000 Fr. besser abschließen als das Budget, dank den höhern Erträgnissen der städtischen Werke. — Er genehmigt ein Liegenschaften-Tauschgeschäft mit Hug-Altorfer unter Aufzahlung seitens der Stadt von 101,000 Fr.

12. Nov. Hausen a. A. Einweihung des renovierten Kirchturms und neuen Geläutes.

15. Nov. Die **Kirchensynode** beschließt, an den Kantonsrat eine Eingabe zu richten mit dem Antrag, in den Gesetzesentwurf betr. Wahlen und Abstimmungen (s. 27. Juli 1905) das passive Wahlrecht der Frauen auch für kirchliche Behörden aufzunehmen. — Ferner wird der Kirchenrat eingeladen, die Frage der Einführung des Stimmrechts der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten zu prüfen und darüber zu geeigneter Zeit Bericht und Antrag einzubringen.

19. Nov. In Zürich konstituiert sich der Schweizerische Verband der Staats- und Gemeindeangestellten (s. 3. Sept. 1905).

20. Nov. **Winterthur.** Der Große Stadtrat beschließt die bauliche Erweiterung der Metallarbeiterschule (von der Gemeinde am 17. Dez. genehmigt).

20. 21. Nov. **Kantonsrat.** Zweite Lesung des Gesetzes betr. **Jagd- und Vogelschutz** mit Einführung des Revierſystems (Annahme mit 145 gegen 27 St.), und des Gesetzes betr. das **Lehrlingswesen** (Annahme mit 144 gegen 3 St. bei 20 Enthaltungen).

25. Nov. **Großer Stadtrat.** Die bürgerliche Abteilung beschließt grundsätzlich die Dezentraliſation der Waisenpflege und (mit 51 gegen 7 St.) den Bau von vorläufig zwei kleinern Anſtalten auf Stadtgebiet (die Minderheit stimmte für Verlegung aufs Land). Überdies wird der Stadtrat eingeladen, zu prüfen, wie sich die Familienverforgung der Waisen weiter ausbilden lasse.

26. Nov. Die Kirchgemeinde Fraumünſter genehmigt die Pläne und Kostenvoranschläge für die Reſtauration des Kirchengebäudes.

30. Nov. **Winterthur.** Die Maschinenfabrik Gebr. Sulzer und die Lokomotivfabrik kündigen auf 1. April 1906 die Einführung des freien Samstag Nachmittag an, wodurch die wöchentliche Arbeitszeit ohne Lohnreduktion auf 57 Stunden reduziert wird.

1. Dez. **Stadt Zürich.** Die Zählung der leerſtehenden Wohnungen ergibt deren noch 97 (unter ca. 38,000 Wohnungen = 0,3 %). Die frühern Zählungen ergaben 1904: 443; 1903: 1658.

2. Dez. Der **Große Stadtrat** bewilligt 220,000 Fr. für den Ankauf der Liegenschaft „Brauerei Drahtſchmidli“, und 15,000 Fr. für einen neuen Notsteg der Straßenbahn bei der Zollbrücke. — Wahl von 637 kantonalen Geschworenen.

3. Dez. Vortrag von „General“ Booth über die Heilsarmee in der Tonhalle.

3. Dez. **Stadt Zürich. Gemeindeabſtimmung. Annahme** der Vorlagen (s. 21. Okt.) betr.: 1. Rückkauf der **Zentralen Zürichbergbahn** mit 14,014 Ja gegen 4384 Nein. 2. Bau des **Tram** in der **Leonhardſtraße** mit 9145 Ja gegen 8970 Nein (vom I. und III. Kreis verworfen). Stimmberechtigte 31,350; Votanten 19,346. — **Bezirk Zürich.** Wahl von 2 Bezirksſchulpflegern: 1. Architekt Jakob Kehrer, und 2. Journaliſt Joh. Sigg (an Stelle des verſtorbenen Architekt Müller-Scheer und des zurückgetretenen Guſtav Bethge).

7. Dez. Eine Volksversammlung im Velodrom wegen des Milchaufschlags von 20 auf 22 Rappen erklärt die genossenschaftliche Milchversorgung der Stadt Zürich als dringliche Maßregel und beauftragt den Vorstand der Arbeiterunion mit den Vorarbeiten.

8. Dez. Bei Prüfung des Geschäftsberichts beauftragt der **Große Stadtrat** den Stadtrat, zu versuchen, vom Kanton und Bund Beiträge für die Arbeitslosenunterstützung erhältlich zu machen, und die Errichtung einer Rettungsanstalt für Mädchen (event. gemeinsam mit dem Kanton) zu prüfen.

9. Dez. Konstituierung des **„Arbeitgeberverbandes Schweizerischer Maschinen-Industrieller"** zum Zweck der einheitlichen Behandlung und Erledigung von Fragen, die sich auf das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern beziehen. Präsident: P. E. Huber-Werdmüller, Zürich. Am 14. Jan. 1906 Konstituierung eines allgem. schweiz. Arbeitgeberverbandes (Präsident Wiederkehr, Zürich V).

10. Dez. Die zürcherischen Demokraten beschließen am Ustertag die Veranstaltung einer eidgenössischen Volksinitiative für einen Verfassungsartikel betr. die Ausnützung der Wasserkräfte. Annahme des Initiativ-Entwurfs durch eine eidgen. Volksversammlung in Zürich am 25. Febr. 1906. Die Initiative ergibt 95,290 Unterschriften, wovon 35,152 aus dem Kanton Zürich.

11. 12. Dez. Der **Kantonsrat** beschließt unter Namensaufruf mit 124 gegen 68 St., es sei auf das Begehren der Gemeinde **Wülflingen** betr. Vereinigung mit der Stadt Winterthur, eventuell Gewährung eines außerordentlichen Staatsbeitrages von 5000 Fr. zurzeit nicht einzutreten; der Regierungsrat wird jedoch eingeladen, zu prüfen, ob und unter welchen Umständen Staatsbeiträge an notleidende Gemeinden verabfolgt werden können, und ob nicht ein gesetzlicher Steuerausgleich zwischen den industriellen Zentren und ihren Vororten herbeizuführen sei. (Mit diesem Beschluß fällt auch der Beitrag von Winterthur von 2500 Fr. — s. 10. April 1905 — wieder dahin.)

14. Dez. Die Vereinigte Bundesversammlung wählt zum Bundespräsidenten für 1906 Dr. Ludwig Forrer von Bäretswil und Winterthur (der 6. zürcherische Bundespräsident).

14. Dez. Konstituierung der Genossenschaft „Urania" in Zürich behufs Erwerbung und Betrieb des Geschäftshauses „Urania", verbunden mit dem öffentlichen astronomischen Observatorium.

15. Dez. Konstituierung des Organisationskomitees für das eidgenössische Schützenfest in Zürich 1907.

16. Dez. Der **Große Stadtrat** bewilligt 130,000 Fr. für Straßen- und Dohlenbauten im Dolderquartier. — Bei der Geschäftsberichtsprüfung werden die sozialdemokratischen Motionen betr. Prüfung der unentgeltlichen Geburtshilfe, Errichtung eines Wöchnerinnenheims und Vermehrung der Badegelegenheiten für Sommer und Winter erheblich erklärt.

17. Dez. Der Wahlkreis Stadel wählt zum Kantonsrat (an Stelle des verstorbenen Hauser) Gemeindepräsident Meier in Neerach.

17. Dez. Stäfa. Die Einwohnergemeinde beschließt den Ankauf des dortigen Elektrizitätswerkes.

25./26. Dez. Leichtes Erdbeben in Zürich und der übrigen Ostschweiz.

26. Dez. **Kantonsrat.** Im Anschluß an die Staatsrechnungsprüfung wird der Regierungsrat eingeladen, zu prüfen, ob nicht eine staatliche selbständige Unfallversicherung für sämtliche staatlichen Angestellten und Arbeiter zu errichten sei.

30. Dez. Der **Regierungsrat** teilt der **schwyzerischen Regierung** mit, daß er infolge der Ablehnung seiner Verständigungsversuche durch die schwyzerischen Behörden auf die weitere Verfolgung der **Etzelwerk-Angelegenheit** verzichte. Auf ein im März 1906 eingereichtes Begehren der Maschinenfabrik Örlikon, die pro 1. August 1904 in Aussicht gestellte Konzession für das Etzelwerk nunmehr zu erteilen, tritt der Regierungsrat nicht ein, da dieser Konzessionserteilung doch wieder neue Verhandlungen mit Schwyz vorausgehen müßten, die vorderhand keinen Zweck hätten. Die Sache könne erst wieder erwogen werden, wenn von Schwyz oder vom Bundesrat ein Vorschlag hiefür ausgehe.

30. Dez. Zum außerordentlichen Professor der medizinischen Fakultät und Vorsteher der bakteriologischen Abteilung des Hygieinischen Instituts an der Hochschule wählt der Regierungsrat Dr. W. Silberschmidt von Chaux-de-fonds.

6. **Jan.** Eine Arbeiterversammlung der Baugewerbe im Velodrom beschließt, es seien Unterhandlungen einzuleiten mit den Vertretern des Unternehmertums über Einführung des Neunstundentages mit einem Lohnansatz, der wenigstens dem bisherigen Sommertagesverdienst entspricht. Besprechung zwischen der Arbeiterunion und der Meisterschaft am 2. Febr. Vor Beendigung der Verhandlungen erläßt am 5. Febr. die Arbeiterunion einen Aufruf an die schweiz. Bauarbeitergewerk-

schaften, mit Streiks an andern Orten zurückzuhalten, bis der aussichtsreiche Kampf in Zürich beendet sei. Abbruch der Verhandlungen zwischen dem Gewerbeverband und der Arbeiterunion am 13. Febr. Der Streik beginnt am 14. Febr. bei den Gypsern, am 19. März bei den Parkettlegern.

6. Jan. Heftiges Gewitter mit Blitzschlägen über Zürich und der Seegegend.

6. Jan. **Großer Stadtrat.** Kredit von 77,000 Fr. für Erstellung der Rotbuchstraße (Kreis IV). — Außerordentlicher Beitrag von 25,000 Fr. an die Freiwillige und Einwohner-Armenpflege (städtischer Beitrag total bis jetzt 125,000 Fr.). — Kredit von 30,000 Fr. für Ausbau der Bäckerstraße (Kreis III). — Beschlußfassung über die Tilgung der zu amortisierenden Verwendungen der städtischen Straßenbahn nach Abzug eines Beitrags in den Pensionsfond. — Kredit von 336,000 Fr. für Korrektion der Röschibachstraße, Kreis IV (Gemeindeabstimmung 22. April). — Das Traktandum „Lehrerbesoldungen" wird abgesetzt, da fünf Lehrer den Prozeßweg gegen die Stadt ergriffen haben (s. 9. März).

7. Jan. Wahlkreis Stäfa-Hombrechtikon. Kantonsratsersatzwahl an Stelle des verstorbenen Dändliker: Gewählt Präsident Walder, Hombrechtikon.

13. Jan. **Großer Stadtrat.** Die Sitzung muß bald nach Beginn abgebrochen werden, da die liberale und nachher auch die demokratische Fraktion wegen eines persönlichen Ausfalls von sozialistischer Seite auf Frey-Nägeli den Saal verlassen.

15. 16. Jan. **Kantonsrat.** Bureauwahlen: Präsident: Oberrichter Hauser (L.), Vizepräsidenten: Stadtschreiber Müller, Winterthur (D.) und Nationalrat Amsler, Meilen (L.). Sekretäre: Staatsschreiber Huber (D.), Dr. Bindschädler (L.), Wolfensberger (S.) und alt Pfr. Koller (L., neu an Stelle des zurückgetretenen Wehrlin). Stimmenzähler: Ochsner (D.), Albrecht (L.), Studer (S.), Hörni (D.), Welti (L.), Schmid, Richterswil (L.), Dünki, (D.), Hauser, Rifferswil (L., neu an Stelle des zurückgetretenen Studler). Das Bureau besteht aus 8 Liberalen, 5 Demokraten und 2 Sozialdemokraten. — Rechenschaftsbericht des Regierungsrates: Auf Antrag Sigg wird beschlossen, einem nächsten Rechenschaftsbericht eine Zusammenstellung der in zürcherischen Fabriken bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen einzufügen. — Auf Antrag Wirz wird der Regierungsrat eingeladen, zu prüfen,

ob nicht ein Gesetz zum Schutz des Ladenpersonals zu erlassen sei; am 29. Jan. auf Antrag von H. Kern: „ob nicht eine ständige Kommission von Fachmännern für die Behandlung aller wichtigen Baufragen der Baudirektion anzugliedern wäre."

16. Jan. Nach dem Scheitern des Referendums gegen die **Nationalbank** wird vom Bundesrat das Gesetz sofort in Kraft erklärt. Zürich wird dadurch gemäß Art. 3 des Gesetzes Sitz des Direktoriums (Bern Sitz der Administration). Es hat einen geeigneten Bauplatz unentgeltlich zur Verfügung zu stellen oder einen entsprechenden Geldbeitrag zu zahlen. Am Grundkapital der Nationalbank beteiligt sich der Kt. Zürich mit 2,600,000 Fr., die Zürcher Kantonalbank mit 1,225,000 Fr. (vom Kantonsrat im Betrage von zusammen 3,825,500 Fr. bewilligt am 12. März). Private im Kt. Zürich zeichnen 5,265,000 Fr.; Zürich ist der größte Anteilhaber an der Nationalbank. Vizepräsident des Bankrates wird am 17. Juli Ständerat Dr. Paul Usteri. Der I. Direktor (Präsident), der III. Direktor, sowie der Generalsekretär haben ihren Sitz in Zürich.

20. Jan. Hochschule. Zum Rektor wird gewählt Prof. Hitzig-Steiner; am 22. Jan. Fackelzug zu Ehren von Prof. Hitzig jun., welcher einen Ruf nach Breslau abgelehnt hat.

20. Jan. Der **Große Stadtrat** genehmigt nachträglich Pläne und Kostenvoranschläge im Betrage von 861,700 Fr. für Erweiterungsbauten im Gaswerk Schlieren (wofür der Kredit von der Gemeinde schon bewilligt ist). — Er beschließt Wiedereinführung des Zweiklassensystems an der Primarschule (Kl. I—VI; Referendum mit 5483 Unterschriften; Ablehnung in der Gemeindeabstimmung am 13. Mai). — Ferner werden bewilligt 25 neue Primar- und 6 Sekundarlehrstellen. — Kauf eines Hauses am Hainerweg, Kr. V, für 148,000 Fr. zu Schulzwecken.

21. Jan. „Roter Sonntag"; Umzug und Versammlungen der Arbeiterunion zur Feier des Beginns der russischen Revolution am 22. Jan. 1905.

23. Jan. **Wasserwerk Rheinau.** Konferenz zwischen Vertretern von Winterthur, der Aluminiumgesellschaft Neuhausen, der Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co. in Nürnberg und Berlin, den Regierungsräten Bleuler und Kern und der Anstaltskommission Rheinau zur Einigung über die Konzessionsbedingungen. Die Einigung wird abgeschlossen am 21. April/

12. Mai. Vom Grhz. Badiſchen Staatsminiſterium wird im Februar die Erklärung abgegeben, daß ſie die neuen Entwürfe für die Konzeſſion des Elektrizitätswerks Rheinau in techniſcher Beziehung als den im Winterthurer Protokoll vom 26./28. Okt. 1904 aufgeſtellten Forderungen in der Hauptſache entſprechend und als Grundlage für das weitere Genehmigungsverfahren anerkenne. Am 17. Mai genehmigt der Regierungsrat die oben erwähnte Einigung in Rheinau. Das Grhz. Badiſche Miniſterium des Äußern erklärt am 10. Juli dem Bundesrat, daß die badiſche Regierung den vorläufig getroffenen Vereinbarungen gemäß Protokoll vom 23. Juni 1896 und neuen Protokollen von 1906 die Genehmigung erteilt habe.

25. Jan. Der Regierungsrat bewilligt den Bau einer elektriſchen Schmalſpurbahn von Schwamendingen über Dübendorf, Fällanden und Maur nach Üſſikon und einer ſolchen von Uſter über Wermetswil nach Pfäffikon (Konzeſſionserteilungen: Nationalrat 30. März, Ständerat 28. März). — Der Regierungsrat erläßt eine Verordnung betr. die gewerbsmäßige Stellenvermittlung.

27. Jan. **Großer Stadtrat.** Bei der Budgetberatung wird die Herabſetzung der Liegenſchaftenſteuer abgelehnt. Geſchäftsberichtsberatung 3. Febr.

28. Jan. In einer Volksverſammlung zu Marthalen wird von Rednern aus Zürich die Konſtituierung einer kantonalen jungdemokratiſchen Partei proklamiert. Weitere jungdemokratiſche Bezirksverſammlungen am 11. Febr. in Regensdorf, am 18. Febr. in Oberweningen.

29. Jan. Der **Bürgerverband Zürich** (vgl. 18. April 1905), welcher zurzeit 1836 Mitglieder zählt, beſchließt, an die ſtädtiſchen Behörden zwei Eingaben zu richten, betr. 1. rechtzeitige Veröffentlichung der Bürgerrechtsgeſuche zur Ermöglichung von Einſprachen; 2. Trennung der Bürgergemeinde von der politiſchen Gemeinde (vom Großen Stadtrat am 17. Febr. an den Stadtrat gewieſen); ferner wird beſchloſſen, eine **kantonale Initiative** zu ergreifen behufs **Ergänzung des Strafgeſetzes** zum Zwecke der wirkſamern Beſtrafung von Aufreizungen zu Verbrechen, **Streikgewalttätigkeiten** ꝛc. — In einer Reſolution proteſtiert der Bürgerverband gegen die behördliche Zurückſetzung der Wünſche aus bürgerlichen Kreiſen und die „augenſcheinliche Begünſtigung der Poſtulate von ſozialiſtiſcher Seite“.

30. Jan. Der **Kantonsrat** lehnt in der Budgetberatung einen Antrag Wirz auf Verweigerung der Besoldungserhöhung für die Bezirksanwälte in Zürich ab, und genehmigt die Anträge der Kommission betr. die Rechnungsweise bei Eisenbahnkonzessionen, Flußkorrektionen und Neubautenkonto. Es wird ferner die Anstellung einer der Volkswirtschaft zugeteilten Sekretärin für den Vollzug des Arbeiterinnenschutzgesetzes angenommen. (Der Regierungsrat wählt als solche am 8. März Frl. Sophie Albrecht in Zürich V.) — 3000 Fr. werden für Beiträge bei Veröffentlichung von Steuerregistern durch Gemeinden bewilligt.

7. **Febr.** Goldbach. Einweihung des Neubaues der Keller'schen Anstalt für schwachsinnige Mädchen (bisher in Hottingen).

8. Febr. Der **Regierungsrat** genehmigt das Rücktrittsgesuch von Seminardirektor Utzinger in Küsnacht und wählt am 19. März zu seinem Nachfolger Dr. Edwin Zollinger, Rektor der Mädchensekundarschulen in Basel.

8. Febr. Der **Stadtrat** beschließt die Entlassung des Polizeikommissärs B. zur Sanierung der gespannten Verhältnisse im Polizeikorps.

8. Febr. Die Strafkammer des **Obergerichts** bestätigt das Urteil des Bezirksgerichts Horgen gegen die Anarchisten Rütschi, Boßhardt, Christinger, Keller und Berger vom 23. Dez. 1905 wegen ihrer Ausschreitungen gegen die Polizei bei der Anarchistenversammlung in Thalwil am 4. Aug. 1905.

11. Febr. Bülach. Eine öffentliche Versammlung beschließt Übernahme der kantonalen landwirtschaftlichen und Vieh-Ausstellung 1907.

11. Febr. Sekundarlehrerwahlen (auf 6 Jahre); in der Stadt Zürich am 25. Febr.

12. Febr. Verhaftung des am 22. Sept. 1905 vom Bundesrat ausgewiesenen Anarchisten Johannes Holzmann (mit dem umgekehrten Vornamen: Senna Hoj, als nom de guerre); am 28. Febr. zu acht Tagen Gefängnis verurteilt und abermals abgeschoben, wird er am 27. April in Fluntern nach heftiger Gegenwehr zum drittenmal verhaftet, am 28. April in der Zelle von Polizeioberleutnant Locher wegen frechen Benehmens körperlich gezüchtigt. Der zufällige Zeuge des Vorfalls, Expolizeikommissär Stephany, und dessen Ehefrau, werden von Locher unter Drohung und Beschimpfung zur Verschwiegenheit aufgefordert. Holzmann wird am 9. Juni vom Bezirksgericht

zu sechs Monaten Gefängnis und 15 Jahren Landesverweisung verurteilt (vom Obergericht am 28. Juni bestätigt), Oberleutnant Locher am 25. Aug. vom Bezirksgericht zu 200 Fr. Buße und 400 Fr. Entschädigung an Frau Stephany.

14. Febr. Der **Stadtrat** erläßt eine Verordnung betr. Fristverlängerung in Streikfällen für Unternehmer und Lieferanten der Stadt, falls sich dieselben verpflichten, an das städtische Einigungsamt zu gelangen und dessen Entscheid zu akzeptieren. Eine Einsprache des Gewerbeverbandes gegen diese Verordnung wird vom Stadtrat zurückgewiesen.

Mitte Febr. Der Regierungsrat beauftragt Arch. Prof. Bluntschli mit den Vorstudien für ein Hochschulgebäude.

17. Febr. Der **Große Stadtrat** beschließt die Drucklegung des Steuerregisters und die Errichtung einer Generalvormundschaft für die in der Stadt lebenden vermögenslosen unehelichen Kinder.

18. Febr. Örlikon. Die Kirchgemeinde Örlikon-Schwamendingen beschließt den Bau einer Kirche in Örlikon nach den Plänen von Arch. Afper im Voranschlag von 320,000 Fr. Grundsteinlegung 19. Aug.

18. Febr. Jahresversammlung der kantonalen Offiziersgesellschaft und 30jähriges Jubiläum von Kreisinstruktor Oberst Joh. Isler.

19. 20. Febr. **Kantonsrat.** Nachtragskredite 2. Serie (Debatte über Viehversicherung und Tuberkulose). — Die Wahl der Vertreter des Kantons Zürich in die Behörden der S. B. B. (1 Verwaltungsrat, 4 bezw. 3 Mitglieder der Kreiseisenbahnräte III und IV) wird dem Regierungsrat überlassen, in der Erwartung jedoch, daß dabei die Interessen der gesamten Bevölkerung berücksichtigt werden. (Der Regierungsrat wählt am 3. April zu Vertretern im Kreiseisenbahnrat III die Regierungsräte Nägeli und Kern, Stadtpräsident Pestalozzi und Nationalrat Heß, im Kreiseisenbahnrat IV Regierungsrat Stößel, Nationalrat Hörni und Friedensrichter Werner, Winterthur.) — Zuteilung der Schulgemeinde Dättwil an Großandelfingen und Bewilligung eines Staatsbeitrags von 2000 Fr. an letzteres.

21. 22. Febr. Ein Bazar für das Evang. Seminar Zürich ergibt 48,000 Fr.

22. Febr. Kollaudation des Automobilbetriebs Winterthur-Neftenbach.

22. Febr. Der **Regierungsrat** erhebt beim Bundesgericht Klage betr. folgende Rechtsfrage gegenüber dem **Kanton Schaffhausen:** „Steht nicht dem Kanton Zürich auf der Strecke des **Rheins** von der Gemeindegrenze Flaach-Berg an abwärts bis Eglisau, soweit rechtsseitig schaffhauserisches Gebiet anstößt, das Hoheitsrecht über den gesamten Rhein zu?“ Es mußte der Prozeßweg beschritten werden, nachdem die Einigungskonferenzen vom 22. Juni 1903, 20. Aug. 1904 und 21. März 1905 ergebnislos verlaufen waren.

24. Febr. **Großer Stadtrat.** Die bürgerliche Abteilung genehmigt das Abkommen mit dem Staat über die Ablösung der Rechte der Bürgergemeinde auf einige Plätze in der 1894 nach Wülflingen verlegten ehemaligen Armenanstalt zur Spannweid um 90,000 Fr. Zustimmung des Kantonsrates am 27. Aug. 1906.

24. Febr. **Winterthur.** Gründung eines Evang. sozialen Arbeitervereins mit ca. 100 Mitgliedern. Präsident Fröhlich-Frickart, Elektrotechniker.

25. Febr. Hirzel. Zum Pfarrer an Stelle des in die Anstalt Beuggen berufenen Herrn Wiser wird gewählt Traugott Hauser von Trasadingen (Schaffhausen).

27. Febr. Hochschule. In der chirurgischen Klinik wird das 25jährige Jubiläum von Prof. Dr. Krönlein gefeiert.

1. **März.** In Zürich erscheint eine „Gelbe Arbeiterzeitung“ als Organ der freien, nicht sozialdemokratischen Arbeiterschaft zu Stadt und Land, mit der Devise: „Durch Erwerbung von Eigentum und Besitz zu wahrer Freiheit und Selbständigkeit der Arbeiter! Durch Eintracht zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu vereinter, für jeden fruchtbringender Arbeit!“ Das Blatt stellt das Programm der in Frankreich seit fünf Jahren bestehenden „Gelben Arbeiterpartei“ als vorbildlich für eine in der Schweiz zu schaffende, gleichartige Parteiorganisation auf. Redaktion: R. v. Veldegg.

7. März. **Winterthur.** Die Kirchenpflege erteilt Pfr. v. Greyerz zu Studienzwecken einen Urlaub vom 25. April 1906 bis 25. April 1907.

9. März. Vom Bezirksgericht Zürich, IV. Sektion, wird die **Stadt Zürich** verurteilt, **fünf Lehrern,** welche als Vertreter des städtischen Lehrervereins den Prozeß anstrengten, die durch das Gesetz vom 27. Nov. 1904 festgesetzte staatliche Mehrbesoldung auszuzahlen, den Klägern eine Prozeßentschädigung

von 500 Fr. zu bezahlen und eine Staatsgebühr von 200 Fr. zu entrichten. Der Stadtrat Zürich als Beklagter hatte die Ansicht vertreten, daß vor Ausrichtung der erhöhten Staatszulagen zuerst der Art. 164 der Gemeindeordnung revidiert werden müßte, weil derselbe eine Gesamtbesoldung mit Inbegriff der Staatszulagen in bestimmten Ziffern festgesetzt; bis zur Vornahme dieser Revision sollten den Lehrern die betr. Beträge sichergestellt und alsdann nachbezahlt werden. Die Stadt gewinnt den Prozeß am 19. Juni vor Obergericht, am 29. Okt. vor Kassations-, am 29. Sept. vor Bundesgericht. — Die Bezirksschulpflege erhöht am 21. März die Entschädigung der städt. Lehrer für Wohnung, Holz und Land von 1200 auf 1300 Fr. und ersucht den Regierungsrat um Aufhebung des „ungesetzlichen" Art. 164 der städtischen Gemeindeordnung.

10. März. Der **Große Stadtrat** genehmigt die detaillierten Pläne und Kostenvoranschläge für die Erweiterungsbauten im Gaswerk Schlieren in der Bauperiode 1906/07: Kredit 2,344,700 Fr., von der Gemeinde bereits bewilligt am 29. Jan. 1903 im Betrage von 2,750,000 Fr. — Der Stadtrat wird ermächtigt zur Errichtung eines städtischen Wohnungsnachweises; es wird ihm hiefür ein Kredit von 8500 Fr. pro 1906 eröffnet und der Auftrag erteilt, mit der Buchdruckerei Berichthaus über die Erstellung und Gestaltung eines amtlichen „Wohnungsanzeigers" Unterhandlungen zu führen und Anträge zu stellen. (Das Abkommen mit dem Berichthaus wird am 14. Juli genehmigt; der offizielle städtische „Wohnungsanzeiger" erscheint erstmals im „Tagblatt" am 1. Sept.).

12. März. Der **Kantonsrat** beschließt die Schaffung eines Inspektorates für die Notariats- und Konkursämter (zwei Beamte). — Er genehmigt die Vorlage, wonach für den Bezirk Zürich zehn Bezirksanwälte (statt fünf), für den Bezirk Winterthur zwei (statt einer) und für den Bezirk Horgen neu ein Bezirksanwalt eingesetzt werden sollen.

15. März. **Stadtrat.** Die **Gemeinderechnung** für 1905 schließt im ordentlichen Verkehr bei 14,825,776 Fr. Einnahmen und 14,818,860 Fr. Ausgaben mit einem Vorschlage von 6916 Fr. gegenüber den veranschlagten Einnahmen von 13,257,705 Fr. und Ausgaben von 13,494,654 Fr. Die Rechnung stellt sich mit Einschluß der 352,350 Fr. betragenden Nachtrags- und Spezialkredite um 596,215 Fr. günstiger als nach dem Voranschlage. Im außerordentlichen Verkehre hat sich statt des vorgesehenen Vorschlages

von 721,150 Fr. mit Berücksichtigung der Nachtrags- und Spezialkredite ein Vorschlag von 920,889 Fr. ergeben.

16. März. **Polytechnikum.** Eine Botschaft des Bundesrates beantragt für die Zwecke des Polytechnikums die Erwerbung der Wirtschaft zum „Tivoli" und zweier Liegenschaften des Polygr. Instituts und des Herrn W. Immler an der Clausiusstraße zum Preise von zusammen 401,500 Fr. (Ständerat 29. März, Nationalrat 30. März bewilligt.)

Durch eine weitere Botschaft vom 19. März wird den Räten ein definitiver **Aussonderungsvertrag mit dem Kanton Zürich** betr. das Polytechnikum vorgelegt, welcher am 28. Dez. 1905 zwischen Vertretern des Bundesrates, der Regierung des Kantons Zürich und der Stadt Zürich abgeschlossen worden ist. Es werden vom Kt. Zürich der Eidgenossenschaft abgetreten Grund und Boden der Polytechnikumsgebäude, sowie diese selbst, teilweise unentgeltlich, z. T. gegen eine Entschädigung von 1,763,863 Fr. Für Ablösung der Unterhaltungspflichten des Kt. Zürich bezahlt dagegen dieser der Eidgenossenschaft eine Summe von 570,000 Fr. Weitere Vertragsbestimmungen beziehen sich auf den botanischen Garten und die Ausscheidung der Sammlungen im Polytechnikum (u. a. bezahlt der Bund dem Kanton Zürich an die Erstellung eines Gebäudes für die zoologischen Sammlungen eine Summe von 975,000 Fr.).

17. März. Schlieren. Streik und darauffolgend Aussperrung in der Waggonfabrik; geschlichtet durch Intervention des Regierungsrates.

17. März. Konstituierende Sitzung einer kantonalen zürcherischen Anwaltskammer.

17. März. Der **Große Stadtrat** genehmigt in dringlichem Beschluß die 10jährige Miete (à 27,600 Fr.) eines von Baumeister Weilenmann an der Wengistraße erstellten Gebäudes als „Primarschulhaus" und fordert den Stadtrat auf, die Schulhausbauten an der Aemtlerstraße so zu fördern, daß dieselben im Herbst 1907, spätestens aber Ostern 1909, bezogen werden können.

19. März. **Winterthur.** Der Große Stadtrat genehmigt die neue Dienstordnung der Feuerwehr.

22. März. Der **Regierungsrat** genehmigt die Staatsrechnung pro 1905, welche mit einem Einnahmenüberschuß von 1,438,175 Franken abschließt.

24. März. Der **Große Stadtrat** genehmigt den Bericht der Geschäftsberichtsprüfungskommission über drei Polizeiaffären: Fall Hämig, Fall Morlock und Kontrollrundgänge der Polizisten. Er genehmigt einstimmig die Motion Sigg, durch welche der Stadtrat eingeladen wird zu prüfen, ob und auf welche Weise die Gemeinde sowohl im allgemeinen als auch im besondern bei Abtretung eigenen Grundbesitzes an Private sich dauernd einen Anteil an dem Wertzuwachs aus Grund und Boden sichern könnte.

25. März. Konstituierung eines Vereins zürcherischer Notariatsgehilfen. Derselbe ergreift am 10. April die **Initiative** für ein Gesetz betr. Besoldung der Notare und Notariatsgehülfen. (Die Initiative wird mit 10,712 Unterschriften am 20. Aug. vom Kantonsrat an den Regierungsrat gewiesen.)

31. März. **Winterthur.** 100jähriges Jubiläum der Winterthurer Offiziersgesellschaft.

1. **April. Erneuerungswahl der Bezirksbehörden:** Statthalter, Bezirksrat, Bezirksgericht, Bezirksschulpflegen (letztere im Bezirk Zürich am 22. April). Im **Bezirk Zürich** wird Statthalter Müller mit 8476 St. bestätigt (Stimmberechtigte 38,272). Als **Bezirksrichter** (25 Mitglieder) werden die bisherigen bestätigt mit Ausnahme des zurückgetretenen Hanhart; an seiner Stelle wird neu gewählt der Sozialdemokrat Buchhalter Joh. Heußer (portiert von Demokraten und Sozialdemokraten) mit 7494 St., gegen Substitut Dr. jur. Hans Kern (portiert von Freisinnigen und Bürgerverband), der mit 6233 St. das absolute Mehr (4625) überschreitet, aber überzählig ist. Als Präsident des Bezirksgerichts wird bestätigt Präsident Jakob Hotz in Seebach mit 9107 St. Als **Bezirksräte** werden bestätigt Sennhauser, Großmann, Kuhn, und neu gewählt an Stelle des zurückgetretenen Zuppinger-Spitzer Baumeister Öchsli (L.) mit 7693 St. gegen Gemeinderat Leupp, Örlikon (S.), welcher 4782 St. erhält. Ersatzmänner: Welti-Hausheer und Kleinert (bisherige). Im Bezirk Dielsdorf siegt der bisherige Gerichtspräsident Schüepp mit 1626 St. über den Gegenkandidaten Adv. Meier in Rümlang; der liberale Bezirksrichter Kunz wird nicht mehr gewählt und der liberale Albrecht ist überzählig, neu an ihrer Stelle gewählt: Suter, Dielsdorf, und Widmer, Steinmaur. Der Bezirk Meilen erhält nach heftigem Kampf

einen neuen Statthalter in der Person des Gemeindepräsidenten Schlatter in Meilen. Im Bezirk Winterthur siegt die bürgerliche Liste.

1. April. Konstituierende Versammlung der „Christlich-sozialen Volkspartei" des Kantons Zürich (Präsident: Baumberger, Neue Zürcher Nachrichten, s. 16. April 1905). Die Partei nennt sich „interkonfessionell" und ist unabhängig von dem am 14. Mai 1905 konstituierten kantonalen Verband des „Schweiz. katholischen Volksvereins".

2. April. **Winterthur.** Der Große Stadtrat beschließt mit 25 gegen 12 St. die Drucklegung des Steuerregisters.

3. April. Der **Regierungsrat** faßt auf eine Eingabe der Bauunternehmer an den Kantonsschulbauten folgenden Beschluß: „Ob Streiks als außerordentliche Umstände, welche nicht vorausgesehen werden konnten (Art. 364 des O.-R.) anzuerkennen sind, ist Sache der Entscheidung der Gerichte im Einzelfalle, wenn nicht zwischen dem Regierungsrat und dem Unternehmer eine Einigung erzielt werden konnte. Der Regierungsrat wird, wenn er darüber zu entscheiden hat, ob die Konventionalstrafe zu erlassen oder zu reduzieren, bezw. ob Fristverlängerung zu gewähren sei, die in Betracht fallenden Verhältnisse in gebührendem Maße berücksichtigen und speziell die Frage prüfen, ob der Unternehmer nicht den Streik verhüten konnte oder ob er zur Verhütung desselben getan hat, was ihm billigerweise zugemutet werden konnte."

3. April. Jubiläums- und Abschiedsfeier zu Ehren des nach 40jähriger Wirksamkeit zurücktretenden Kapellmeisters Dr. Fr. Hegar; eine öffentliche Sammlung für den Hegarfond (zugunsten der Witwen und Waisen von Mitgliedern des Tonhalleorchesters) ergibt 28,009 Fr. 30 Rp.

5. April. Der **Regierungsrat** genehmigt den Rücktritt von Prof. Schär, Handelslehrer an der Universität, und wählt zu seinem Nachfolger Prof. Dr. Gottlieb Bachmann an der Kantonsschule, zum Lehrer des Deutschen am Gymnasium Dr. Ad. Vögtlin.

5. April. Der kantonale Wirteverein beschließt die Anbahnung einer Revision des Wirtschaftsgesetzes.

7. April. Der **Große Stadtrat** genehmigt den Bericht über den letztjährigen Konflikt im Gaswerk Schlieren (s. 27. Mai 1905) und beschließt mit 52 gegen 39 St. Eintreten auf die Schlußfolgerungen der Kommissionsmehrheit, welche der Be-

triebsleitung volle Satisfaktion gewähren, strenge Aufrechthaltung der Disziplin und Unterdrückung aller Streikversuche verlangen. — Die bürgerliche Abteilung schenkt das Bürgerrecht den Herren Prof. Hermann und Ferdinand Hitzig.

9. April. **Winterthur.** Der Große Stadtrat beschließt den Neubau eines Sekundarschulhauses ohne Präjudiz für die Frage des Platzes oder der Geschlechtertrennung.

Mitte April. Für die Pastoration der positiven Minderheit des Kreises IV beruft das Komitee der Evang. Gesellschaft Paul Geyser, Pfarrer zu Waldstatt, Appenzell, früher Redaktor des „Basler Anzeiger". Einführung in das Amt am 27. Mai 1906.

21. April. Der **Große Stadtrat** genehmigt die Verordnung für die Errichtung eines **Einigungsamtes** mit Schiedsgerichts-Kompetenzen bei Arbeitseinstellungen und Aussperrungen.

22. April. **Winterthur.** Eine öffentliche Versammlung beauftragt ein siebengliedriges Komitee von Vertretern des Evang. sozialen Arbeitervereins und des Katholischen Männer- und Arbeitervereins mit den Vorarbeiten für die Gründung einer christlich-sozialen Partei in Winterthur. Konstituiert am 21. Okt.

22. April. **Kantonale Abstimmung und Wahlen.**

I. **Abstimmung** über das Jagdgesetz (Reviersyst.) Lehrlingsgesetz

	Stimmberechtigte	Votanten	Ja	Nein	Ja	Nein
Kant.	100,545	71,933	26,025	**40,534**	**37,629**	28,110
			(verworfen)		**(angenommen)**	
Stadt	31,686	17,826	9,228	7,058	14,155	2,216

II. **Erneuerungswahl** der **Bezirksanwälte** in den Bezirken Zürich, Winterthur und Horgen (s. Kantonsrat, 12. März) und der Bezirksschulpflege Zürich. Im **Bezirk Zürich** werden die bisherigen 5 ordentlichen und 5 der bisherigen außerordentlichen Bezirksanwälte gewählt mit 8054 bis 8393 St.; der ebenfalls mit 5475 St. gewählte Soz. Joh. Sigg ist überzählig. — In der Bezirksschulpflege Zürich werden den Sozialdemokraten 6 von 29 Mandaten überlassen. — Im **Bezirk Winterthur** wird Bezirksanwalt Dr. Zürcher bestätigt und als zweiter neu gewählt Substitut Dr. Leuthold mit 5052 St. (der Soz. Bezirksrichter Schuler erhält 4250 St.). — An die neue Bezirksanwaltsstelle in Horgen wird gewählt Adjunkt Wipf in Horgen.

III. **Kantonsrats-Ersatzwahl** in Winterthur an Stelle des verstorbenen Kunz-Bär. Unbestritten gewählt Friedensrichter Werner (S.).

IV. **Gemeindeabstimmung Zürich.** Der Kredit von 336,000 Fr. für die Korrektion der Röschibachstraße wird mit 10,275 Ja gegen 3861 Nein bei 2704 leeren Stimmzetteln bewilligt. (Stimmberechtigte 31,686).

23. April. Sechseläuten. Der historische Umzug („Zürich im letzten Jahrhundert") wird auf den 29. April verschoben und alsdann gänzlich verregnet.

26. April. Der **Regierungsrat** wählt zu seinem **Präsidenten** für das Amtsjahr 1. Mai 1906—1907 Dr. Stößel, zum Vizepräsidenten Kern.

28. April. Hochschule. Dies academicus. Vortrag von Rektor Hitzig-Steiner über „Cato Censorius als Landwirt". Ehrendoktoren: von der staatswissenschaftlichen Fakultät: Prof. Renault, Paris, Roguin, Lausanne; von der veterinär-medizinischen Fakultät: Nationalrat Knüsel, Luzern, Direktor Siegmund, Basel.

28. April. Der **Große Stadtrat** genehmigt das Projekt eines **städtischen Elektrizitätswerkes an der Albula** im Kostenvoranschlag von **10,735,000 Fr.** — Er bewilligt 158,500 Fr. zur Ausrichtung von „Teuerungszulagen" an städtische Arbeiter und Angestellte mit nicht mehr als 2400 Fr. Jahreseinkommen. Ein Kredit von 80,000 Fr. für Schulbaracken in den Kreisen II und IV wird mit 41 gegen 37 Stimmen verweigert (am 26. Mai jedoch auf Antrag von Dr. Häberlin in der Höhe von 117,500 Fr. genehmigt). Die von der Rechnungsprüfungskommission beantragte Wiederherstellung der zweiten Stadtbaumeisterstelle wird abgelehnt.

30. April. **Winterthur.** Der Große Stadtrat beschließt mit 19 gegen 9 Stimmen den Bau eines „Kirchgemeindehauses"; die Behörden sind beauftragt zu prüfen, ob und inwieweit der Bau auch für nichtkirchliche Zwecke Verwendung finden soll. Der Antrag auf Bau einer zweiten Stadtkirche statt des Kirchgemeindehauses wird mit 24 gegen 7 St. abgelehnt. Am 14. Mai beschließt der Rat Ankauf der Studerschen Liegenschaft als event. Bauplatz für das Kirchgemeindehaus.

Ende April. Die kirchliche Zentralkommission der Stadt Zürich beantragt den 13 Kirchgemeinden, dem Kantonsrat ein Initiativbegehren einzureichen zur Schaffung einer

Zentralkasse, in welche die wohlhabenderen Kirchgemeinden Beiträge zu Gunsten der weniger gut situierten zu leisten hätten. Abstimmung der Kirchgemeinden Fraumünster, Oberstraß und Wipkingen am 10. Juni, Predigern und Wiedikon am 1. Juli, Fluntern 8. Juli, Unterstraß 15. Juli, Außersihl 12. Aug., Wollishofen 19. Aug., Großmünster 26. Aug., St. Peter 2. Sept., Enge und Neumünster 30. Sept., mit Ausnahme von Neumünster und Wollishofen sämtlich zustimmend.

6. **Mai.** Die Kirchgemeinde Neumünster beschließt den Bau eines Pfarrhauses beim Neumünster im Kostenvoranschlag von 66,000 Fr. — Ein Landankauf zur Freihaltung der Kreuzkirche wird am 27. Mai abgelehnt.

12. Mai. **Großer Stadtrat.** Bureauwahlen: Präsident Dr. Sieber (F.), Vizepräsidenten Seidel (S.) und Dr. A. Keller (D). Annahme der **Kunsthausvorlage** (s. 26. Okt. 1905). Annahme der **Volkshausvorlage:** Dem Komite für ein alkoholfreies Volkshaus in Zürich III wird ein Bauplatz am Helvetiaplatz nebst einem Barbeitrag überlassen, welcher zusammen mit dem Bauplatz einer städtischen Subvention von 250,000 Fr. gleichkommt.

13. Mai. **Stadt Zürich. Gemeindeabstimmung und Wahlen.**

I. Die Wiedereinführung des **Zweiklassensystems** an der Primarschule (s. 20. Jan.) wird mit 4607 Ja gegen 9501 Nein **abgelehnt.** (Stimmberechtigte 31,634, Votanten 15,559.)

II. Bestätigung der **Notare** von Zürich, Enge, Außersihl, Oberstraß, Hottingen, Wiedikon und Riesbach.

III. Ersatzwahl eines Mitgliedes der **Zentralschulpflege im Kreis I** an Stelle des verstorbenen Waisenvater Hofer: Ingenieur Boller-Wolf, mit 823 St. (Stimmberechtigte 4728.)

IV. Ersatzwahl eines Mitgliedes des **Großen Stadtrates** im **Kreis III** an Stelle des zurückgetretenen G. Bethge: resultatlos. (Der offizielle soz. Kandidat, Wirt Heidelberger, erhält 1537, der Kandidat der Eisenbahner ꝛc., Spengler Morant, 1449 St. Stimmberechtigte 12,731. Enthaltung der Bürgerlichen.) — Im zweiten Wahlgang am 10. Juni wird gewählt der neue offizielle Parteikandidat Dr. med. Kurt Wehrlin mit 2284 St. (Stimmberechtigte 12,787, Votanten 5820.)

V. Ersatzwahl eines Mitgliedes des **Großen Stadtrates** im **Kreis V** an Stelle des zum Bezirksrat gewählten Baumeister Oechsli: Dr. jur. Kunz-Ryf (F.) mit 1469 St. (Stimmberechtigte 7037.)

14. Mai. Der **Kantonsrat** beschließt Erwerbung der Stockarschen Liegenschaft zum „Berg" für die Zentralbibliothek; Kredit 280,000 Fr. — Er beschließt Nicht-Eintreten auf die Vorlage betr. Besoldungsverordnungen; Regierungsrat und Obergericht sollen für neue oder veränderte Amtsstellen durch besondere Vorlagen die Bewilligung des Kantonsrates einholen. — Genehmigung der Verwendung der Bundes-Subvention für die Primarschule, worüber der Regierungsrat jährlich im Geschäftsbericht zu referiren hat. — Interpellation Kaufmann über den Fall Locher-Holzmann-Stephany (s. 12. Febr.)

14. Mai. **Winterthur.** Großer Stadtrat; Bureauwahlen. Präsident: Dr. Bertheau, Vizepräsidenten Prof. Weber und Sekundarlehrer Wirz. Auf eine Interpellation Kaufmann hin stellt Bauamtmann Isler eine möglichst baldige Vorlage über Bau von Wohnhäusern für die städtischen Arbeiter in Aussicht.

16. Mai. **Stadtrat.** Fertigstellung des Entwurfs für eine neue Gemeindeordnung.

21. Mai. **Winterthur.** Großer Stadtrat. Durchberatung der Vorlage betr. Reorganisation der höhern Stadtschulen. — Wegen Nichtberücksichtigung einiger Wahlvorschläge geben die soz. Mitglieder verschiedener Kommissionen ihre Demission, welche jedoch vom Großen Stadtrat am 28. Mai zurückgewiesen wird.

22. Mai. Der **Bürgerverband** beschließt, an Regierungsrat und Stadtrat eine Eingabe zu richten gegen das antimilitaristische und anarchistische Treiben und gegen die geplante Errichtung einer Italienerbaracke am Ötenbach.

26. Mai. Der **Große Stadtrat** bewilligt 158,000 Fr. für den Bau der Gießhübelstraße; 200,000 Fr. für ein Wohn- und Magazingebäude des Straßeninspektorats, und genehmigt den Verkauf eines Bauplatzes am Utoquai an Ed. Kleber für einen Hotelbau um 200,000 Fr.

9. **Juni.** Zum Nachfolger des am 12. April verstorbenen Waisenvater Hofer wird Pfarrer Paul Bachofner in Seebach gewählt.

9. Juni. Einweihung der Straßenbahn Örlikon-Schwamendingen.

10. Juni. **Volksabstimmung** und **Wahlen.**

I. Das **eidg. Lebensmittelgesetz** wird vom Schweizervolk mit 245,397 Ja gegen 146,760 Nein **angenommen,** vom

Kanton Zürich mit 38,800 Ja gegen 28,093 Nein (Stimmberechtigte 102,305, Votanten 69,604).

II. Ersatzwahl eines Mitgliedes der **Bezirksschulpflege Zürich** an Stelle des ablehnenden K. Pestalozzi: Dr. Baumann-Näf mit 4281 St. (Stimmberechtigte 38,370, Votanten 17,023).

III. **Städtische Gemeindeabstimmung** über den Kredit von **10,735,000 Fr.** für das **Elektrizitätswerk an der Albula** (s. 28. April). **Annahme** mit 10,882 Ja gegen 7193 Nein (Stimmberechtigte 31,641, Votanten 18,915).

IV. Ersatzwahl für ein Mitglied des **Großen Stadtrates** im **Kreis I** an Stelle des verstorbenen Sekundarlehrer Spörri: Rechtsanwalt Paul Wirz, Führer der Jungdemokraten, mit 869 St. (Stimmberechtigte 4719, Votanten 2296).

15. Juni ff. **Streik** in der Automobilfabrik Arbenz & Co. in **Albisrieden** wegen Entlassung eines den Sabbot propagierenden Arbeiters. Am **27. Juni** Demonstration und Angriffe von Arbeitern aus Altstetten und Zürich auf die Polizei. — Der Regierungsrat beschließt am **2. Juli**, Inf.-Reg. 22 (Bat. 64, 65 und 66, Kommandant Oberstl. Merkli), sowie Dragonerschwadron 17 (Hauptmann Meier) auf Piquet zu stellen; er erläßt gleichzeitig eine Proklamation an die Bevölkerung. Die Piquetstellung wird am 9. Juli wieder aufgehoben. — Am **16. Juli** erfolgt ein Kampf zwischen Bürgern von Albisrieden und Arbeitern, am **17. Juli** ein Tumult an der Badenerstraße; Verhaftung des Arztes Brupbacher. — Der Regierungsrat erläßt am **18. Juli** ein allgemeines Verbot des Streikpostenstehens und beschließt, Ausländer, welche sich an Ruhestörungen beteiligen, ohne weiteres des Landes zu verweisen. Abends Zusammenstöße in Albisrieden und an der Badenerstraße. — Hierauf erläßt am **19. Juli** der Regierungsrat das **Aufgebot** von **Regiment 22** und **Schwadron 17** und die Piquetstellung von Bat. 67. Die eingerückten Dragoner treten noch gleichen Abends in Albisrieden und an der Badenerstraße in Aktion. — Am **21. Juli** (Samstag) wird bei der Kaserne die Arbeiterin Anna Herzig wegen Verteilung der Broschüre „Der Hofhund des Kapitals" an die Soldaten verhaftet, am **22. Juli** werden wegen Verteilung des antimilitaristischen Flugblattes „Die Friedensglocke", verfaßt von Kantonsrat Sigg, verhaftet

Kantonsrat Rieder, ſein Schwager Chriſt und der Monteur Kunz, am 24. Juli Kantonsrat Sigg und Meſſerſchmied Reutimann. — Entlaſſung von Regiment 22 und Schwadron 17 am **26. Juli**; Einrücken von Bat. 67, Piquetſtellung von Schwadron 18. — Entlaſſung von Bat. 67 am **31. Juli**; Aufhebung der Piquetſtellung von Schwadron 18 am 7. Aug. — Der auf Sonntag Vormittag, **5. Aug.**, angeſagte Demonſtrationsumzug der Arbeiterunion wird von der Stadtpolizei verboten. Hierauf erfolgen am **7. Aug.**, abends, 54 ſozialdemokratiſche Verſammlungen, welche ſich ſodann im Velodrom vereinigen und zuletzt einen „Demonſtrationsſpaziergang" durch die Stadt machen; derſelbe wird am 8. Aug. wiederholt. — Da die Arbeiterunion auf Samstag Abend, **11. Aug.**, 5—7 Uhr, einen neuen Demonſtrationsſpaziergang in der Bahnhofſtraße ankündigt, wird derſelbe am Freitag den **10. Aug.** zunächſt von der Stadtpolizei verboten; die Regierung erläßt gleichzeitig das telegraphiſche **Aufgebot** von **Schwadron 18** (welche am 16. Aug. wieder entlaſſen wird). — Der Regierungsrat beſchließt am **13. Aug.** die **Ausweiſung** von 14 Italienern, 3 Öſterreichern und 13 Deutſchen, darunter Redakteur Emil Hauth vom „Volksrecht". — Ferner erläßt er ein allgemeines **Verbot von Maſſendemonſtrationen** gegen Maßnahmen der Behörden und bedroht neuerdings zuwiderhandelnde Ausländer mit ſofortiger Ausweiſung. Weitere Ausweiſungen von Italienern und Deutſchen erfolgen am 18., 20. und 24. Aug. — Das vom Regierungsrat am 8. Aug. an den Bundesrat gerichtete Geſuch, den aufgebotenen Truppen einen Teil des geleiſteten Dienſtes im bevorſtehenden Wiederholungskurs anzurechnen und dem Kanton Zürich den entſprechenden Betrag an den Koſten des Aufgebots zu vergüten, wird vom Bundesrat am 21. Aug. abgelehnt. — Unter dem **18. Aug.** erſtattet der Regierungsrat ſeinen ſchriftlichen Bericht an den Kantonsrat über die Streikunruhen; er beantragt Genehmigung der getroffenen Maßnahmen und Bewilligung des Kredits von 75,500 Fr. für die Koſten des Aufgebotes. Gegen die Regierungsbeſchlüſſe vom 18. Juli und 13. Auguſt betr. Streikpoſten- und Demonſtrationsverbot rekurrieren am 15. Sept. Otto Lang und Dr. Farbſtein aus Bundesgericht.

17. Juni ff. Wiedikon. Tell-Aufführungen.

17. Juni. **Winterthur.** Die **Gemeindeverſammlung** genehmigt die Vorlage über Reorganiſation der höhern Stadtſchulen.

18. Juni. Der **Kantonsrat** beſchließt mit 145 gegen 60 St. Nichteintreten auf die Beſchwerde des Privatdozenten Dr. Goldſtein gegen Regierungsrat Locher. — Wahl der Staatsrechnungskommiſſion (Präſident Dr. Wettſtein), der Geſchäftsberichtskommiſſion (Stadtrat Welti), der Obergerichtsgeſchäftsberichtskommiſſion (Dr. Mouſſon). — Vereinigung der Schulgemeinden Regensdorf, Watt und Adlikon, genehmigt am 20. Aug.

19. Juni. **Winterthur.** Konſtituierung einer Genoſſenſchaft für Ankauf und Erhaltung des Schloſſes Wülflingen.

20. Juni. Vom **Stadtrat** wird der Polizeivorſtand eingeladen, fortan ſchriftenloſen Ausländern nur ausnahmsweiſe und auf beſchränkte Dauer die Niederlaſſung zu bewilligen, ferner die Verhältniſſe der in Zürich wohnenden ſchriftenloſen Ausländer zu prüfen und über die Fortdauer der Niederlaſſungsbewilligung Antrag zu ſtellen.

23. Juni. Der **Bundesrat** beſchließt, den der Bombenfabrikation verdächtigen Schneider Franz Blazek aus Wien vor das Bundesſtrafgericht zu weiſen; Sitzung des letztern in Zürich am 6./7. Nov. Blazek zu 1 Jahr Gefängnis und Landesverweiſung verurteilt.

24. Juni bis 1. Juli. Kantonal-Schützenfeſt in Rüti.

26. Juni. Konſtituierung des kantonalen Verbandes für kirchliche Liebestätigkeit (ſ. 5. Juli 1905).

27. Juni. **Stadtrat.** Wahl der Bauleiter für das Albulawerk. — Das ſtädtiſche **Einigungsamt** wird folgendermaßen konſtituiert: Mitglieder: Oberrichter Dr. Attilio Billeter, Kantonsbaumeiſter K. Fietz, Prof. Dr. Herkner. Vorſitzender: Dr. Billeter. Erſatzmänner: Prof. Dr. A. Egger, alt Bauunternehmer Karl Fiſcher, Nationalrat Alfred Frey. Sekretär: Dr. jur. Großmann.

28. Juni. **Winterthur.** Konſtituierung eines Frauenvereins für Errichtung alkoholfreier Wirtſchaften in Winterthur.

30. Juni. Der **Große Stadtrat** bewilligt 173,000 Fr. für den Neubau der Zollbrücke.

5. **Juli** bis 11. Aug. Ergebnisloſer **Maurerſtreik** um den Neunſtundentag. Am 10. Juli **erſte Sitzung** des neugegründeten **Einigungsamtes,** welches am 11. Juli einen Einigungsvorſchlag veröffentlicht, worauf der Meiſterverband die Verhandlungen abbricht. — Der am 22. Juli in Zürich verſammelte ſchweiz.

Baumeisterverband mißbilligt die Haltung des Einigungsamtes und ermutigt die Meister in ihrem Widerstand.

7. Juli. Der **Große Stadtrat** genehmigt in dringlichem Beschluß das neue 10 Millionen-Anleihen à 4 % zur Konversion des 1896er Anleihens à 3½ % im gleichen Betrag, welches am 30. Nov. 1906 fällig wird. Für die Kosten des Anleihens wird ein Kredit von 38,000 Fr. bewilligt. — Von dem 4 % Anleihen von 12 Millionen aus dem Jahre 1901 soll der Stadtrat zu gelegener Zeit die II. Serie im Betrage von 6 Millionen begeben. — 83,000 Fr. werden bewilligt für Ausbau und Doppelspur der Straßenbahn in Enge bis zum Bahnübergang Sihltalbahn.

14. Juli. Der **Große Stadtrat** beantragt der Gemeinde Krediterteilung von 1,579,000 Fr. für Bau von zwei Schulhäusern an der Ämtlerstraße und bewilligt 86,000 Fr. für angrenzende Straßenzüge. — Er genehmigt den Gaslieferungsvertrag mit der Gemeinde Albisrieden.

Mitte Juli. Die Maschinenfabrik Escher Wyß & Co. in Zürich geht in den Besitz der Felten-Guillaume Karlswerke A.-G. und der Elektrizitätsgesellschaft vormals Lohmeier & Co. in Frankfurt a. M. über.

15. Juli. **Städtische Gemeindeabstimmung** und **Wahlen.** Es werden bei 31,668 Stimmberechtigten und 16,730 Votanten **angenommen:**

I. Vorlage betr. das **Kunsthaus** (s. 12. Mai) mit 11,610 Ja und 1045 Nein.

II. Vorlage betr. das **Volkshaus** (s. 12. Mai) mit 10,110 Ja und 5458 Nein.

III. Ersatzwahl eines Mitgliedes des **Großen Stadtrates** im **Kreis IV** an Stelle des zurückgetretenen Dr. med. Anderhub: Louis Streuli-Hoën mit 756 St. (Stimmberechtigte 4165, Votanten 1734).

19. Juli. Der Polizeivorstand Zürich macht bekannt, daß alle Ausländer, welche in dieser kritischen Zeit die öffentliche Ordnung stören, vom Regierungsrat ohne weiteres des Landes verwiesen werden.

20. Juli. Die Vorstände- und Delegiertenversammlung der Arbeiterunion Zürich beschließt mit 213 gegen 97 St. bei 7—800 Anwesenden Ablehnung des angekündigten Generalstreiks.

21.—28. Juli. Erfolgloser Bäckerstreik.

21. Juli. Vor dem Einigungsamt wird ein neuer Tarif- und Arbeitsvertrag der Holzarbeitergewerkschaft mit dem Meisterverband geschlossen; die angekündigte Aussperrung fällt dahin.

21. Juli. Der **Stadtrat** unterbreitet dem Großen Stadtrat folgende Beschlussesanträge: 1. Zuhanden der Gemeinde: Dem Stadtrate wird zur **Überbauung** des städtischen Grundstückes zwischen Limmat- und Heinrichstraße im Industriequartier mit Wohnhäusern nach vorgelegten Plänen und Kostenvoranschlag ein Kredit von 2,375,000 Fr. auf Rechnung des Gemeindegutes gewährt. — 2. Der Stadtrat wird eingeladen: a) Baupläne und Voranschlag vorzulegen für die Überbauung des städtischen Areals im Riedtli zwischen Winterthurer- und Scheuchzerstraße im Kreise IV und der städtischen Liegenschaft des alten Gaswerkes an der Hornbachstraße im Kreise V, b) mit Rücksicht auf weitere zum städtischen Wohnungsbau geeignete Grundstücke alles vorzubereiten, was zu deren Erschließung als Baugelände als nötig erscheint, c) mit bestehenden Baugesellschaften in weitere Verhandlungen zu treten und eventuell die Gründung einer größeren gemeinnützigen Baugesellschaft anzustreben.

22. Juli. Ersatzwahl in den Kantonsrat für den Wahlkreis Höngg an Stelle des zurückgetretenen Gemeindegutsverwalter Müller: Gemeindepräsident Zweifel mit 428 St. (gegen 142 für den soz. Kanzlisten Müller in Oberstraß).

29. Juli. Affoltern a. A. Enthüllung des Eglidenkmals in der Kuranstalt zur „Arche" (s. 14. Mai 1905).

29. Juli bis 12. Aug. Thalwil. Bezirksgewerbeausstellung.

1. **Aug. Stadt Zürich.** Volkszählung (nach Haus- und Familienbogen): 170,434 Einwohner; davon sind 117,030 **Schweizer**, 53,404 **Ausländer**. Von den Schweizern sind: 34,378 Stadtzürcher, 30,230 andere Zürcher, 52,422 andere Schweizer. Von den Ausländern: 34,835 Deutsche, 6215 Österreicher und Ungarn, 7973 Italiener, 773 Franzosen, 2121 Russen, 1030 andere Europäer.

5. Aug. In der **städtischen Gemeindeabstimmung** wird der vom Großen Stadtrat am 9. Juni beantragte Kredit von 411,000 Fr. für den **Ausbau der Ütlibergstraße** („Schützenfeststraße") mit 8419 Ja gegen 8012 Nein **bewilligt.** (Stimmberechtigte 31,626, Votanten 17,085.)

5. Aug. bis 17. Okt. Für die **Anti-Streik-Initiative** des **Bürgerverbandes** (s. 29. Jan.) werden 21,885 Unterschriften gesammelt.

18. Aug. Der **Große Stadtrat** beschließt Herabsetzung des Leuchtgaspreises von 25 auf 22½ Rp. per m³, Herabsetzung des Preises für elektrischen Strom von 80 Rp. per Kilowattstunde auf 70 Rp. (im Winter) und 60 Rp. (im Sommer); die Herabsetzung des Wasserzinses von 3 Fr. auf 2 Fr. 50 per Jahr und Raum wird abgelehnt.

19. Aug. Die Kirchgemeindeversammlung Oberstraß genehmigt den Rücktritt des Herrn Pfr. Lavater unter Verdankung der seit 1859 geleisteten Dienste. Sie beschließt am 23. Sept. Berufungswahl des Herrn Pfr. Spinner in Hinwil, welcher am 30. Sept. mit 560 von 587 St. durch die Urne gewählt wird (Stimmberechtigte 1079). Pfarreinsatz 18. Nov.

20. Aug. **Kantonsrat.** Erste Lesung des Gesetzes betr. Vereinigung der Gemeinden Stadel, Windlach und Raat. Zweite Lesung und Annahme am 18. Sept.

22. Aug. Etzelwerk. Konferenz von Vertretern der S. B. B., der Kantone Zürich, Zug und Schwyz und der Maschinenfabrik Örlikon.

24. Aug. **Militärgericht** der **VI. Division** (Großrichter: Major Müller, Oberrichter). **Fall Sigg und Genossen** (s. 15. Juni, Streik ꝛc.). Kantonsrat Joh. Sigg, Journalist, wird schuldig befunden der vollendeten Meuterei; er wird verurteilt zu 8 Monaten Gefängnis, nachheriger einjähriger Einstellung im Aktivbürgerrecht und ⅙ der Kosten. Die übrigen Angeklagten Rieder, Christ, Kunz, Reutimann und Anna Herzig werden freigesprochen. Sigg reicht Kassationsbeschwerde ein, ebenso der Auditor Hauptmann Matter gegen die Freisprechung von Rieder, Christ und Reutimann. Vom Militär-Kassationsgericht im Bundesgerichtsgebäude in Lausanne wird am 22. Sept. das erstinstanzliche Urteil bestätigt. Sigg tritt am 29. Sept. seine Haft im Bezirksgefängnis Winterthur an.

26. Aug. **Stadt Zürich.** In der **Gemeindeabstimmung** wird der Kredit für den Bau von **Schulhäusern** an der **Aemtlerstraße** (s. 14. Juli) mit 15,056 Ja gegen 3509 Nein **bewilligt**; (Stimmberechtigte 31,634, Votanten 19,967. — Ersatzwahl eines Mitgliedes des **Bezirksgerichts Zürich** an Stelle des zurücktretenden Haus Kern (D.); gewählt: Gerichtssubstitut Dr. jur. Haus Kern (F.) mit 11,682 St. gegen 10,816 St. für Ge-

richtssubstitut Dr. jur. Hans Enderli (S.); (Stimmberechtigte 38,540, Votanten 24,134).

24. Aug. Der Regierungsrat beschließt die Errichtung eines Lehrstuhles für die physikalischen Heilmethoden an der Hochschule und wählt für denselben Dr. Ernst Sommer in Winterthur.

27. 28. Aug. 10. 17. 18. Sept. **Kantonsrat.** Bericht des Regierungsrats vom 18. Aug. über die **Streikunruhen** in Zürich und Interpellationen Greulich über das Streikposten- und Demonstrationsverbot; Sigg (vertreten durch Dr. Farbstein) über das Truppenaufgebot und Mißhandlung von Verhafteten durch das Militär; Joh. Heußer über die Ausweisung Hauth's und weitere 31 Ausweisungen, sowie über Polizei-Brutalitäten. Folgende Anträge werden unter Namensaufruf mit 165 und 167 gegen je 30 St. angenommen:

A. Antrag Ryf-Wolf: 1. Das vom Regierungsrat zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei Anlaß der letzten Streikunruhen erlassene Truppenaufgebot und die andern von ihm zur Verhütung von Ausschreitungen getroffenen Maßnahmen werden gebilligt. — 2. Der vom Regierungsrat verlangte Kredit im Betrag von 75,500 Fr. wird bewilligt. — 3. Der Regierungsrat wird eingeladen, auch in Zukunft bei Arbeitseinstellungen die Rechte der Arbeitswilligen energisch zu schützen und die nötigen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu treffen.

B. Antrag Meister: „Der Kantonsrat spricht Offizieren und Mannschaften des Militärs und der Polizei, die während der letzten Streikunruhen in Aktion standen, für ihre korrekte und würdige Haltung seine Anerkennung aus, mißbilligt die Ausschreitungen, zu denen sich einige wenige durch die Provokationen ausländischer und schweizerischer Elemente hinreißen ließen, und geht zur Tagesordnung über."

Abgelehnt werden damit die Anträge von Dr. Farbstein über anzuhebende Untersuchung betreffend Mißhandlungen in der Polizeikaserne, und Greulich betreffend Rücknahme des Verbots des Streikpostenstehens und der Demonstrationsumzüge.

1. Sept. **Großer Stadtrat.** Interpellation Pfister über das Verbot der Demonstrationszüge; Ablehnung der Kredite von 91,000 und 133,000 Fr. für zwei weitere Zufahrtsstraßen

zum Albisgütli. — Bewilligung von 215,000 Fr. für einen Schulhaus-Bauplatz an der Münchhaldenstraße, Zürich V.

2. Sept. Wald. Die Gemeinde schließt einen Stromlieferungsvertrag mit dem „Motor" in Baden und bewilligt 100,000 Fr. für Installationen.

5. 6. Sept. Internationaler Bund vom Blauen Kreuz Delegiertenversammlung in Zürich.

6. Sept. Der Regierungsrat wählt an die neu errichtete Stelle eines Sekretärs für das Gewerbewesen J. Bieser, Sekundarlehrer und Maschineningenieur in Bülach.

6.—12. Sept. Manöver des IV. Armeekorps (Kommandant Bühlmann, Manöverleiter v. Techtermann), IV. Division (Heller), VIII. Division (v. Sprecher), Manöverdivision (Wyß), teilweise im Kanton Zürich. — Inspektion am 12. Sept. bei Volketswil. — Vom 23.—25. Sept. Manöver einer Kavallerie-Division unter Oberst Wildbolz gegen die XII. Infanterie-Brigade (Bolli) bei Bülach und im Glatttal.

13. Sept. Tößtalbahn. Die Aktionärversammlung in Winterthur beschließt die Betriebsübernahme der Strecke Wald-Rüti auf 1. Okt. 1906.

15. Sept. Der **Große Stadtrat** bewilligt einen Beitrag von 5000 Fr. an das Zufluchtshaus der Heilsarmee für obdachlose Frauen, 32,500 Fr. an den Bau der Kornhausstraße im Kreis IV, 19,000 Fr. für Korrektion der Heinrichstraße, Kreis III.

17. Sept. Die **kantonale Schulsynode** in Zürich wählt zum Erziehungsrat an Stelle des zurückgetretenen Seminardirektor Utzinger Seminardirektor Zollinger. — Referate von Gubler und Keller über Mathematik-Unterricht.

18. Sept. Der **Kantonsrat** genehmigt den regierungsrätlichen Bericht vom 16. Juni 1906 über das Etzel-Werk und beschließt: „Der Regierungsrat wird eingeladen: a) das Etzelwerk-Projekt auch weiterhin im Auge zu behalten; b) die Ausnutzung der im Kanton vorhandenen Wasserkräfte, insbesondere der Rheinwasserkräfte, durch den Staat oder unter seiner Beteiligung derart zu fördern, daß den zürcherischen Gemeinden womöglich auf den Zeitpunkt des Ablaufs ihrer Stromlieferungsverträge mit der Aktiengesellschaft Motor kantonale Kräfte zur Verfügung stehen; c) zu prüfen, ob nicht der Staat schon früher durch Strommiete den Gemeinden Kraft abgeben könnte.

23. Sept. Der Wahlkreis Thalwil wählt in den Kantonsrat an Stelle des verstorbenen Schwarzenbach: Major Spinner, Sekretär der Militärdirektion.

23. Sept.—14. Okt. Stäfa, Bezirksgewerbeausstellung; offizieller Tag am 4. Oktober.

23. 24. Sept. Knabenschießen.

30. Sept. Die Kirchgemeindeversammlung Neumünster beschließt Errichtung einer fünften Pfarrstelle und ergänzt die Kirchenpflege durch 5 neue Mitglieder zur Pfarrwahlkommission. Vorschlag der Kirchenpflege: Hans Bachofner, Baar-Zug.

30. Sept. Wallisellen. Die Kirchgemeinde beauftragt die Architekten Bischoff & Weidele in Zürich mit dem Bau einer neuen Kirche.

Stadt Zürich. Wohnbevölkerung 1905—1906.

1905	Kreis I	Kreis II	Kreis III	Kreis IV	Kreis V	Stadt Zürich
30. Sept.	24,466	15,125	68,223	20,203	38,988	**167,045**
31. Dez.	24,804	15,278	68,220	20,911	39,292	**168,505**
1906						
30. Sept.	24,327	15,401	70,591	21,143	39,744	**171,206**

Digitized by Google